12

Landes-
bibliothek
Coburg

Aller
1545
β'
19
Coburger
Landes-
Bücherei

LB
Cob

S. 37.

E. Henne del et sc.

Ihr seyd Schuld daran, dass ich wieder aufenstanden bin!

Gallerie

von

romantischen Gemälden, Arabesken, Grotesken, und Calots.

Zweyte Abtheilung.

Originale und Kopien.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1796.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Landes-
bibliothek
Coburg

Gallerie
von
romantischen Gemälden.

Zweyte Abtheilung.

I.

Grimaldi;

oder:

Traut keinem Weibe!

Ein Italiener, Namens Grimaldi, hatte während den Bürgerkriegen zu Genua seine Zuflucht nach Pisa genommen. Eine einzige Sache auf der Welt würdigte er seiner Achtung und Freundschaft — Geld! Seiner Behauptung nach, mußte man dem Reichwerden um jeden Preis nachjagen, und er pflegte oft zu sagen, man dürfe sich dabey keiner Mittel schämen, ausgenommen derer, die fehlschlügen, und der Gewissensbisse würden immer weniger, je mehr man Geld hätte.

Bey solchen Grundsätzen konnte es nicht fehlen, der Mann mußte einen entschiedenen Beruf haben, reich zu werden; auch legte er beizeiten Hand an

den Bau seines Glücks. Er war noch blutjung, als man ihn schon den alten **Wucherer** schalt. Aber wenn er die Gabe besaß, Reichthümer zu erwerben, so besaß er dagegen auch ein noch weit seltneres Talent, seinen Reichthum zu hüten und zu verheimlichen. Er lebte mutterseelgen allein; und hatte weder Hund noch Katze in seinem Hause, weil er ihnen hätte zu fressen geben müssen; er hatte auch kein Gesinde, denn die hätten ja Lohn bekommen, und überdies stand er immer in Furcht, bestohlen zu werden, und Diebstal war nach seiner Meinung ein weit scheuslicheres und strafwürdigeres Laster, als Vatermord. Zwar war er der Gegenstand des allgemeinen Hasses und der allgemeinen Verachtung, aber so bald er eine Beschimpfung erlitten, ging er nach Hause, weidete sich an seinem Mammon, und fühlte sich getröstet.

Die Frugalität seiner Lebensart und die Dürftigkeit seiner Kleidung täuschten aber niemand über den wahren Zustand seines Vermögens, und gewöhnlich ist dies das Schicksal der Reichen, sich in dieser Erwartung betrogen zu finden. Der Mantel des Geitzes, unter welchem sie ihren Ueberfluß zu vermummen wähnen, hilft gewöhnlich zu wei-

ter nichts, als ihn in den Augen Anderer noch zu vergrößern. Bey der Angst, in der sie beständig sind, bestohlen zu werden, und bey der Sorgfalt, die sie anwenden, arm zu scheinen, glaubt man sie immer reicher, als sie wirklich sind: kurz, ihr Geiz wird eine noch reizendere Lockspeise für Spitzbuben und Räuber.

An einem Abend, als Grimaldi in Gesellschaft gegessen hatte, (man kann leicht denken, daß dieses nicht in seinem Hause geschehen war,) ging er spät und allein nach seiner Wohnung. Ein Gauner hatte auf ihn gelauert und fiel ihn an, um ihn zu ermorden. Grimaldi, der sich von einem Dolchstoß verwundet fühlte, hatte noch so viel Besinnungskraft, sich loszureissen und zu entwischen. Ein schreckliches Ungewitter mit Sturm und Regen erhob sich; Grimaldi, der durch und durch naß war, und sich von seiner Wunde entkräftet fühlte, nahm seine Zuflucht in den Laden eines Goldschmidts, der von ohngefähr noch offen stand. Dieser Goldschmidt jagte, wie Grimaldi, dem Reichwerden nach; nur hatte er, um seinen Zweck zu erreichen, einen Weg gewählt, der minder sicher war, als Wucher: er suchte den Stein der Weisen.

Weil er diesen Abend eine große Schmelzung vorhatte, so hatte er seinen Laden offen gelassen, um die Glut seiner Oefen zu temperiren.

Grimaldi stürzte hastig und ängstlich herein. Fazio, so hieß der Goldschmidt, fragte ihn, als er ihn erkannte, was er so spät und bey solchem Wetter noch auf der Gasse mache? Ach, antwortete Grimaldi: ich bin meuchelmörderisch angefallen worden! und kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, so sank er um, und war todt.

Man stelle sich die Bestürzung des Fazio vor. Erschrocken riß er dem Grimaldi die Kleider auf, um ihm Luft zu machen und leistete ihm alle Hülfe, die in seinen Kräften stand, aber vergebens! er hielt schon eine leblose Leiche in seinem Arm. Als er den Körper genauer untersuchte, entdeckte er eine Wunde in der Brust, und weil sie nicht von aussen blutete, so schloß er, daß das Blut sich inwendig ergossen und den Grimaldi erstickt habe.

Fazio war durch diesen Zufall in die größte Verlegenheit versezt. Die ganze Nachbarschaft schlief, oder hielt sich wegen des bösen Wetters in ihren Häusern verschlossen und er selbst war in sei-

nem Hause ganz allein, weil seine Frau und seine beiden Kinder sich zu seinem todtkranken Schwiegervater begeben hatten.

Plötzlich fuhr ihm ein rascher und kühner Gedanke durch den Kopf, dessen Ausführung ihm aber unter solchen Umständen äusserst leicht schien. Daß niemand den Grimaldi in seinen Laden habe gehen gesehen, das wußte er ganz gewiß, denn bei dem Platzregen und Donnerwetter, fiel es wohl niemand ein, am Fenster zu guken und in der stockfinstern Nacht auf die Vorübergehenden zu lauschen. Ueberdies, wie sollte er sich rechtfertigen, wenn er auch Grimaldi's Tod bei der Justiz hätte anzeigen wollen? Er lief ja selbst Gefahr, in Verdacht zu kommen, als ob er der Thäter sei. Alles wohl überlegt, machte er also seinen Laden zu, und nahm sich vor, diese Katastrophe zu seinem Vortheil zu nutzen. Kraft seines Lieblings-Geschmacks an Verwandlungen beschloß er, aus diesem Unglücke Glück zu machen, wie er aus Bley hatte Gold und Silber machen wollen.

Fazio muthmaßte mit der ganzen Stadt, daß Grimaldi heimliche Schätze verborgen haben müsse. Er visitirte seine Taschen, und fand außer

etwas kleiner Münze einen großen Bund Schlüssel, die er sich vornahm an den Schlössern des Verstorbenen unverzüglich zu probieren. Frisch ans Werk! sagte er bei sich selbst, das ist eine Schikkung des Himmels, der mir endlich einmal wohl will; er hat nicht umsonst das schreckliche Donnerwetter geschickt! er hat nicht umsonst mich so spät noch in meinem Laden aufseyn, und Grimaldi'n meuchelmorden lassen, um in meinen Armen zu sterben! Der Mann hat keine Verwandte, wahrscheinlich noch weniger Freunde. Soll ihn einmal ein Fremder erben, so ist doch wohl Fazio so gut als ein anderer. Ich habe gewissermaßen sogar mehr Ansprüche, denn ohne mich wäre er auf der Gasse gestorben, und hätte die ganze Nacht in dem schrecklichen Regen liegen bleiben müssen. Wer weiß, ob er nicht gar ausdrücklich zu mir gekommen ist, um mit seinem lezten Athemzug mich zu seinem Erben einzusetzen? Sein Besuch ist so gut, als ein Testament! Kurz und gut, ich will sein Erbe seyn. Das ist auf alle Fälle das klügste und sicherste; denn wollte ich auch die Sache erzählen, wie sie war, so würde mir doch kein Mensch glauben. Grimaldi's Leiche in meinem Hause gefun-

den, würde es mir sehr schwer machen, zu beweisen, daß ich nicht sein Mörder sey; statt, daß kein Mensch mir ein Wort darüber sagen kann, so bald ich ihn heimlich einscharre, aus dem sehr tristigen Grunde, weil dann kein Mensch ein Wort davon erfährt. Wahrlich! zwischen dem Schaffot und einer vollen Schatulle zu wählen, bedarf es keines langen Besinnens!

Ja, ja, das ist das große Werk, dem ich so lange nachgestrebt bin! ich hab's gefunden, gefunden! Ohne Hülfe von Schmelztiegeln, ohne Mischung von Sol und Mercur!

Je mehr Fazio an die Schätze dachte, die er heben sollte, je einleuchtender wurde ihm die Tristigkeit der Gründe, die ihn in seinem Gewissen zu dieser Hebung berechtigten. Er bewaffnete sich also mit einer Blendlaterne und begab sich auf den Weg. Der Platzregen und das Gewitter tobten ärger als jemals, aber er fühlte und hörte nichts; er hatte nur Gefühl und Besinnung, um den Weg nach dem Hause des Verstorbenen zu finden. Er versuchte die Schlüssel und kam in die Wohnstube. Die Stube war nicht groß, aber wohl verwahrt; es gab da mehr Riegel und Schlösser als Thüren.

Man kann leicht denken, wonach er sich am emsigsten umschaute. Als er den großen Geldkasten endlich gefunden, nahm er seinen Bund Schlüssel zur Hand und verzweifelte fast, ihn je aufmachen zu können. Vier oder fünf verschiedene Schlösser verwahrten ihn allein von aussen, derer nicht zu gedenken, die er innwendig antraf. Endlich, als alle Hindernisse überwunden und alles aufgeschlossen war, fand er in einer kleinen Schatulle goldene Ringe und andere Kostbarkeiten, schöne Diamanten und andere Edelsteine, und endlich in einer noch größern Schatulle vier Säcke, an deren jedem er mit innigem Vergnügen, 3000 Thaler in Gold geschrieben las. Er traute blindlings der Aufschrift, denn er war zum voraus überzeugt, daß alles richtig gezählt sey.

Fazio, voll Freude, bemächtigte sich der Säcke und ließ die Juwelen und übrige Kleinodien liegen, weil sie ihn hätten verrathen können. Hierauf brachte er wieder in Ordnung, was er in Unordnung gebracht hatte, (denn er war ein gewaltiger Ordnungsfreund) schloß wieder zu, was er aufgeschlossen, und trat nun, unter der großen Schatulle keuchend, den Rückweg an. Er hatte

das Glück, von niemanden weder begegnet noch gesehen zu werden. Sein erstes war, seinen Fund in Sicherheit zu setzen, und dann an das Begräbniß des Seeligen zu denken. Er faßte den todten Körper an, und trüg ihn so leicht von dannen, als ob er von Kork gewesen wäre; denn durch eine wunderbare Kraft hatte ihm schon die bloße Berührung dieser Goldsäcke eine Stärke mitgetheilt, über die er selbst verwundert war. Er trug den Körper in seinen Keller, machte eine Grube und verscharrte ihn mit allen seinen Schlüsseln und Kleidern, hierauf machte er das Loch mit so viel Sorgfalt wieder zu und ebnete den Boden so gleich, daß niemand auf die Vermuthung kommen konnte, der Schooß der Erde sey hier aufgewühlt worden.

Nach vollbrachter Arbeit eilte er auf sein Zimmer und öfnete seine lieben Säcke, um das Gold zu zählen, oder vielmehr, um sich an seinem Anschauen zu weiden. Er fand die Summen vollkommen mit den Sortenzetteln übereinstimmend, aber so viel Geld blendete ihn und er konnte sich nicht satt daran sehen. Bald zählte er, bald wog er die Stücken in der Hand, und seine Freude wuchs mit

jeder Minute. Unterdessen mußte er sich doch einen Augenblick dieses Entzückens berauben, um an seine Sicherheit zu denken. Er verschloß seinen Mammon in ein geheimes Schränkchen, und die Schatulle verbrannte er und ließ sie nicht eher aus den Augen, bis sie ganz vom Feuer verzehrt worden war; ja sogar die Asche gab er sorgfältig den Winden preis, so bange war ihm, entdeckt zu werden. Endlich, als schon der Morgen zu dämmern anfing, begab er sich zur Ruhe, der er höchst benöthigt war; denn alle diese Arbeiten und die große Freude hatten ihn gewaltig angegriffen und abgemattet.

Nach Verlauf einiger Tage, als man von Grimaldi gar nichts sah noch hörte, wurden die Thüren seines Wohnzimmers von Obrigkeits wegen geöfnet. Man war eben nicht verwundert, den Herrn nicht darin zu finden; aber darüber erstaunten alle, daß man kein baares Geld antraf.

Drei Monate verliefen, ohne daß man den Grimaldi todt oder lebendig hätte ausfindig machen können. Nach und nach hörte man auf, von seinem Verschwinden zu sprechen, und nun fing Fazio an, sich ein paar Worte über seine neuen

Entdeckungen in der Alchymie entfallen zu lassen; er ließ sich sogar etwas von ein paar kleinen Goldbarren, als dem Resultat seiner jüngsten Versuche, verlauten. Man lachte ihm ins Gesicht, weil man wußte, wie oft er schon mit seinen goldenen Träumen angeführt worden war; doch Fazio behauptete standhaft, daß ihm endlich das große Werk gelungen sey, und sprach von einer Reise nach Frankreich, um dort seine chemischen Goldpulver zu Gelde zu machen.

Um alles desto besser zu bemänteln, stellte er sich, als ob er Reisegeld brauchte, und borgte 100 Florenen auf einige Acker Landes, die er noch nicht durch die Esse gejagt hatte; 50 davon behielt er zu den Reisekosten und die andern 50 händigte er seiner Frau ein, indem er ihr seine Abreise bekannt machte. Diese Nachricht preßte ihr einen kalten Angstschweiß aus, denn sie bildete sich ein, daß seine zerrütteten Vermögensumstände ihren Mann nöthigten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen. Sie fürchtete, ihn zum leztenmal gesehen zu haben, und in kurzem mit ihren beiden Kindern allem Elend des Mangels und der Dürftigkeit preis gegeben zu seyn. Sie bat und beschwor ihn also,

seiner Reise zu entsagen. Vorwürfe und Thränen, alles bot sie auf, um sein Herz zu rühren, und wirklich drückte sie sich auch mit so viel Beredsamkeit und Rührung aus, daß Fazio weich wurde, und ihr sein Geheimniß zu offenbaren beschloß, so fest er sich auch vorgesezt hatte, es mit sich ins Grab zu nehmen. Er faßte sie bei der Hand, führte sie in seine hinterste Kammer, erzählte ihr den Vorfall mit Grimaldi, und zeigte ihr seinen goldnen Mammon. Nun hoffe ich doch, sagte er, daß du nicht länger zweifeln wirst, daß mein Gold Gold ist?

Man stelle sich Valentinens Freude vor; so hieß Fazio's Frau. Sie fiel ihrem Mann um den Hals und verschwendete jezt so viel Liebkosungen und Danksagungen an ihm, als vorher Bitten und Vorwürfe. Wir wollen uns über die Entwürfe zu ihrer künftigen Glückseligkeit und über die Reiseanstalten kurz fassen; wir brauchen auch wohl nicht erst hinzu zu setzen, daß Fazio seinem Weibe die tiefste Verschwiegenheit anempfahl. Als der Augenblick der Abreise kam, ermangelte Valentine nicht, gemeinschaftliche Sache mit der Familie zu machen, die sich dieser Reise aus allen Kräften

widersezte. Sie stellte sich, als ob sie für Gram darüber vergehen wollte, sie erschöpfte sich in Bitten und Flehen, ohne die Absicht zu haben, etwas erbitten zu wollen, und vergoß einen Strom Thränen, ohne den geringsten Kummer zu empfinden. Jedermann hielt den Fazio für einen Menschen, mit dem es im Kopfe nicht richtig sey, die ganze Stadt spottete über ihn; und er, er spottete insgeheim über die ganze Stadt.

Unterdessen er auf der Reise nach Marseilles begriffen war, spielte seine zu Pisa zurückgebliebene Frau ihre angenommene Rolle fort. Sie sprach unaufhörlich von Mangel und Noth, ungeachtet sie heimlich im Ueberfluß schwamm, denn ihr Mann hatte ihr eine ansehnliche Summe zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse hinterlassen. Jedermann beklagte ihr Schicksal, und doch hatte sie weiter keine Noth, als die, sich stellen zu müssen, als habe sie welche.

Fazio verwandelte sein Gold in Wechselbriefe auf die besten Handelshäuser in Pisa, und schrieb an seine Frau, er habe seine Goldstangen verkauft, und sey auf der Rückreise begriffen. Valentine zeigte den Brief den Verwandten und Bekannten,

und wer ihn sehen wollte, und jedermann gerieth in das größte Erstaunen. Es gab Ungläubige in Menge, die an Fazio's Glück demungeachtet zu zweifeln fortfuhren, bis er endlich zu Pisa anlangte. Er nahm ein triumphirendes Wesen an, theilte an alle gute Freunde und Bekannte Besuche aus, erzählte, wer es hören wollte, wie das Glück alle seine Bemühungen gekrönt habe, und ermangelte nie hinzuzusetzen, daß sein chemisches Gold an Werth und Gehalt dem ächten vollkommen gleich erfunden worden sey. Um aber mit den Wortbeweisen auch noch die überzeugenden klingenden zu verbinden, erhob er bei den Bankiers 9000 Goldthaler. Gegen die Triftigkeit eines solchen Beweisgrundes war nun freilich nichts mehr einzuwenden. Ueberall sprach man von nichts als von ihm und von der Höhe seiner Kenntnisse. Der Mann, den man noch vor kurzem den größten Narren gescholten hatte, wurde plötzlich der erste der Weisen, und Fazio genoß das Vergnügen, zu gleicher Zeit als reicher und als gelehrter Mann, sich geehrt und geschäzt zu sehen.

Da ihn jezt nichts mehr abhielt, sich dem Genuß seines Reichthums zu überlassen, so dachte er

in

im Ernst darauf. Er trug die Schulden ab, die auf seiner Meyerei hafteten, er kaufte sich eine Bedienung zu Rom, um Ehre und Reichthum zu verbinden; er bezog ein prächtiges Landhaus, und lieh den Ueberrest seines Vermögens an einen der reichsten Kaufleute für 10 von Hundert aus.

Er nahm zwei Bediente und zwei Mägde in seine Dienste, und hielt sich zwei Maulthiere für sich und seine Frau. Beide schmeckten nun in vollem Maaße das Vergnügen, reich zu seyn, ein Vergnügen, das weit lebhafter empfunden wird, wenn man vorher in Dürftigkeit gelebt hat. **Valentine**, die jezt eine viel zu große Dame geworden war, um ihren Haushalt selbst zu führen, nahm, mit Einwilligung ihres Mannes, eine arme, alte, häßliche Verwandte und ein sehr hübsches junges Mädchen zu sich.

Um ganz wie ein reicher Mann von gutem Ton zu leben, wollte Fazio sich auch eine Maitresse halten. Seine Frau hatte ihm, ohne es zu wollen, selbst die Mittel dazu erleichtert, denn kaum war das junge Mädchen im Hause, das, wie schon gesagt, sehr hübsch war, so stach sie dem Fazio gewaltig in die Augen. Ihr Name war **Magda-**

lena. Fazio schwatzte ihr den ganzen Tag von seiner Liebe vor, und unterstützte seine Zärtlichkeitsversicherungen mit Geschenken. Lenchen befand sich in dem Alter der Liebe und Koketterie, und bekanntlich ist schon eins von beyden hinreichend, um eine Thorheit zu begehen. Mit einem Wort, es dauerte nicht lange, so gab Lenchen dem Fazio willig Gehör und beyde wurden so gute Freunde, daß er darüber mit seiner Frau zerfiel. Doch ehe noch Valentine hinter ihr Verständniß kam, hatte Fazio schon das Vergnügen gehabt, eine Menge Geld mit seinem lieben Lenchen durchzubringen.

Valentine war sehr eifersüchtig auf die Behauptung ihrer Ehestands-Rechte. Mit dem größten Verdruß erblickte sie solche in Gefahr. Zank und Zwietracht herrschten bald im Hause. Valentine wurde, wie das so gemeiniglich zu geschehen pflegt, mißlaunig und schmollend, und Lenchen grob und impertinent. An einem Morgen geriethen beyde so heftig an einander, daß Valentine dem Lenchen und der alten Verwandten die Thüre wies. Als Fazio nach Hause kam, nahm er das sehr übel; er erhob einen gewaltigen Lärm, und miethete Lenchen, die ihm nun noch lieber gewor-

den, ein eigenes Zimmer in der Stadt. Das stieß denn bey Valentinen, die von Natur sehr heftig war, vollends dem Faß den Boden aus.

Einige Tage darauf machte Fazio einen neuen Versuch, seine Frau zu besänftigen oder zu täuschen, und als ihm das nicht gelingen wollte, so ging er auf sein Landhaus, und nahm Lenchen mit sich. Auf diese Zeitung faßte Valentine, die in ihrer Wuth mehr einer Furie als einem Weibe glich, den schrecklichsten Vorsatz, den Raserey und Eifersucht eingeben können. Ohne über die traurigen Folgen nachzudenken, die ein solcher Schritt haben würde, beschloß sie, ihren ungetreuen Mann als Grimaldi's Mörder anzugeben. Kaum war ihr dieser Gedanke in den Kopf gekommen, so verließ sie auch ihr Haus und ihre Kinder, lief zur Obrigkeit und zeigte Fazio's That an, der in den Armen seines Liebchens das Ungewitter nicht ahnete, das über seinem Haupte schwebte.

Der Podesta ließ fürs erste Valentinen in Verhaft nehmen, bis man versichert sey, ob ihre Anklage Grund habe. Hierauf grub man in Fazio's Keller nach, und als man die Ueberbleibsel von Grimaldi's Körper mit seinen Schlüsseln und Klei-

dern gefunden, wurde Fazio von Lenchens Seite weggerissen, und in den Kerker geworfen. Anfangs leugnete er alles, aber als man ihn mit seiner Anklägerinn confrontirte, und er in ihr seine Frau erblickte, rief er aus: Elende! hätte ich dich weniger geliebt, so wüßtest du nicht um mein Geheimniß! meine Liebe zu dir machte mich schwach und blind, und du bringst mich jezt ins Unglück! — Die Folter, die von jeher für angeklagte Unschuldige so schrecklich und gefährlich war, zwang den Fazio, zu gestehen, was er gethan und selbst was er nicht gethan hatte. Er klagte sich des Todschlags des Grimaldi an, den er doch nicht ermordet, und wurde verurtheilt, das Leben zu verlieren und sein Vermögen confiscirt zu werden.

Valentine, als sie wieder in Freyheit gesetzt war, wollte nach ihrem Hause zurückkehren, und war nicht wenig verwundert, es von Gerichtsdienern besetzt zu finden, die sogar ihre Kinder aus dem väterlichen Erbe vertrieben hatten. Dieser neue Unfall stürzte sie vollends in den Abgrund der Verzweifelung. Denn schon fühlte sie die Gewissensbisse der Reue über ihre zu rasche That, weil dem unglücklichen Weibe, sobald sie ihre Rache be-

friedigt hatte, die Augen aufgegangen waren und sie nun das ganze Unglück der Zukunft ahnete, das ihr bevorstand. In ihrem Schmerze lief sie mit zerstreuten Haaren durch die Straßen, und foderte mit lauter Stimme von der Obrigkeit ihren Mann zurück, den sie selbst dem Schwerdt überliefert hatte. Der Anblick ihrer Kinder vermehrte ihre Herzenspein.

Man sprach in der ganzen Stadt von nichts, als von dieser traurigen Begebenheit. Valentine, die sich selbst ein Gegenstand des Abscheu's war, genoß nicht einmal den betrübten Trost, Mitleiden zu erregen. Sie sah sich von ihren nächsten Verwandten und Freunden verlassen, und von jedermann wie ein reissendes gefährliches Thier geflohen.

Unterdessen ertrug Fazio sein trauriges Schicksal. Man führte ihn durch alle Gassen der Stadt zur Schau nach dem Blutgerüste. Er hörte unterwegs nicht auf, seine Unschuld zu betheuern, bald Valentinen zu verwünschen, und bald das Loos dieser Unglücklichen und sonderlich seiner armen Kinder zu bejammern, die der Dürftigkeit und der Schande preis gegeben wären. Endlich

wurde er hingerichtet, und sein Körper, dem Gebrauche nach, auf dem Schaffot ausgestellt.

Es ist unmöglich, das Schreckliche in Valentinens Zustande zu schildern. Sie fühlte sich zu strafbar, als je wieder auf Trost oder Linderung Anspruch machen zu dürfen. Die Fülle ihres Unglücks und ihrer Verzweifelung hatte sie um den Gebrauch ihres Verstandes gebracht, und ihr Ohr der Stimme der Natur verschlossen. In dieser Lage brütete sie einen neuen gräßlichen Entwurf aus.

Sie nahm ihre beyden Kinder bey der Hand, und eilte hastig nach der Richtstätte, indem sie Ströme von Thränen vergoß. Sie drang durch die Menge der Zuschauer, die ihr Platz machten und sie mit Flüchen und Verwünschungen überhäuften. Aber Valentine hatte weder Augen noch Ohr. Sie erreichte den Fuß des Schaffots, und stieg mit ihren Kindern die fatale Leiter hinan, als ob sie noch einmal ihren Gatten umarmen wollte. „Du Elende! rief eine von den Zuschauerinnen, jezt ist es auch Zeit, ihn umarmen zu wollen; hast du ihn nicht hierher gebracht?“

Valentine mit zerstörtem, wildem Blick, ließ ihre Kinder näher treten, und befahl ihnen, mit ei-

nem herzzerreissenden Ton der Stimme, ihren unglücklichen Vater zu umarmen. Bey diesem Anblick und bey dem Geschrey der armen Kinder konnte sich das Gedränge der Zuschauer der Thränen nicht enthalten; aber plötzlich stieß die wüthende Mutter dem einen Knaben einen Dolch in die Brust, ergriff den zweyten, und streckte ihn ebenfalls entseelt auf den Leichnam seines Bruders nieder. Ein allgemeines Geschrey des Entsetzens erhob sich um ihr her; man eilte, sich ihrer zu bemächtigen, aber schon hatte die Wüthende sich mit demselben Dolch entleibt, und sank an der Seite der Leichen ihrer Kinder und ihres Mannes zu Boden.

Die schreckliche Geschichte verbreitete sich bald durch die ganze Stadt; alle Einwohner eilten herzu, um Augenzeugen davon zu seyn. Es war, als ob man eine allgemeine Landplage, ein Unglück, welches die ganze Stadt betroffen, beklagte. Bestürzung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; das Volk strich die Straßen von Pisa in düsterer und tiefer Stille auf und ab; das Gedränge erneuerte sich unaufhörlich um dem Schaffot, sonderlich konnte man nicht müde werden, die beyden unschuldigen und ermordeten Kinder zu betrachten

die, mit dem Blute ihrer Mutter bespritzt, über dem Leichnam des Urhebers ihres Lebens lagen. Selbst die rohesten Herzen fühlten sich von Mitleid erweicht, und die gerührten Richter erlaubten der Familie, den Vater und die Mutter außerhalb der Stadt zu begraben. Die beyden Kinder wurden in der St. Catharinenkirche beerdiget. Ihr Leichenbegängniß ehrten alle Einwohner durch ihre Thränen, und noch hat die Ueberlieferung das Andenken dieser traurigen Begebenheit zu Pisa erhalten.

II.

Sechs Novellen,

einem Welschen nacherzählt.

1.

Falanauna war von sehr reichen Eltern geboren, die ihn frühzeitig zur Schule anhielten; aber es vergiengen acht Jahre, ohne daß es dem Lehrer gelungen wäre, ihm nur das Abc beyzubringen. Der Lehrer gestand den Aeltern, daß er sein Abc ehe selbst vergessen, als es ihrem Sohne in den Kopf trichtern würde. Von Körper war er eben so ungeschickt als von Geist. Als er seine Mutter verlohr, zählte er schon 18 Jahre, und doch konnte er von seiner Muttersprache nur die Wörter: Papa, Mama geläufig aussprechen. Die Nachbarskinder nannten ihn Falanauna aus Spott, weil er, wenn er Hunger hatte, dies durch Nauna aus-

drückte. Jedermann suchte seinen Witz an ihm zu reiben, und das gelang selbst dem Einfältigsten. Die abgeschmacktesten Mährchen hatten für ihn den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit, denn er glaubte alles und dachte über nichts nach. Der Tod seines Vaters setzte ihn in den Besitz eines unermeßlichen Vermögens. Er wollte sich verheyrathen, und fand, Dank seinem Gelde! nicht nur eine junge, sondern auch eine hübsche Frau. Falananna konnte wohl eine Frau reich aber nicht glücklich machen. Manta, so hieß seine Gattinn, hatte zwar versprochen, ihn zu heyrathen, nicht aber ihn zu lieben. Die Zeit wurde ihr gewaltig bey ihrem Manne lang, und das war ein Beruf mehr, sie sich anderswo zu vertreiben. Die Sehnsucht nach einem solchen Zeitvertreibe verrieth sich bald in ihrem Gesicht und Wesen, und da Manta hübsch war, so fanden sich Tröster in Menge ein; doch nur ein einziger wurde von ihr begünstigt. Bernhardillo, so hieß der junge Mensch, war aber auch recht dazu geschaffen, um zu gefallen, und an Geist und Leib das vollkommene Gegentheil von Falananna. Wenn Manta's beredte Blicke Bernhardillo's Hoffnungen auch nicht angefeuert hät-

ten, so würde wenigstens der Mann ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt haben; aber ein anderes und weit schwereres Hinderniß widersetzte sich seiner Glückseligkeit, das war **Monna**, **Manta's** Mutter, die bey ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne lebte.

So standen die Sachen, als **Falanauna**, der gar fromm und ein starker Kirchengänger war, einsmal einen Mönch predigen hörte, welcher damals für den Lieblingsprediger der Stadt galt. Er hatte eine sehr durchdringende Stimme, und eine noch eindringendere Beredtsamkeit. An dem Tage, wo ihn **Falanauna** zum erstenmal hörte, hatte er der Versammlung zu beweisen gesucht, daß dieses Leben kein Leben, sondern der Tod sey; er zeigte zugleich auf das einleuchtendste, daß das, was man den Tod nenne, nur der Anfang eines ruhigen und glücklichen Lebens genannt werden müsse, sobald man nämlich ein gottesfürchtiges und christliches Ende nehme. Sein Vortrag war so pathetisch und überzeugend, daß **Falanauna** auf das tiefste erschüttert, und mit der heißesten Sehnsucht, zu sterben, nach Hause kam.

Von dem Augenblick an sprach er von nichts,

als von der Glückseligkeit der Gestorbenen, und rief von Zeit zu Zeit in seiner edlen Begeisterung aus: o Tod, o lieber Tod, wenn wirst du mich in deine Arme schließen! Wenn werde ich sterben können, um erst recht anzufangen zu leben! — Diese Lieblingsfloskel und diese neumodischen Ausrufungen waren eben nicht gemacht, seinen Umgang angenehmer zu machen, der an sich schon trocken und lästig genug war. Auch wurden Manta und ihre Mutter es bald von Herzen überdrüßig, ihn unaufhörlich seine Todesbetrachtungen vorwinseln zu hören. Er bekümmerte sich gar nicht mehr um seinen Haushalt, und eben so wenig um seine Frau, die im Grunde gar nicht bös darüber war; und sprach er ja mit jemand, so geschah es bloß, um ihn zu bitten, ihn doch zum Tod zu verhelfen.

Manta und ihre Mutter hatten zwar gefälligst ihm schon verschiedene Arten zu sterben in Vorschlag gebracht, allein nicht eine hatte ihm behagen wollen. Er bestand darauf, ohne Schmerzen zu verscheiden, und nicht bloß christselig, sondern auch so sanft als möglich zu sterben. Endlich erholte man sich Raths bey dem jungen Bernhar-

dillo, der so heiße Wünsche für Manta's Wittwenschaft that, und Mittel gefunden hatte, auch Monna's Freundschaft zu gewinnen. Nach gepflogener Berathschlagung unter den dreyen, entdeckte Manta dem Falanauna, sie habe sich wegen seines Anliegens an den Mönch selbst gewendet, und der heilige Mann habe einen so lebhaften Antheil an ihm genommen, daß er versprochen, ihn so, wie er wünsche, d. h. ohne Schmerzen, in jene Welt zu versetzen. Sie fügte hinzu, des Mönchs Mittel sey ohne Fehl, und er habe schon mehrern Personen gleichen Dienst geleistet. Auf diese Nachricht hüpfte Falanauna für Freuden hoch in die Höhe. Er soll kommen, rief er, morgen kommen, ja, jezt gleich, wenn er kann, denn ich habe große Eile. — Er wird erst morgen kommen, erwiederte Manta, und du mußt ja überdies Zeit haben, deinen letzten Willen aufsetzen zu können.

Man holte unverzüglich einen Notar, und Falanauna setzte durch ein Testament Manta zur Universalerbinn ein. Bernhardillo hatte, seiner Seits, herzlich gern zu der ganzen Komödie hülfreiche Hand geboten.

Den andern Morgen, sobald der Tag graute,

erwartete Falanauna, in seinem Bette liegend, den Mönch, nachdem er feyerlich angelobet hatte, dem Pfaffen blindlings zu gehorchen, sobald er an seinem Tode zu arbeiten anfangen würde; er versprach wenig und mit leiser und schwacher Stimme zu sprechen, und, vor allen Dingen, unter keinerley Vorwand einen Arzt zu verlangen. Als alles so eingeleitet war, fieng Manta an, das Haus von ihrem Klaggeschrey ertönen zu lassen: mein Mann, mein armer Mann; er stirbt, er stirbt! Die Nachbarn eilten herbey, und Zustand und Sprache des Sterbenden überzeugten jedermann, daß Manta's Furcht gegründet sey. Der eine redete dem Sterbenden zu, der andere tröstete seine Frau. Falanauna hatte sich den Kopf mit einem Tuche gebunden; er beantwortete alle Fragen nur durch Stillschweigen, und gab er ja einen Laut von sich, so waren es die paar Worte, die er mit kraftloser Stimme hervorbrachte: es geht mit mir zu Ende! Man sprach nun davon, einen Beichtvater holen zu lassen, und Bernhardillo, der sich schon in eine Mönchskutte geworfen, erschien, um die Rolle des Grabpredigers zu spielen. Er hatte sich am Kinn einen langen schwarzen Bart befestigt,

und sich so gut verkappt, daß es unmöglich war, ihn zu erkennen.

Bey seinem Eintritt verließen alle Anwesende das Zimmer, und der vorgebliche Mönch näherte sich dem Bette und seegnete den Sterbenden ein. **Falanauna** zitterte für Freuden bey seinem Anblick, und wollte sich aufrichten, um ihn zu bewillkommen. Bleibt liegen, sagte der Mönch, und haltet euch warm. — Sind sie es nicht, ehrwürdiger Vater, antwortete **Falanauna**, der mein Erlöser werden und mir zum Tode verhelfen will? — Ja, ich bins, antwortete der Pater, seyd ohne Sorgen, es soll schon gehen. Nun gut, erwiederte **Falanauna**, so wollen wir Hand ans Werk legen. Zuerst will ich beichten. — Der Mönch hörte ihm Beichte, gab ihm die Absolution, und trug der Wittwe auf, das Lösegeld für seine Sünden zu entrichten, das in einer gewissen Summe Geld zu Altarkerzen, und in einigen jährlichen Fasten, zu gewissen bestimmten Tagen, bestand.

Unterdessen wurde **Falanauna** fast ungeduldig, sich noch nicht gestorben zu fühlen, bis Pater **Bernhardillo** ihm endlich befahl, die Augen auf ewig zu schließen; was ihr auch hören und se-

hen möget, sagte er, so müßt ihr doch thun, als ob ihr nichts hörtet und nichts sähet, und was eure Frau betrifft, indem er sich zur Manta wandte, so muß sie auf das erste Zeichen, das ich ihr geben werde, dem Tode ihres so zärtlich geliebtén Gatten ihren Tribut an Seufzern und Thränen zollen. — Hierauf wickelte er ihn in ein großes Leichentuch, rückte sein Bette mitten in das Zimmer, und stellte Weyhwasser und zwey angezündete Kerzen zu den Füßen.

Der Sterbende dankte Bernhardillo höflichst für diesen großen Liebesdienst, und der verkappte Pater fuhr fort, ihn in seiner weitern Rolle zu unterrichten. „Wenn man euch in den Sarg gelegt und nach der Kirche getragen haben wird, so wird man euch nach den gewöhnlichen Leichenceremonien in eine Gruft senken, wo ich alles selbst zu eurem Empfang veranstaltet habe. Hier werden keine 24 Stunden verfließen, so wird eure Seele ohne Schmerz und Mühe Abschied von eurem Leibe nehmen.“ — Falanauna hörte ihm aufmerksam zu, und wäre bald schon für Freude gestorben, bevor noch die Zeit gekommen war, nach der Weise des Mönchs zu sterben. — Aber merkt euch

wohl

wohl, setzte dieser hinzu, daß bis dahin ihr noch so gut fort hören und fort empfinden werdet, als jezt. Hütet euch daher wohl, das geringste Lebenszeichen von euch zu geben, denn sonst ist es mit meiner Kunst aus! Sollte sich sogar zutragen, daß die Todtengräber beym Begraben, oder im Versenken des Sargs, euch wehe thäten, so müßt ihr doch unempfindlich bleiben, wie ein Todter. Es ist nicht genug zu sterben, man muß auch im Sterben alles leiden und ausstehen können, ohne einen Mucks zu thun; thut ihr das nicht, so ist es mit meiner Kunst aus, das wiederhole ich euch noch einmal, und ihr fallt bey lebendigem Leibe dem Teufel in die Hände.“

Der Sterbende gelobte alles zu thun, was man von ihm verlangte, nur bat er, ihm noch etwas zu essen und zu trinken zu geben, weil er gern bey vollem Magen sterben möchte. Nachdem er eine ziemlich starke Collation zu sich genommen, rief er: nun, frisch ans Werk! ich bin bereit zu sterben, legt mich zurecht. — Bernhardillo gab ihm die Lage eines Todten, drückte ihm die Augen zu, und sagte: **Falanauna, du bist todt.**

Jezt befand sich **Falanauna** auf dem höchsten

Gipfel der Freude, und Manta begann nun aus Leibeskräften zu schreyen: ach! mein lieber Mann! er ist todt! Mein lieber Mann, er ist gestorben! Todt! Todt! — Die Nachbarn, die sich auf das Klaggeschrey in größerer Menge versammelten, waren einzig mit der Wittwe beschäftigt, weil man fürchtete, sie möchte sich aus Schmerz und Verzweifelung selbst ein Leid anthun. Monna hingegen, die unterdessen mit dem vorgeblichen Pater allein geblieben war, legte mit seiner Hülfe Falanauna in einen Sarg; und lüftete nur etwas den Deckel; unter der Hand ließ man sich gegen die Nachbarn verlauten, der Körper sey auf eine schreckliche Art entstellt, und der Seelige an einer eigenen Krankheit verschieden. Das war denn Ursache, daß niemand neugierig war, dem Leichnam zu nahe zu kommen, aus Furcht, er möchte etwa gar an einer ansteckenden Krankheit gestorben seyn.

Falanauna regte und bewegte sich nicht, und Bernhardillo in seiner Mönchsmaske wachte bis an den andern Morgen bey ihm. Unterdessen war sein Tod angesagt, und zum Begräbniß gebeten worden. Die Verwandten und Freunde stellten

sich ein, um ihre Condolenzbesuche zu machen, und die Leiche mit Weihwasser zu besprengen. Jedesmal, so oft gesagt wurde: Gott sey seiner Seele gnädig, freute sich Falanauna innerlich, und glaubte schon wirklich gestorben zu seyn.

Endlich kam der Leichenconduct, den Todten abzuholen, und man trat mit ihm den Weg zum Grabe an. Alles ging vortrefflich, bis bey der Wendung um eine Gasse, wo das Gedränge sehr stark war, jemanden einfiel, nach dem Namen des zu Begrabenden zu fragen. — Falanauna, war die Antwort. Bey diesem Namen rief einer von den Zuschauern aus: der Spitzbube, er ist mir drey Florenen schuldig, die sollen ihn noch im Grabe drücken! — Bey Anhörung dieser Worte ergrimmte der gewissenhafte Falanauna; er machte sich von seinem Leichentuche los, stieß den Deckel des Sargs auf, und richtete sich in die Höhe, indem er aus Leibeskräften schrie: Elender Verläumder! spricht man so mit einem Todten? Warum mahntest du mich nicht, als ich noch am Leben war? oder warum lässest du dich nicht von meiner Wittwe bezahlen?

Bey diesen Worten und dieser Erscheinung war-

fen die erschrockenen Träger Bahre und Sarg von sich, und hatten nichts eiliger zu thun, als mit dem ganzen Leichengefolge die Flucht zu ergreifen. Bleibt doch, bleibt doch! rief ihnen Falanauna nach, so wie er mitten im Kothe da lag, wo wollt ihr hin? ich bin ja todt; tragt mich nur weiter! Und damit that er sein möglichstes, sich im Sarg wieder zurecht zu legen. Als er sahe, daß man ihn ganz allein ließ, gerieth er in einen schrecklichen Zorn, und rief: So kommt doch! Seht ihr denn nicht, daß ich begraben seyn will?

Diese ganze Gegend der Stadt, und wer von diesem sonderbaren Auftritt Zeuge gewesen war, gerieth in die schrecklichste Bestürzung und Angst. Ein Theil verkroch sich, ein anderer Theil begab sich unter unaufhörlichem Kreutzerschlagen aufs Laufen, und wähnte, ein ganzes Heer von Spükenden auf den Fersen zu haben. Aber andere, die vernünftiger dachten, und sich erinnerten, welch ein einfältiger Tropf der weyland Verstorbene gewesen sey, faßten ein Herz, und näherten sich ihm, der noch immer sich heisser schrie; zum Teufel! so begrabt mich doch, ich bin ja todt!

Zwey oder drey der herzhaftesten, als sie das

sahen und hörten, nahmen ihre Zuflucht zum Stock, um den Geist zu bannen. Falanauna, der nicht darauf gefaßt war, in jenes Leben unter einer Prügelsuppe einzuwandern, sprang aus dem Sarg, und schrie wie toll: Ihr Bösewichter! ich will euch verklagen; ihr seyd Schuld, daß ich wieder auferstanden bin. — Bey diesen Worten wurde jedermann von Falanauna's Narrheit überzeugt, und der Schrecken verwandelte sich in Unwillen und Gelächter. Die Jungen begrüßten ihn mit einem Hagel von Stein- und Kothwürfen, und der Todte, der nur mit einem dünnen Lailachen bekleidet war, fand diese Auferweckung so empfindlich, daß er endlich sein Heil in der Flucht suchte. Er erreichte endlich sein Haus, aber so übel zugerichtet, daß ihm die Lust zu sterben auf immer verging. Was den Liebhaber anbetrifft, so behauptet man, daß er ebenfalls von der Sucht kurirt wurde, Weiber heirathen zu wollen, bevor sie Wittwen sind.

2.

Eine adliche und reiche Wittwe hatte eine einzige Tochter, Elisabeth mit Namen, die eben so verständig als schön war. Da sie mit diesen Eigenschaften auch noch die Aussicht auf eine reiche Erbschaft verband, so kann man leicht denken, daß es ihr nicht an Freyern fehlte. Aber Elisabeths Mutter verlangte von ihrem zukünftigen Schwiegersohn so viel, daß es täglich schwerer wurde, sich um die Hand ihrer Tochter zu bewerben. Geburt, Rang, Reichthum, Schönheit, das alles sollte ihr künftiger Eydam besitzen, und mangelte auch nur eins daran, so half alles das übrige nichts.

Elisabeth war nicht so strenge in ihren Ansprüchen; und während ihre Mutter sich den Kopf zerbrach, wie sie solche am besten verheirathen wollte, so hatte Elisabeth schon längst ihre Wahl getroffen. Es war ein junger liebenswürdiger Mensch aus der Nachbarschaft, der die vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes vereinigte, aber zugleich einen grossen Fehler hatte. Er war arm, und mit seinem Adel sah es ebenfalls sehr zweydeutig aus. Doch, was ihm an der Erlauchtheit seiner Geburt abgieng, ersetzte er durch den Adel

seiner Seele, so wie seinen Mangel an Schätzen durch Oekonomie, und die Kunst, gut zu Rathe zu halten. Er hatte sich den schönen Wissenschaften gewidmet, die seinen Geist täglich mehr ausschmückten.

Elisabethen gefiel es an keinem Ort ihres Hauses besser, als auf der Terrasse des Daches, denn hier konnte sie ihren Alexander sehen, so hieß der junge Mensch. Dieser bemerkte Elisabeths öftere Erscheinungen auf der Terrasse, und errieth bald den wahren Bewegungsgrund; aber mit der Entdeckung ihrer Neigung zu ihm, fand sich auch gleiche Neigung für sie in seinem Herzen ein, und bald wuchs sie zur heftigsten Leidenschaft an. Anfangs sprachen sie bloß durch die Augen mit einander; aber endlich wagte Alexander Liebesbriefchen, auf welche zärtliche Antworten folgten, in denen Alexander nicht bloß das zärtliche, für Liebe empfängliche Herz Elisabethens, sondern auch einen feinen und ausgebildeten Geist erkannte. Diese Entdeckung entflammte seine Leidenschaft noch stärker, und er faßte den Entschluß, lieber alles aufs Spiel zu sezzen, als Elisabethen zu entsagen.

Von den Liebesbriefchen kam man bald zu heimlichen Besuchen. In einer Nacht, wo Alexander

mittelst einer Strickleiter die Terrasse erstiegen hatte, gelang es ihm, Elisabethen zu bereden, aus den Händen ihres Geliebten den Ring anzunehmen. Man weiß, daß in Italien die feyerliche Gabe und Annahme eines solchen Rings, das Zeichen einer förmlichen Verlobung ist. Elisabeth steckte ihn an ihren Finger, und nahm es über sich, ihrer Mutter zu entdecken, daß sie sich heimlich versprochen habe.

Die Mutter hatte unterdessen endlich auch eine Wahl getroffen; aber ihr wiederfuhr, was gemeiniglich den Personen zu wiederfahren pflegt, die sich zu lange besinnen, sie wählte herzlich schlecht. Unter den Freyern gab sie einem gewissen Bindo den Vorzug, welcher Reichthum und Herkunft abgerechnet, nicht eine von den Eigenschaften vereinigte, die sie von ihrem Schwiegersohn verlangt hatte. Sie machte ihre Wahl der Elisabeth bekannt, und diese nützte die Gelegenheit, um ihr dagegen ihre Verlobung mit Alexandern zu entdecken. Aber die Mutter nahm diese Offenherzigkeit sehr übel auf, und erklärte, daß sie nie in diese Verbindung willigen würde. Auch that sie gleich den andern Morgen die Elisabeth in ein Kloster.

Bindo, der von Alexanders Plan auf seine Geliebte durch die Mutter unterrichtet wurde, suchte letzteren durch Drohungen abzuschrecken, und auf Anrathen der Mutter schrieb er nach Rom, um das heimliche Verlöbniß der beyden Verliebten annulliren zu lassen. Dieser Bindo war ein Mann von Gewicht und Einfluß, und Alexander fürchtete, seine Geliebte auf ewig zu verlieren. Elisabeth ihrer Seits zitterte, Alexander möchte sich durch Drohungen und Gewalt abspenstig machen lassen, und da sie auch den Charakter ihrer Mutter kannte, so verzweifelte sie zum voraus, sie je für Alexandern zu gewinnen. Das betrübte sie denn herzlich, und sie vergoß eine Menge Thränen, die zwar von ihrer Liebe zeugten, aber ihre Wünsche um kein Haar breit dem Ziele näher brachten. Alexander schlich unaufhörlich in der Nähe des Klosters umher, aber seine Seufzer drangen nicht durch die Mauern, Elisabeth konnte nicht Augenzeuginn seines Kummers und seiner Schwermuth seyn, ja er konnte sie nicht einmal zu sehen bekommen, oder jemand bestechen, der ihr ein Briefchen zugesteckt hätte. Ueberall fand er nichts, als Mauern und Gitter und taube Pförtnerinnen.

Endlich, als Elisabeth sah, daß sie mit allen ihren Wünschen und Thränen ihren Geliebten nicht wieder bekäme, und daß Weigerung und Widerstand vergeblich wären, so entschloß sie sich, ihre Zuflucht zur List zu nehmen. Sie überlegte es lange wohl, entwarf einen Plan, und schritt endlich zur Ausführung. Sie machte den Anfang damit, mehr Mäßigung in ihren Reden, und mehr Nachgiebigkeit in ihrem Betragen zu äußern. Sie that, als ob sie sich ihrer vorigen Aufführung schäme, und sich Vorwürfe mache, ihrer Mutter soviel Kummer verursacht zu haben; kurz, sie leitete alles so gut ein, daß die Aebtissinn, entzückt über diese unvermuthete Veränderung, sich erbot, sie wieder mit ihrer Mutter auszusöhnen, so bald sie nur versprechen wolle, den Bindo zu heirathen. Das hatte Elisabeth eben erwartet. Sie warf sich der Aebtissinn zu Füßen, küßte ihr freudig die Hände, nannte sie ihre zweyte Mutter, und betheuerte, daß sie ihr ein neues Leben verdanke. Die Aebtissinn benachrichtigte unverzüglich Elisabethens Mutter von der glücklichen Veränderung, und diese kam noch denselben Tag ins Kloster, und nahm ihre Tochter mit sich nach Hause. Elisabeth bat ihre Mutter de-

müthig um Vergebung und Vergessenheit des Geschehenen, und es wurden unverzüglich alle Anstalten getroffen, um die Hochzeit mit Bindo zu feyern.

Elisabeth, die ihrem gefaßten Plan immer treu blieb, kam in der zweyten Nacht, wo sie in einer Kammer neben ihrer Mutter schlief, mit allen Kennzeichen der Bestürzung und des Schreckens vor ihr Bette gelaufen: Mutter, liebe Mutter! rief sie mit zitternder Stimme, ich kann nicht mehr! Ach, was hab' ich für einen Traum gehabt! .... Ich bin außer mir! — Und was war denn das für ein Traum? antwortete ihre Mutter, wer wird denn gleich darüber so erschrocken seyn! Weißt du nicht das Sprichwort: Träume sind Lügner! — Ach, liebe Mutter, erwiederte ihr Elisabeth, sie wissen nicht, was das für ein Traum war, sie selbst sind mit dabey im Spiel. — Nun gut, sprach die Mutter, wenn dich das beruhigen kann, so will ich unsern Beichtvater, den Pater Zacharias, rufen lassen, das ist gar ein heiliger und grundgelehrter Mann, der wird dir den Traum schon zu deuten, und dich zufrieden zu stellen wissen. — Wollte Gott! rief Elisabeth voll Ungedult, der ehrwürdige Pater wäre schon da!

Man ließ den Pater Zacharias unverzüglich rufen. Es war ein guter ehrlicher Mann, der das Pulver eben nicht erfunden hatte, der aber sehr fromm war. Er ermangelte nicht, sich einzustellen, und nach einigen Entschuldigungen, daß man ihn hierher bemüht, erzählte ihm die Mutter, daß ihre Tochter einen bösen Traum gehabt, und daß sie in seine fromme Einsichten das Vertrauen setze, er werde ihnen solchen auslegen können. Der Mönch antwortete: es sey zwar Thorheit, an Träume zu glauben, doch habe man auch Beyspiele, daß Gott zuweilen in Träumen den Menschen seinen Willen kund gethan habe, Elisabeth möchte ihm also nur den ihrigen erzählen. Das that denn Elisabeth folgendergestalt, indem sie die Augen niederschlug und ihre Mutter und den Pater bat, sie ruhig anzuhören, und nicht zu unterbrechen.

„Gestern, als ich mich spät zu Bette gelegt, sagte sie, und in meinem Gemüth ziemlich unruhig war, konnte ich nicht eher als gegen Morgen einschlafen. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, so wähnte ich mich an das Gestade des Arno versetzt, welches der Schmelz unzähliger Blumen schmückte. Ich setzte mich unter einen Baum, und

ergötzte mich daran, seine krystallhellen Fluthen über die glänzenden Kiesel hingleiten zu sehen, während ihr angenehmes Murmeln meine Seele in eine sanfte Wonne wiegte. Plötzlich näherte sich mir ein großer Wagen, dessen eine Hälfte weis wie Elfenbein, und die andere schwarz wie Ebenholz war, und der von einer weißen Taube und einem schwarzen Raben gezogen wurde, die wie unsere Pferde vorgespannt waren. In der Mitte des Wagens war ein erhabener Sitz, ebenfalls halb weis und halb schwarz. Indem ich den Wagen bewunderte und betrachtete, fand ich mich, ohne zu wissen wie, auf dem erhabenen Sitz. Die weiße Taube und der schwarze Rabe breiteten ihre Flügel aus, der Wagen stieg in die Luft empor, und ich durchflog den Himmel mit Blitzesschnelle. Unterwegs bewunderte ich unzählige erstaunenswürdige Dinge, bis mich der Wagen in einem ungeheuern runden Saal absetzte. Ich erblickte neben mir eine große geheimnißvolle Kugel; und um den Saal saßen auf Stufen die schönsten jungen Leute, die ich je gesehen. Die ersten waren grün, die zweyten blau, und die dritten roth gekleidet.

Während ich in stiller, mit Furcht vermischter

Bestürzung harrte, was das alles für ein Ende nehmen sollte, war die geheimnißvolle Kugel verschwunden, und an ihrer Stelle erblickte ich einen feurigen Stuhl, und auf dem Stuhl einen jungen Mann in Flammen gekleidet, und mit einer Flammenkrone auf dem Haupte. Er wendete sich zu mir, aber seine Stirne, die stralender war, als die Sonne, machte, daß ich die Augen niederschlug, und als ich sie wieder aufrichten wollte, wurde ich gewahr, daß ich blind sey. Hierauf vernahm ich eine Stimme, so betäubend wie der Donner; ich fühlte mich in die Luft emporgeführt, und nachdem man mich lange im Kreise umhergedreht, wurde ich wieder auf die Erde hinabgelassen. Ich suchte den Weg mit den Händen, und glaubte mich auf einer Wiese zu befinden. Auf einmal vernahm ich eine menschliche Stimme, die zu mir sagte: liebe Tochter, sey getrost, du wirst dein Gesicht wieder bekommen. Ich drehte mich nach der Seite, wo die Stimme herkam, um diese trostreichen Worte zu erwiedern, und wurde inne, daß ich stumm sey. Indem ich mich über dieses neue Unglück betrübte, faßte mich ein Unbekannter bey der Hand, und sagte: Lege dich auf den Rasen!

Ich that's, und fühlte, daß mein Kopf an dem Rande eines Brunnens ruhe. Dieselbe Stimme befahl mir, Wasser aus diesem heiligen Brunnen zu schöpfen, und mir das Gesicht damit zu waschen. Sogleich konnte ich wieder sehen. Ich blickte freudig umher, aber ich war so heftig bewegt, daß ich nur beklommen Athem holte.

Ein ehrwürdiger Einsiedler stand vor mir; er hatte ein majestätisches Ansehen; ein dicker Bart hing ihm bis auf die Brust, und seine weißen Haare, die dünnen Silberfäden glichen, wallten über seine Schultern. Er hatte sich mit einem Geflechte von Binsen gegürtet, und trug einen Kranz von Blumen und Oelzweigen.

Die Wiese, wo ich war, bedeckte ein frischer und dichter Rasen, aus welchem tausende von Blumen sich erhoben, die mich sowohl durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben, als durch die Lieblichkeit ihrer Gerüche entzückten. Es war eine große lachende Ebene, wo man auch nicht einen Baum gewahr wurde. Der Himmel war spiegelglatt, und obgleich weder Sonne, noch Mond, noch Sterne leuchteten, so war es doch so hell, wie an einem schönen Sommermittag. Auf einem ländlichen und

in einen Felsen gehauenen Thron saß der Einsiedler, dessen Anblick Ehrfurcht gebot, ohne Furcht einzuflößen. Neben dem Felsen quoll eine doppelte Quelle hervor, die sich ihr Bette selbst gegraben hatte. Der Rand des einen Arms der Quelle war mit Lilien, und der Rand des andern mit blaßrothen Veilchen geschmückt. In dem einen Bette floß ein milchweißes und helles Wasser, hingegen das Wasser des andern Bettes wälzte sich nur langsam und schwerfällig fort, und glich einem schwärzlichen Schlamm.

Indem ich in Betrachtung dieser wunderbaren Gegenstände mich verlohr, seegnete mich der alte Einsiedler mit seiner Hand ein, und ich bekam den Gebrauch meiner Sprache wieder. Ich wollte ihm zu Füßen fallen und ihm danken, aber er gebot mir Stillschweigen und sagte: gieb genau Acht auf alles, was du mich thun sehn wirst. — Hierauf trat er zwischen die zwey Quellen, nahm einen kleinen Kiesel aus der zur Rechten, und warf ihn in die weiße Quelle, aus welcher sogleich ein Kind von blendender Weiße und schönfrisirtem Kopf, nebst einem Heiligenschein um dem Haupte, emporstieg. Es fing an zu singen und zu hüpfen,

und dann schwang es lachend sich in die Luft, als ob es Flügel hätte; es stieg so hoch empor, daß ich es aus dem Gesichte verlohr. Nun warf der Einsiedler mit der linken Hand einen andern Kiesel in die schwarze Quelle, aus welcher ein anderes Kind hervorkam, das aber ganz schwarz und aufgedunsen, und über und über mit Flammen gefleckt war. Indem es sich schmerzlich bemühte, diese Flammen und Feuerfunken abzuschütteln, that sich eine finstere Kluft zu seinen Füßen auf, und das schwarze Kind stürzte mit einem Zetergeschrey hinein. Die Kluft schloß sich hinter ihm, und Rasen und Blumen bedeckten wieder die Stelle, so daß man keine Spur von der Kluft gewahr wurde."

„Hierauf wendete sich der heilige Mann zu mir, die ich über den Anblick aller dieser Dinge wie versteinert und halb todt war: „liebe Tochter, sprach er, gehorche mir, und du wirst das Loos des Kindes haben, das aus der Milchquelle seinen Flug gen Himmel nahm; aber widersetzest du dich Gott, der zu dir aus meinem Munde spricht, so wirst du mit sammt deiner Mutter, wie das schwarze Kind, hinab in die Hölle gestürzt werden." — Hoffnung und Schrecken, Freude und Betrübniß bestürm=

ten mich wechselsweise. „Bote des Himmels, antwortete ich, thue mir deinen Willen kund, und ich will gehorchen. — Es ist des Himmels Wille, sprach er, daß du deiner feyerlichen Verlobung treu bleibst, und Alexandern zum Manne nimmst, und daß du dem ersten Geistlichen, den du antriffst, 300 Liren auszahlst, um ein armes Mädchen auszustatten.“ —

Der gute Pater Zacharias, der schon seit einer halben Stunde aufmerksam zuhörte, und dem es nicht einfallen konnte, daß ein so junges Mädchen einen so sonderbaren und complicirten Traum ausgeheckt, und zu einem so seltsamen Stratagem ihre Zuflucht genommen haben könnte, fühlte sich in seinem Gewissen überzeugt, daß dieses einer von den Fällen sey, wo Gott seinen Willen durch Träume habe offenbaren wollen. Die 300 Liren, welche dem ersten besten Geistlichen vermacht worden, wirkten wohl nicht auf den heiligen Mann, aber es war doch immer eine feine Falle, die ihm Elisabeth legte. Genug, er that den Ausspruch, daß dieser Traum wirklich Gottes Werk sey. Und als die Mutter, welcher der Ausgang des Traumes gar nicht behagte, ihre Tochter auszanken wollte, gebot er ihr Gelassenheit und Stillschweigen. Er

gieng mit Elisabeth noch einmal den Traum, Stück für Stück, durch, und legte ihn den beyden Frauenzimmern aus; die Milchquelle, sagte er, sey die Unschuld, die schwarze aber die Sünde; und er kündigte der Mutter und Tochter den ewigen Tod und die Verdammniß im Abgrund der Hölle an, wenn sie des Himmels Befehle widerstreben würden. Da er von dem, was er sagte, selbst überzeugt war, so sprach er mit so viel Wärme und Nachdruck, und seine Drohungen setzten die Mutter so sehr in Schrecken, daß sie endlich alles eingieng, doch mit der Bedingung, daß der Mönch es auf sich nehme, den Bindo zu bewegen, sie nicht bey ihrem gegebenen Worte zu halten.

Die entzückte Elisabeth sorgte sogleich dafür, daß dem Mönch die 300 Liren ausgezahlt wurden, die er zur Ausstattung einer Nichte bestimmte. Er ging hierauf zu Bindo's Vater, wo seine Beredsamkeit, wie bey Elisaberhens Mutter, siegte; und hierauf führte er selbst Alexandern seiner Geliebten zu. In wenigen Tagen war die Hochzeit, und der liebenswürdige Alexander gewann bald die Zuneigung seiner Schwiegermutter in eben dem Grade, wie er Elisaberhens Herz zu bezaubern gewußt hatte.

3.

Zu Florenz lebten drey lustige Gesellen, geborne Gauner, zu allen Ränken und lächerlichen Streichen abgefeimt, die Geißel der Thoren und Einfaltspinsel; Scheggio, Peluca und Monaco waren ihre Namen. Einstmal, als sie zu ihren Orgien Geld benöthiget waren, und doch keins hatten, — ein Fall, der öfters bey ihnen eintrat — machten sie einen Anschlag, einen jungen, sehr reichen, aber höchst einfältigen Menschen um 25 Dukaten zu schnellen. Sie wußten, daß dieser Mensch, Namens Neri, schon seit langer Zeit in ein junges Mädchen verliebt war, ohne daß es ihm gelingen wollte, sie zur Gegenliebe zu bewegen. Sie suchten Bekanntschaft mit ihm auf einem Kaffeehause zu machen, und als sie sein Vertrauen erschlichen hatten, erzählten sie ihm: sie hätten einen guten Freund, der in der schwarzen Kunst gar hocherfahren sey, und für eine Vergeltung von 25 Dukaten sich willig finden lassen würde, das Felsenherz seiner Gebieterinn zu erweichen. So einfältig Neri war, so gieng er doch nicht gleich ins Garn, sondern verlangte erst eine Probe von der Kunst des Hexenmeisters zu sehen, bevor er seine Duka-

ten springen lasse. Die drey Freunde waren dies zufrieden, und zu einer bestimmten Stunde brachten ihrer zwey ihn zu dem vorgeblichen Schwarzkünstler, der schon von allem unterrichtet war, und dem sie den Namen Zoroaster beygelegt hatten.

Das Gespräch fieng mit einer langen Unterredung aus dem Fache der Geister- und Spukgeschichten an. Nachdem **Neris** Einbildungskraft so allmählig zu den Dingen, die da kommen sollten, gestimmt worden, machte sich Zoroaster endlich anheischig, einen augenscheinlichen Beweis zu geben, wie viel er in Beelzebubs Reich vermöge. Er zog ein seltsames Gewand an, das er seinen magischen Amtsrock nannte, er zeichnete einige sonderbare Figuren auf den Boden, und murmelte ein paar Worte her, die man nicht verstand. Auf einmal rief er: ich sehe den **Monaco**, der mit einem Salatverkäufer spricht, wollt ihr, daß ich ihn von zwey oder drey meiner dienstbaren Geister durch die Lüfte soll hierher führen lassen? — Alle Anwesende bejaheten dies. — Gut! fuhr Zoroaster fort, alleweile hat er zwey Salathäupter gekauft, der Verkäufer muß ihm wechseln, jezt giebt er ihm heraus; nun ist es Zeit. — Mit diesen Worten

fieng Zoroaster an sich gewaltig zu gebehrden, den Boden mit der Stirne zu berühren, und mit seinem Stäbchen einen Kreis um sich zu ziehen. Endlich erhob er von neuem die Stimme: es ist vollbracht, rief er, meine Teufel tragen ihn fort; jezt schwebt er schon über dem bischöflichen Pallast; jezt fliegt er über den Markt — —; ha! wie das geht! — Er kommt, er ist keine 50 Schritte weit; wahrhaftig, da ist er schon am Fenster! und gleich werdet ihr ihn in Pantoffeln, im Schlafrock, und mit seinen beyden Salathäuptern in der Hand, in den Kreis treten sehen. — Kaum hatte er das gesagt, so sprang Monaco, den man hinter das Fenster getragen hatte, mit einem Zetergeschrey ins Zimmer. Neri entsetzte sich so gewaltig darüber, daß er für Bestürzung und Schrecken bald ohnmächtig geworden wäre. — Nun, sagte Scheggio zu ihm, was meynen sie von dem Stückchen? ist das nicht ein Tausendkünstler? — Unterdessen fluchte und schimpfte Monaco aus Leibeskräften: „ihr Bösewichter, ihr abscheulichen Spaßvögel! schrie er, was habe ich hier zu schaffen, warum laßt ihr mich hierher, und zwar auf einer so verdammten Post,

bringen? Hätte mir nicht der Teufel unterwegs das Genick brechen können?" —

Neri, der nun in der Kunst des Hexenmeisters nicht den geringsten Zweifel mehr setzte, war so außer sich für Schrecken, daß er die erste Gelegenheit nützte, um über Hals und Kopf davon zu laufen. Diesen Erfolg hatten Scheggio und seine Spießgesellen nicht erwartet, denn nun wollte Neri von dem Schwarzkünstler nichts weiter mehr sehen noch wissen; er hatte ihn so in Angst gesetzt, daß er schon bey dem bloßen Gedanken an ihn zitterte und bebte. Das verrückte nun freylich den Plan der Verschworenen, und sie mußten auf eine neue List sinnen. An einem Morgen kam Scheggio zu ihm mit der Miene und dem Beginnen eines Mannes gelaufen, der außer sich und in Verzweifelung ist. Ach Freund, rief er, wie er in das Zimmer trat, wir sind verlohren, verlohren! — Bey dieser Anrede fragte Neri, der noch zehnmal ärger erschrack, als Scheggio sich stellte, was denn vorgefallen sey? Da erzählte Scheggio unter mancherley Ausrufungen und Wehklagen, Monaco habe, voll Wuth über den gespielten Streich, sie alle beym Erzbischof verklagt; und damit zeigte

er einen untergeschobenen Befehl vor, der ihn zum Erzbischof beschied. Neri, dem man vorher eine gleiche Citation ins Haus geschickt hatte, die ihn ebenfalls vor das erzbischöfliche Gericht forderte, gerieth in die lebhafteste Unruhe. Die andern Freunde stellten sich auch nach und nach ein, zeigten gleichfalls ihre Citationen vor, und äußerten gleiche Besorgniß. Sie ahndeten nichts weniger, als entweder mit dem Tode, oder doch mit ewigem Gefängniß bestraft zu werden, weil sie die Religion entheiligt, und ihre Zuflucht zu Zauberkünsten genommen, um ein junges Mädchen zu behexen. Kurz, sie beschwatzten den Neri, es bleibe hier kein ander Mittel übrig, als den Schwarzkünstler mit einer Summe Geld zu bestechen, daß er sie durch seine Geschicklichkeit aus diesem verworrenen Handel ziehe.

Zoroaster, nachdem er in ihrer Gegenwart seine Bücher um Rath gefragt, erklärte, daß Piluca, Monaco, der Vikarius und der Kanzler des erzbischöflichen Gerichts die einzigen Personen wären, welche bis jezt um die Sache wüßten, und daß noch nichts davon protokollirt worden sey. Hierauf verfertigte er aus grünem Wachs 4 Figu-

ren, welche die 4 genannten Personen vorstellen sollten, und befahl alsdann einem unsichtbaren Geist, ihm Wasser aus dem Fluß der Vergessenheit zu bringen. Er that, als ob er die 4 Wachsfiguren ins Wasser tauche, und verbrannte sie hierauf im Kamin. Jezt könnt ihr außer Sorgen seyn, rief der Zauberer, und wenn sie noch 2000 Jahre lebten, so würde doch keiner von ihnen mehr an diese Sache denken. Die ganze Klage ist aus ihrem Gedächtniß verwischt, als ob nie davon die Rede gewesen wäre. Neri gieng diesmal sehr zufrieden weg, und als er unterwegs dem Monaco begegnete, der ihn sehr höflich grüßte, und sich mit ihm in ein verbindliches Gespräch einließ, ohne jenes Vorfalls mit einem Worte zu erwähnen; so zweifelte er keinesweges, zu seiner großen Beruhigung, daß der Vergessenheitszauber, wie Zoroaster ihn nannte, seine volle Wirkung gethan habe. Er hielt also die 25 Ducaten, die er dem Hexenmeister dafür in die Hand gesteckt, für sehr gut angewendet, und dankte dem Scheggio für seinen guten Rath, und glaubte seine ganze Lebenszeit an Zauberey und schwarze Kunst.

4.

Manfredini war schön, liebenswürdig, jung, von adlicher Geburt, aber unglücklich. Der Himmel, als er ihm so viele Vorzüge bewilligte, hatte ihm eine Stiefmutter gegeben, die ihm das alles vergiftete; sie begegnete ihm so übel, daß er endlich gezwungen war, sein väterliches Haus zu meiden. Er verließ die Stadt Ancona, seine Heimath, und flüchtete sich zu einem reichen Bauer im Toskanischen, der ihm seine Heerden zu weiden gab. So lebte **Manfredini**, der auf die höchsten Würden des Staats hätte Anspruch machen können; aber er wollte lieber unter den Befehlen eines Brod-Herrn stehen, als sich der Tyranney einer unnatürlichen Mutter unterwerfen. In seinem jezigen Stande war wenigstens Ruhe der Lohn seiner Arbeit, und die Achtung und Zuneigung seiner Herren der Preis seiner Tugenden.

Als er drey Jahre darauf seine Heerde hütete, bemerkte ihn eine reiche Dame aus der Gegend von Pisa, die bey ihrem Schlosse spazieren gieng. **Manfredini** war eben beschäftigt, mit seinem Hirtenstab allerhand geometrische Figuren in den Sand zu zeichnen, als die Dame in der Nähe war. Die-

ses erregte ihre Neugier, und sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sie war äußerst zufrieden mit seinen Antworten, und gab ihm beym Abschied ein kleines Geschenk an Geld.

Manfredini kam oft mit seiner Heerde in diese Gegend, und die Dame, die ihn nicht vergessen hatte, und etwas an ihm bemerkt zu haben glaubte, was über seinen Stand war, wurde ihn kaum von ferne aus ihrem Fenster gewahr, als sie mit einer ihrer Zofen das Schloß verließ, und ihren Weg gerade auf ihn zu nahm. Diesmal war das Gespräch noch länger und interessanter. Manfredini setzte sie durch seine höflichen Manieren, durch seine edlen Gesinnungen und seine wohlgewählten Ausdrücke immer mehr in ein angenehmes Erstaunen. Ein Hirte, der Höflichkeit und Lebensart ohne kriechende Demuth, und ein so freyes und ungezwungenes Betragen ohne Frechheit und Plumpheit verrieth, schien ihr eine Art Wunder, und sie erkundigte sich nach seiner Herkunft. Manfredini, der immer bescheiden und klug in seinen Antworten war, erwiederte: um mit seinem jezigen Zustand zufrieden zu seyn, habe er es für das beste gehalten, zu vergessen, so-

wohl was er gewesen wäre, oder was er hätte seyn können.

Manfredini sagte das mit so viel Anmuth und Rührung, daß die Dame sich nicht enthalten konnte, ihm merken zu lassen, wie sehr er sie interessire, und wie wohl sie ihm wolle. Sie bat ihn, er möchte sie doch einmal auf ihrem Schlosse besuchen. Sie wagte es nicht, ihm diesmal wieder Geld zu geben, und beym Abschied wiederholte sie, daß sie darauf rechne, ihn an einem der nächsten Tage bey sich zu sehen. Manfredini konnte für eine der schönsten Mannspersonen Italiens gelten. Sein Hirtenleben hatte zwar seine Haut etwas verbraunt, aber er hatte dadurch ein männlicheres Ansehen bekommen, und die Feinheit seiner Empfindungen und die Kultur seines Verstandes hatte durch den Umgang mit den Bauern und andern Personen von niedriger Abkunft, mit denen er jezt leben mußte, nichts gelitten.

Als er zu der Dame kam, welche Eleonore hieß, sagte er zu ihr, er würde begierig jede Gelegenheit ergreifen, die ihn in den Stand setzte, sich ihrer Gewogenheit würdig zu machen, aber er bäte sie, ihn nicht neuen Unglücksfällen auszusetzen.

Ich bin mit meinem Zustande zufrieden, fuhr er fort, weil ich meinem Ehrgeiz Stillschweigen aufzuerlegen wußte, und ich brauche nicht darüber zu erröthen, denn niemand kennt mich hier. — **Eleonore** that ihm darauf den Antrag, er möchte zu ihr in ihr Haus ziehen, und selbst die Bedingungen bestimmen, unter welchen er in ihre Dienste treten wollte. **Manfredini** antwortete: er habe nicht das Herz, so auf den Plotz und ohne Ursache seinen jezigen Dienstherrn zu verlassen, der ihn so wohl aufgenommen habe; aber da **Eleonore** sich einmal vorgenommen hatte, ihn, es koste was es wolle, bey sich zu haben, so räumte sie diesen Einwurf aus dem Wege, indem sie es selbst übernahm, deßwegen mit dem Bauer zu sprechen. — Nein, antwortete sie mit Wärme, Sie sollen mir nicht länger in einem Stande bleiben, der Ihrer so wenig würdig ist. — **Manfredini** machte zwar noch viele andere Einwendungen, die ihm seine rechtschaffene Denkungsart eingab, aber **Eleonore** widerlegte sie alle mit so vieler Lebhaftigkeit, daß er endlich nachgab.

Als er zu dem Bauer, seinem Herrn, kam, entdeckte er ihm mit Thränen in den Augen, er sähe

sich gezwungen, ihn zu verlassen. Der Bauer lief sogleich zu Eleonoren, um ihr vorzustellen, in welchen Schaden ihn die Abspannung eines so guten Dieners setzen würde. Aber Eleonore bestand darauf, sie müsse und wolle den jungen Menschen in ihr Haus haben, und der gute Bauersmann sah wohl ein, daß ihn Manfredini's Entbehrung zwar zum Schaden gereiche, daß er aber noch mehr verlieren würde, wenn er sein Recht gegen die Grille seiner Gutsherrschaft durchsetzen wollte. Manfredini zog also zu Eleonoren.

Kaum war er acht Tage auf dem Schlosse, so merkte er wohl, daß er die Wohlthaten dieser Dame weder dem Mitleiden, noch der Menschlichkeit, sondern weit sanfteren und eigennützigeren Empfindungen verdanke. Wirklich hatte Liebe den größten Antheil an Eleonorens Betragen, und die neuen herrlichen Eigenschaften, die sie täglich an Manfredini entdeckte, mußten ihre Leidenschaft nothwendig noch stärker entflammen. Bald wurde sie stärker, als alle Rücksichten und Verhältnisse, und das Ende war, daß sie ihm ihre Neigung gestand, und ihn bat, die Abwesenheit eines Mannes zu ersetzen, den gewiß nur

Untreue und Flatterhaftigkeit so lange von ihr entfernt hielten.

Der Vorschlag war verführerisch, und wenig Mannspersonen würden an Manfredini's Stelle angestanden haben, ihn anzunehmen. Aber er zog seine feine Denkungsart zu Rathe, und sie gab ihm mehr als einen Grund an die Hand, ihn von sich abzulehnen. Sein Herz, das nichts für Eleonoren fühlte, konnte ihre Liebe nicht erwiedern, und ihm dünkte, als ob ihrer Zärtlichkeit zu fröhnen eben so viel wäre, als ihre Wohlthaten abverdienen zu wollen. Unterdessen, da er sich deutlich und bestimmt erklären sollte, so bat er um zwey Tage Frist, die Sache überlegen zu können; allein sein Entschluß war längst gefaßt. Eleonore war stolz und rachsüchtig, das wußte er. Den zweyten Tag verließ er heimlich das Schloß, und begab sich in die Gegend von Ravenna. Hier bau'te er sich eine Hütte am Fuße eines waldichten Hügels und fieng Vögel, und so vergaß er in seinem neuen Stand als Vogelsteller, und bey dem kärglichen Unterhalt, den er sich dadurch erwarb, die glänzenden Aussichten, deren Erlangung nur von ihm abgehangen hatte. Er betrachtete seinen Auf-

enthalt bey Eleonoren als einen angenehmen Traum, der beym Erwachen verschwunden sey.

An einem Sommerabend führte der Spaziergang den Sohn eines der Vornehmsten von Ravenna, Namens Guibaldi zu dieser Hütte, und er setzte sich zu dem Vogelsteller, um ein wenig auszuruhen. Die Unterredung mit diesem Vogelsteller erregte seine lebhafteste Verwunderung, denn Manfredini drückte sich nicht allein sehr gut und ohne Mühe aus, sondern, weil er fest entschlossen war, sein Leben in unbekannter Dunkelheit zuzubringen, so suchte er auch die Vorzüge seiner guten genossenen Erziehung mehr zu verbergen, als auszukramen, und eben diese Simplicität, die er seinen Reden und Ausdrücken zu geben sich bemühte, verrieth den Mann, der gewohnt war, in der großen Welt zu leben. Guibaldi versprach beym Abschied, ihn nächstens wieder zu besuchen, und ihm thätig zu beweisen, wie sehr seine Unterhaltung ihn für eine Verbesserung seines Schicksals begeistert habe.

Ganz voll von dem, was er gesehen und gehört hatte, sprach Guibaldi noch den Abend mit seinem Vater von Manfredini, und flößte ihm den lebhaftesten

haftesten Antheil für den Unbekannten ein, den er schon seinen Freund nannte. Der Vater wünschte ihn selbst zu sprechen, und versprach, ihn zu versorgen, wenn er ihn dessen würdig finde. Guibaldi kehrte entzückt zu Manfredini zurück, und verkündigte ihm die gute Stimmung seines Vaters. Manfredini hatte sich vorgenommen, auf alle Weise zu vermeiden, die Launen des Glücks wieder auf die Probe zu stellen. Er suchte sich zu entschuldigen, und den Vorschlag abzulehnen; aber eben die Art wie er sich weigerte, verrieth immer mehr seine Klugheit und die Erziehung, die er genossen hatte, so daß Guibaldi dadurch nur noch mehr bewogen wurde, schärfer in ihn zu dringen, und von seinen Bitten nicht abzulassen. Endlich gab Manfredini nach, und ließ sich von ihm zu seinem Vater bringen.

Guibaldi der Vater, war ein biederer Greis, den die vortreflichen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes der Achtung würdig machten, welche man vielleicht nur seinem Stande und seinem Reichthum zollte. Er hatte ein weiches Herz und viel Klugheit; er war menschenfreundlich, wohlthätig, ein guter Vater und guter Freund. Als

Manfredini ihm vorgestellt wurde, empfieng er ihn mit Leutseligkeit, und fand bey Untersuchung seiner Physiognomie das gute Zeugniß seines Sohnes vollkommen bestätiget. Er behandelte ihn nun mit jener Höflichkeit und Zuvorkommung, welche die Großen seines Gleichen gegen Leute von so niedrigem Stande sonst nicht zu haben pflegen, und empfand in sich ein heftiges Verlangen, das Glück dieses Mannes zu machen. Da ihn die hohe Stelle, die er bekleidete, die Besorgung einer Menge von Geschäften auf den Hals wälzte, so unterrichtete er Manfredini von dem Fache, das er ihm in Ansehung dieser Geschäfte anvertrauen wollte, und bald hatte er Ursache, so sehr mit seinem Eifer und seiner Einsicht zufrieden zu seyn, daß er ihm sein ganzes Zutrauen schenkte, und ihm alles übertrug. Manfredini's Rechtschaffenheit und Sanftmuth erwarben ihm die Achtung aller, die mit ihm zu thun hatten, und die Freundschaft des ganzen Hauses. Die Glückseligkeit der Familie schien durch ihn einen Zuwachs erhalten zu haben, und wirklich liebte der Vater seinen Sohn nun noch mehr, weil er ihm einen so wackern Mann zugeführt hatte.

Guibaldi hatte noch eine Tochter, Lauretta,

ein junges Mädchen, von eben so vielem Verstand als Schönheit. Lauretta besaß alle Anmuth und Grazie ihres Alters und Geschlechts. Man hatte ihr einen gewissen Marcolpho zum Gatten bestimmt, einen jungen Menschen, für den ihr Herz nichts fühlte, und dessen ganze Verdienste in einer vornehmen Herkunft und in vielem Gelde bestanden, auch hatte es ihm trotz aller seiner Bemühungen nie gelingen wollen, ihre Neigung zu gewinnen. Durch Manfredini's Anwesenheit wurde Marcolpho's Bewerbung eben nicht gefördert, denn jenes Tugenden und Annehmlichkeiten dienten nur dazu, Marcolpho's Mängel und Gebrechen in einem noch widrigern Lichte zu zeigen. Lauretta, indem sie eine Vergleichung zwischen beyden anstellte, fühlte täglich mehr Abneigung gegen den Marcolpho und fand, ohne es zu wissen, immer mehr Geschmack an Manfredini. Marsilia, ihre Mutter, machte ihr Vorwürfe über die Gleichgültigkeit gegen den Mann, den man ihr zum Gatten erwählt habe. Lauretta war empfindlich, die Vorwürfe ihrer Mutter kränkten sie; aber es stand nicht mehr in ihrer Macht, ihnen abzuhelfen. Unterdessen war sie gezwungen, Marcolpho's Aufwartungen und

Geständnisse zu dulden, um keine Vorwürfe und Klagen ihrer Mutter anzuhören. Ein einziger Blick auf Manfredini war hinreichend, sie für die lästigen Unannehmlichkeiten, die sie von beyden ertrug, zu entschädigen.

Marsilia hatte einmahl bey sich beschlossen, daß Lauretta keinen andern als den Marcolpho zum Gemahl haben solle. Marsilia war stolz und gebieterisch, und sie kannte außer dem Vergnügen, sich Gehorsam zu verschaffen, kein größeres, als sich zu rächen; alle ihre Leidenschaften waren heftig, sie war leicht zu beleidigen und verzieh nie. Ihr Unwille entbrannte, als sie sahe, daß ihre Tochter den Liebhaber verschmähte, den sie beschützte und den ihre Hand ihr anbot. Ihre Vorwürfe verwandelten sich in Zorn und Wuth. Lauretta hatte den Muth, den Sturm auszuhalten, und ihr ganz kalt zu versichern, sie werde nie zum Gatten einen Mann nehmen, dessen Charakter so wenig mit dem ihrigen übereinstimme.

Marsilia lief zornig zu ihrem Mann, und beklagte sich bitter über Laurettens Starrsinn, und dieser, um den Hausfrieden wieder herzustellen, that alles, was Klugheit und Zärtlichkeit ihm ein

geben konnten, um Lauretten und ihre Mutter auszusöhnen. Da Lauretta ihre Neigung für Manfredini verhehlte, so hoffte man immer noch, daß ihr Widerwillen gegen Marcolpho sich mit der Zeit legen würde. Aber als Lauretta merkte, daß sie sich nur noch länger unglücklich mache, wenn sie erlaube, die Hofnung des jungen Mannes noch länger zu nähren; so erklärte sie ihrem Vater mit Nachdruck: daß keine Zeit im Stande seyn würde, ihre Abneigung zu überwinden, und daß sie jeder Gewalt Trotz biete, die ihr den Marcolpho zum Gemahl aufdringen wolle.

Guibaldi, der Vater, hatte alle Schritte und Bewegungen seiner Tochter genau beobachtet, und bald entdeckte er die wahren Bewegungsgründe dieser Weigerung. Er errieth ihre keimende Liebe für Manfredini, und sein Herz konnte ihr dieses nicht zum Verbrechen auslegen, er konnte sie nicht tadeln, einem Jünglinge gut zu seyn, der selbst seine Hochachtung und seine Freundschaft erworben hatte. Ob er gleich den Manfredini in Ansehung seiner Abkunft tief unter sich hielt, so war er doch überzeugt, daß, wenn es auf Tugenden und Vorzüge des Geistes und Herzens ankäme, er seines Gleichen sey.

Aber er mochte nicht so plötzlich und ohne Grund mit einer Familie von Ansehen brechen, der er sein Wort gegeben. Er hielt es also fürs beste, es der Zeit und Klugheit zu überlassen. Da er jedoch wußte, daß Jugend und Liebe nur zu sehr zu Schwachheiten geneigt sind, so nahm er sich vor, ein wachsames Auge auf seine Tochter und Manfredini zu haben, der gar noch nicht ahndete, welche Leidenschaft er Lauretten eingeflößt habe.

Guibaldi sah in der Leidenschaft seiner Tochter nur eine unglückliche Schwachheit. Marsilia hingegen schalt sie Laster und Verbrechen. Sie glaubte sich beleidigt, weil die Neigung ihrer Tochter ihrem Willen entgegen war, und Manfredini wurde plötzlich der Gegenstand ihres Hasses. Sie machte ihm auch kein Geheimniß daraus, sondern setzte ihn zur Rede, und bestürmte ihn mit Vorwürfen und Drohungen. Der erstaunte Manfredini, um ihr seine Unschuld zu beweisen, betheuerte ihr auf das heiligste, dieß sey das erste Wort, das er von einer solchen Liebe höre, und er sey weit entfernt gewesen, sich je zu schmeicheln, einen solchen Eindruck auf das Herz Laurettens gemacht zu haben. Aber es war ihm leichter, sich zu rechtfertigen, als

L.B. Coburg

Marsilien zu besänftigen. Doch gereuete es der letzteren, daß sie mit ihm darüber gesprochen, nicht, weil es ihr leid that, ihn durch ungerechte Vorwürfe gekränkt zu haben, sondern weil es ihr ärgerte, daß er aus ihrem Munde erfahren, was er nicht wußte noch ahndete. Denn wirklich mußte eine solche Entdeckung die Gefahr noch vergrößern, wenn Manfredini in dem Stand gewesen wäre, einen bösen Gebrauch davon zu machen.

Lauretta, die gelauscht und alles gehört hatte, warf sich ihrem Vater zu Füßen, von dem sie zärtlich geliebt wurde. Guibaldi tröstete sie, und versicherte ihr, er werde stets ihr Vater und nie ihr Tyrann seyn; doch stellte er ihr zugleich mit Sanftmuth vor, sie würde sich vielleicht gegen diese unglückliche Leidenschaft haben schützen können, wenn sie bey Zeiten über die Gefahren derselben nachgedacht hätte, zumahl, da sie wissen müßte, daß ein gegebenes Wort heilig sey, und daß man es nie ungestraft breche. Was den Manfredini betrifft, setzte er hinzu, so bin ich zu sehr von seiner Klugheit überzeugt, um mich nicht darauf verlassen zu können, daß er nie den Ungehorsam eines jungen Mädchens theilen wird, die nicht ihre eigene

Herrin ist. — Lauretta antwortete kein Wort, aber in ihrem Herzen fühlte sie, daß sie nie so viel Stärke des Geistes haben werde, ihre Liebe besiegen zu können.

Marsilia sahe wohl ein, daß sie hier mit bloßer Gewalt nichts ausrichten würde, sie beschloß also, ihre Zuflucht zur List zu nehmen und sich wenigstens zu rächen, wenn sie nicht Gehorsam sich verschaffen könnte. Sie stellte sich, als ob sie sich nach und nach beruhige, und als sie endlich glaubte, daß es Zeit sey, Hand ans Werk zu legen, nahm sie ihre Tochter bey Seite und sagte zu ihr: Lauretta, ich habe meiner Mutterpflicht nun Genüge gethan, indem ich mich deiner Neigung widersetzte, aber da du sie nicht überwinden kannst, so ist es nun Pflicht meiner Liebe zu dir, dich nicht unglücklich zu machen. — Hierauf versprach sie ihr, ihrer Leidenschaft nicht mehr hinderlich zu seyn, gab ihr den Rath, Manfredini's Herz zu gewinnen zu suchen, und erlaubte ihr zuweilen mit ihm allein im Garten spazieren gehen zu dürfen.

Lauretta war zu unschuldig und zu treuherzig, um die boshafte List ihrer Mutter zu durchschauen. Sie maß blindlings allem, was Marsilia sagte,

Glauben bey, und von ihrer Liebe und naiven Einfalt geleitet, entdeckte sie noch denselben Tag Manfredini alles, was ihre Mutter ihr gesagt hatte. Eine solche Vertraulichkeit mußte eine desto heftigere Wirkung auf Manfredini's Herz machen, da er nichts weniger als unempfindlich gegen Laurettens Reize war. Es war fast unmöglich, daß er ihrer Liebe und ihrer Schönheit hätte widerstehen können; unterdessen wapnete er sich doch gegen diese zwiefache Verführung mit seiner Tugend und Rechtschaffenheit. Eine reife Ueberlegung machte ihm Marsiliens plötzliche Veränderung verdächtig. Er hatte den Muth, gegen seine eigene Neigung und seinen eigenen Vortheil zu arbeiten, und Lauretten die ernstlichsten und triftigsten Vorstellungen gegen das Opfer zu machen, das sie ihm bringen wolle. Er schilderte ihr in übertriebenen Zügen den Unwillen ihrer ganzen Familie, und die Gefahren, denen sie nicht allein sich selbst, sondern auch ihn aussetzen würde, indem Guibaldi in seinem gerechten Zorn ihn sogleich als einen schändlichen Undankbaren mit Schimpf und Schmach aus dem Hause jagen müsse.

Als er sahe, daß seine Vorstellungen nichts

fruchteten, suchte er Hülfe bey Laurettens Bruder; aber der junge Guibaldi freuete sich, als er von der Liebe seiner Schwester zu Manfredini hörte, und da er seine Talente und Tugenden kannte und hochschätzte, so glaubte er, daß die Vorurtheile der Geburt gar nicht dabey in Anschlag kämen. Weit entfernt also, seine Schwester zu tadeln, und seinen Freund abzurathen, versprach er vielmehr beyden, ihre Liebe aus allen seinen Kräften zu befördern.

Manfredini hätte mehr als Mensch seyn müssen, um bey solchen schmeichelhaften Aussichten länger wider sein eigenes Gefühl zu handeln. Täglich sprach er Lauretten im Garten, täglich fand er sie schöner, täglich liebte er sie stärker; alle seine herzhaften Entschlüsse verschwanden, sobald er sie sahe oder sprach. Sie sahen sich so oft, um sich nicht endlich, selbst bey dem festesten Vorsatze auf ihrer Hut zu seyn, zuweilen zu vergessen; sie erlaubten sich sogar, ohne es inne zu werden daß sie es thaten, einige von den Freyheiten, welche die strenge Sittsamkeit verbietet. Die Mutter, die ihren Plan zur Rache noch nicht aufgegeben hatte, belauerte sie auf allen Schritten, und so

gelang es ihr, daß sie endlich Zeuge eines Kusses war, der vielleicht willig zugestanden, vielleicht auch nur geraubt war. Sogleich rannte sie wie eine Wüthende zu Guibaldi, und erfüllte sein Zimmer mit dem Geschrey, Manfredini sey ein schändlicher Verführer, ein niederträchtiger Familienschänder; eben habe sie beyde Schuldige belauscht und auf der That ertappt, eben sey sie Augenzeuginn des Schimpfes und der Entehrung gewesen, welche sie über die Familie gebracht. Laurettens Vater, der klüger und gemäßigter dachte, glaubte, es sey das beste, so viel möglich die Sache zu verheimlichen und kein großes Aufsehen zu machen, was er als ein zweytes noch größeres Unglück ansah. Manfredini kam ihm zwar nun als der schwärzeste, undankbarste Bösewicht vor, aber er beschloß, ihm nichts von seinem Unwillen merken zu lassen. Er ließ ihn rufen, gab sich alle Mühe, ihm so freundschaftlich und liebreich wie zuvor zu begegnen, und sagte ihm, daß ein dringendes Geschäft ihn nöthige, ihn unverzüglich nach Mantua zu schicken. Er gab ihm einen Brief, und Manfredini trat die Reise an. Aber kaum war er zu Mantua angekommen, als er aus

den Händen eines Unbekannten, der ihm auf den Fuß gefolgt war, einen versiegelten Zettel folgenden Inhalts empfing:

„Manfredini, wenn Sie unschuldig sind, wenn „Sie sich mit dem Verbrechen nicht gebrandmarkt „haben, das man Ihnen aufbürdet, so bleibe ich „nach wie vor Ihr Freund; aber bis Sie sich recht- „fertigen, bis Ihre Unschuld an den Tag kommt, „heischt Ihre und meine Ehre, Ihre und meine Ruhe, „daß Sie sechs Monate zu Mantua verweilen, ohne „sich gegen jemanden das geringste von der wah- „ren Veranlassung Ihres Aufenthalts merken zu „lassen. Ich hatte Ihnen meine Tochter bestimmt, „fast angetragen, und Sie müssen ein großer Bö- „sewicht seyn, wenn Sie, nach solchen Beweisen „meines Zutrauens, mich noch heimtückisch haben „kränken und berücken können; die Zeit allein „wird Sie rechtfertigen oder anklagen. Weder Sie „noch irgend eine Macht auf Erden ist im Stande, „mich zu zwingen, Ihnen die Hand meiner Toch- „ter wider meinen Willen zu geben. Mein Ent- „schluß ist gefaßt, unwandelbar gefaßt: ist meine „Tochter schuldig, so wartet die Strafe auf sie, „und sie wird nicht die Ihrige; ist sie unschuldig,

„so wird sie Ihre Gattinn, und Sie bekommen mit „ihr meine alte Liebe und Freundschaft wieder. „Suchen Sie nicht sich durch die Flucht zu retten; „Ihre Bemühungen würden vergebens seyn, denn „ich habe für alles gesorgt.“

Dieser Brief war anfangs ein Donnerschlag für Manfredini, aber als die erste Bestürzung vorüber war, und er sich etwas gefaßt hatte, setzte er sich hin und antwortete dem Guibaldi mit aller Ruhe und Sicherheit eines guten Gewissens. Er machte sich feyerlichst verbindlich, sich nicht zu entfernen, oder irgend einen Schritt zu thun, wodurch er verhindern könne, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Lauretta war zu gleicher Zeit aufs Land zu einer Verwandtinn gethan worden, die den Auftrag hatte, genau Acht auf sie zu geben, ohne ihr jedoch die geringste Spur von Mißtrauen merken zu lassen; denn Guibaldi wußte, daß man Gefahr läuft, das Herz eines Kindes zu verderben, und zu vergiften, wenn man ihm merken läßt, daß es die Achtung seiner Eltern verloren hat.

Die sechs Monate verstrichen, und Guibaldi, der über den Zustand seiner Tochter nun ganz ruhig seyn konnte, begab sich auf das Land, wo sie

war, und holte sie nach dem våterlichen Hause ab, ohne ihr ein Wort von der Ursache ihrer Entfernung zu sagen. Zugleich schrieb er an Manfredini, und bat ihn, nach Verlauf von vier Wochen zurück zu kommen. Manfredini drang nach seiner Zurückkunft in Guibaldi, und beschwor ihn, ihm den frevelhaften Erfinder einer so beleidigenden Beschuldigung zu nennen. — Sie sind unschuldig. antwortete Laurettens Vater; jezt lassen sie uns das Vergangene vergessen, und den Vorfall aus unserm Gedåchtniß vertilgen, als ob er sich nie ereignet håtte. Verzeihen Sie einem Vater die bösen Stunden, die er Ihnen wider seinen Willen machen mußte, aber hüten Sie sich wohl, Lauretten nie, weder jezt noch in Zukunft zu entdecken, was mich zu ihrer Trennung zwang. Ich will, fuhr Guibaldi fort, meiner Tochter den Kummer ersparen, daß ich sie in Verdacht haben konnte. Ein Kind, das sich von seinem Vater, oder von der menschlichen Gesellschaft verachtet glaubt, verachtet zuletzt sich selbst, und thut endlich in dieser demüthigenden Ueberzeugung auf die Achtung ihrer Nebenmenschen Verzicht, weil sie verzweifelt, sie je wieder erlangen zu können.

Manfredini hatte vor seiner Zurückkehr beschlossen, Guibaldi's Haus auf immer zu verlassen, um allem Anlaß zu fernerem Verdacht auszuweichen; aber die Worte des biedern und zärtlichen Vaters rührten ihn bis zu Thränen. Er gestand ihm seinen Entschluß, aber er gestand ihm auch zugleich, daß so viel Großmuth ihm nicht die Kraft ließe, sein Vorhaben auszuführen. Guibaldi fiel ihm um den Hals und umarmte ihn als seinen Sohn. — Ihr Herz wird mich mehr als einmahl ungerecht gescholten haben, sagte er zu ihm, aber wenigstens lassen sie nun meiner Klugheit und Vorsicht Gerechtigkeit wiederfahren; ich habe sorgfältig alles Aufsehen vermieden, weil die Vorwürfe, die ich Ihnen hätte machen können, meine Tochter entehrt haben würden. Aber, wenn Sie noch immer derselbe sind, Manfredini, so können Sie nun sicher auf mein Herz bauen, ich gebe Ihnen meine Tochter, denn ich mache auch ihr Glück, indem ich Sie glücklich mache: aber lassen Sie mir Zeit, mein gegebenes Wort zurück zu nehmen, und meine Frau nach und nach auf bessere Gedanken zu bringen.

Gleich nach Laurettens Zurückkunft vom Lan-

de hatte sich Marcolpho wieder bey ihr eingefunden. Die Mutter wollte von keinem andern Schwiegersohn wissen, und hörte nicht auf, ihrem Mann davon vorzuschwatzen, der aber noch immer einigen Vorwand fand, um einer Erklärung auszuweichen; aber die Rolle, die er übernommen hatte, ließ sie ihn nicht lange so fortspielen. Er schrieb an seinen Sohn, der bey der Armee war, und bat ihn, zurück zu kommen. Mit Freuden vernahm dieser von seinem Vater seinen festen Entschluß zu Manfredini's Besten. Marcolpho's Besuche fiengen bald an, ihm eben so lästig zu werden, wie sie es seiner Schwester waren, und als eines Tages Marcolpho stolz auf den Schutz der Mutter, sich so weit vergessen hatte, einige bittere Worte gegen ihn laufen zu lassen, veranlaßte dieses einen so lebhaften Wortwechsel zwischen ihm und dem Bruder, daß er für das Beste hielt, den Platz zu räumen.

Wüthend eilte er zu einer Freundinn der Mutter, die bey Ravenna wohnte, und schilderte ihr seine Liebe und Verzweifelung auf eine so pathetische Art, daß sie Antheil an seinem Schicksal nahm. Er sagte ihr mit kurzen deutlichen Worten, er könne nicht ohne Lauretten leben; und sie versprach

ihm, alles anzuwenden, um den alten Guibaldi zu gewinnen oder zu überlisten.

Diese gute Freundinn war ein listiges und unternehmendes Weib, die hitzig dem Ziele nachjagte, das sie sich einmal gewählt hatte, und der jeder Weg gleichgalt, um dahin zu gelangen, er mochte auch noch so krumm und entehrend seyn, wenn er nur der kürzeste war. Sie nahm ihre Zuflucht zum Lügen und Verläumden, sobald sie merkte, daß sie mit der Wahrheit nicht von der Stelle kam. Ihr Versprechen, das sie dem Marcolpho gethan, sich seiner anzunehmen, war also ein Versprechen, ihm Tugenden anzudichten, und seinem Rival Laster anzulügen, so bald dadurch sein Plan befördert werden könnte.

Da sie häufig in Guibaldi's Haus kam, so brauchte sie nicht erst auf einen Vorwand zu sinnen, um ihren jezigen Besuch zu beschönigen, aber sie nahm sich vor, unverzüglich Hand anzulegen. Ohne des Marcolpho mit einem Wort zu erwähnen, vertraute sie dem alten Guibaldi, was sie, ihrem Vorgeben nach, von einer Person erfahren haben wollte, die allen Glauben verdiene. Manfredini, so hatte man ihr erzählt, sey ein Flücht-

ling aus Tarent, welcher sich aus den Händen der verfolgenden Gerechtigkeit nur in Weiberkleidern habe retten können; er sey angeklagt worden, daß er ein junges Mädchen auf das schändlichste gemißbraucht, und darnach ermordet habe. Das alles brachte sie mit einem solchen Schein von Ueberzeugung und Treuherzigkeit vor, daß man es für Wahrheit halten mußte. Sie wußte ihrer Erzählung einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit dadurch zu geben, daß Guibaldi sich leicht überreden ließ, und so stand es im Buch des Schicksals geschrieben, daß der unglückliche **Manfredini** noch einmal das Opfer einer neuen Ungerechtigkeit werden sollte. Der getäuschte Guibaldi traute dieser schwarzen Verläumdung, und beschloß, diesen gefährlichen Mann, der überdies seinen Hausfrieden störe, auf immer von sich zu entfernen. Nachdem er ihn für seine geleisteten Dienste großmüthig und reichlich bezahlt, (als ob die Dienste der Freundschaft sich durch Geld vergüten ließen) so gab er ihm plötzlich seinen Abschied. Der traurige **Manfredini**, der sich Lauretten zum zweytenmal, und zwar in einem Augenblicke, rauben sah, wo er ganz das Gegentheil erwarten sollte, beschloß,

nicht länger gegen sein Verhängniß anzukämpfen. Er verlangte also gar keine Erläuterung, er erlaubte sich gar keine Klage, und verließ Guibaldi's Haus, nachdem er zuvor seiner Geliebten den Ort entdeckt hatte, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt.

Laurette hatte ein Mädchen in ihren Diensten, die zugleich ihre Vertraute war, und deren Bruder auf einem Dorfe bey Rama wohnte. Sie beschloß, sich dieses Mädchens zu bedienen, und durch ihre Vermittelung und die Vermittelung ihres Bruders einen Briefwechsel mit ihrem Geliebten anzufangen. Wirklichverliebte verlieren nie den Muth, selbst wenn sie die Hoffnung verloren haben; und so fanden Manfredini und Lauretta den Trost für ihre Trennung in häufigen und zärtlichen Briefen. Aber bald genügte dem Herzen Laurettens dieser Trost nicht mehr, Kummer umwölkte ihre Seele, und ihre Wangen verbleichten. Vielleicht hätte sie ihren jezigen Zustand standhafter ertragen, wäre ihr nicht für die Zukunft bange gewesen, aber sie fürchtete, Manfredini müßte so vieler Ungerechtigkeit und Verfolgungen endlich müde werden, seiner gerech-

ten Empfindlichkeit Gehör geben, und so seiner Liebe erliegen.

Lauretta fiel in eine Schwermuth, die für ihr Leben besorgt machte. Ihr zärtlicher Vater nahm an dieser Krankheit so lebhaften Antheil, daß man wohl voraussehen konnte, er würde Lauretten bald im Grabe nachfolgen, wenn sie ihre Liebe mit dem Leben büßen sollte. Er sah die Ursache ihrer Krankheit nur zu gut ein, und ob er gleich den Wünschen seiner Tochter nur widerstrebt, und sie unglücklich gemacht hatte, um zu verhindern, daß sie nicht unglücklich werden sollte, so war ihm doch seine Tochter viel zu theuer, um nicht Gewissensbisse zu fühlen. Er beschloß, Lauretten wenigstens die Bewegungsgründe zu entdecken, warum er so gehandelt habe, und sich so wegen der anscheinenden Härte seines Betragens zu rechtfertigen. Aber kaum hatte er angefangen, ihr Manfredini's vorgebliche Verbrechen zu entdecken, so schrie Lauretta über Betrug und Lug, und erwiederte hitzig, alles sey Unwahrheit, selbst das, daß Manfredini von Tarent sey. Ich kenne sein Vaterland, fuhr sie fort, und weiß, wo seine meisten Verwandten sich aufhalten, aber Manfredini's

Geheimniß soll nicht über meinen Mund kommen, als bis seine Unschuld erkannt, und seine Zurückrufung beschlossen ist. Doch man braucht nur nach Tarent zu schreiben, um wenigstens einen Theil der Verläumdung zu widerlegen. Ich ahnde den Urheber dieses ganzen Gewebes von Mährchen; aber, mein Vater, wie ist es möglich, daß sie ihm haben einen Augenblick Glauben beymessen können, nachdem sie **Manfredini** ein so unumschränktes Zutrauen geschenkt, und er es so wohl verdient hat? —

Guibaldi befand sich außer Stande, **Lauretten** zu widerlegen, denn seinem eigenen Herzen that es zu wehe, **Manfredini** schuldig zu glauben. Er schrieb nach Tarent, und man antwortete ihm, daß alle diese ausgesprengten böslichen Gerüchte gänzlich aus der Luft gegriffen und grundlos wären. Nun war sein erstes, seine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen; aber **Manfredini's** Aufenthalt war ihm unbekannt, wie sollte er ihm seine Reue mittheilen, wie ihm wissen lassen, daß die so lange verdiente Erfüllung seiner Wünsche endlich seiner harre? — **Lauretta**, als sie sahe, daß Guibaldi es aufrichtig bereuete, zu rasch verfah-

ren zu haben, gestand ihrem Vater, sie wisse, wo Manfredini jezt sey. Sie gieng in ihrer Aufrichtigkeit noch weiter, sie zeigte ihm alle die Briefe, die sie von ihm empfangen hatte. Der gute alte Guibaldi war entzückt über die Offenherzigkeit, mit welcher ihm seine Tochter zum Vertrauten ihrer Liebesgeheimnisse machte, und weit entfernt, ihr Betragen zu mißbilligen, versprach er ihr, noch heute an Manfredini zu schreiben. Sein Brief enthielt: da Manfredini unschuldig sey, so sey er es sich selbst und zum Ersatz seiner gekränkten Ehre schuldig, wieder zu kommen und Lauretten zu heyrathen, deren Herz ihm immer treu geblieben; zugleich gestand er das Ungerechte und Harte seines eigenen Verfahrens ein, bezeigte, wie leid es ihm thue, und machte sich anheischig, Marsilien zu bewegen, oder wenn es darauf ankäme, mit Gewalt anzuhalten, gerecht gegen ihn zu seyn.

Manfredini's Antwort war abschläglich, und er entschuldigte seine Weigerung durch folgende Gründe: Ich habe nie verdient, Ihre Achtung durch meine Schuld zu verlieren. Das erstemal, als man mich bey Ihnen anschwärzte, unterwarf ich mich einem Exil von 6 Monaten. Ich wollte

Ihnen beweisen, daß ich nicht undankbar seyn könne, wenn Sie gleich ungerecht gegen mich wären. Ich wollte Ihnen zugleich dadurch ein Mittel an die Hand geben, die Verläumdung zu beschämen, und den Muth eines gerechten Mannes zu verrathen. Aber neue Zeitumstände legen mir neue Pflichten auf. Ich sehe mich gezwungen, meinen Wohlthäter zu fliehen, weil mein jeziges Wiederkehren ihn mit Schande brandmarken würde. Denn niemand würde es Ihnen verzeihen können, zweymal so leichtsinnig ungerecht gegen mich gewesen zu seyn. Sie erlaubten mir, Lauretten zu lieben, und nie habe ich den Respekt aus den Augen gesetzt, den ich ihr schuldig war; aber Ihre Verfahrungsweise gegen mich hat mich des Besitzes Ihrer Tochter unwürdig gemacht. Was auch das Schicksal mir noch aufbehalten haben mag, so werde ich doch nie vergessen, was ich meiner Abkunft schuldig bin, die Ihnen noch unbekannt ist. Mein Kummer und meine Traurigkeit ist groß, ich kann daraus auf Laurettens Betrübniß schließen. Bisher hielt ich mich verbunden, durch meine Briefe ihren Schmerz zu lindern zu suchen, aber jezt übertrage ich Ihnen diese Pflicht, die ich mir auferlegt

hatte. Die väterliche Freundschaft trete an die Stelle sorgenvoller Liebe, ich muß mich jezt bemühen, über meine Leidenschaft zu siegen; ich werde nie wieder an Lauretten schreiben.

Guibaldi war über diese Antwort weniger verwundert, als betrübt. Er begab sich selbst zu Manfredini. Die Sehnsucht, seine Ungerechtigkeit gut zu machen, flößte seinen Bitten und Einladungen eine solche Beredsamkeit ein, und er entwarf ein so rührendes Gemälde von Laurettens Kummer, daß Manfredini der vereinigten Liebe und Freundschaft nicht widerstehen konnte. Er reis'te mit dem Vater zu seiner Geliebten zurück.

Die Wuth der Mutter, die Manfredini's Abwesenheit besänftigt hatte, erwachte bey seiner Rückkehr in verdoppelter Stärke. Ihr Herz kannte die Stimme der Natur nicht mehr, und öffnete sich nur der Stimme der Rache; sie that einen fürchterlichen Schwur, Manfredini zu stürzen, und sollte sein Untergang der Untergang ihrer Tochter seyn. Während Lauretta beym Anblick ihres Vielgeliebten Leben und Gesundheit, und was so oft die Quelle der leztern ist, Ruhe des Herzens und Zufriedenheit des Geistes wieder bekam. Wäh-

rend ihr Vater sich in den Armen seines Sohnes und seiner Tochter dem Genuß der Wonne überließ, seinen Freund wieder gefunden zu haben, brütete Marsiliens Haß die schwärzeste Rache.

Es war am Tage der Hochzeitfeyer selbst, wo die Wüthende ihre Höllenplane ausführte. Von ihr aufgehetzt ermordete Marcolpho meuchelmörderisch ihren Sohn, den jungen Guibaldi, und als der Vater nach Hause kam, fand er Manfredini und Lauretten durch beygebrachtes Gift in den letzten Zügen. Aber Marcolpho war bey seinem Meuchelmord entdeckt und zu Verhaft gebracht worden. Die Folter entriß ihm bald das Geständniß des schrecklichen Komplotts. Marcolpho und Marsilie wurden öffentlich hingerichtet; die Verwünschungen des ganzen Volks begleiteten sie zur Richtstätte; der alte Guibaldi starb bald darauf für Gram.

5.

Lorenzo von Medicis, beygenahmt der Prächtige, genoß des zwiefachen glänzenden Ruhms, Wissenschaften und Talente nicht allein zu belohnen, sondern auch selbst zu treiben und zu besitzen. Als ein gerechter und aufgeklärter Beschützer, über welchen die Kabbale nie etwas vermochte, und der sich durch Aftertalente nie blenden ließ, verschwendete er seine Wohlthaten nimmer an Unwürdige, und es war eben so selten, in seinem Pallaste einen verkannten Mann von Verdienst anzutreffen, als einen Thoren rühmlich ausgezeichnet zu sehen. So wie er sich bemühte, bescheidenes Verdienst vorzuziehen, so behagte es ihm, den Laffen zu demüthigen, und den Eingebildeten zu züchtigen.

Der Doctor Manenta hatte Zutritt bey ihm. Es war ein Arzt, der viele Patienten hatte. Vielleicht wurden wenig Kranke durch seine Hülfe gesund, aber das hinderte nicht, daß er davon viele besuchte. Er war wenig in den Büchern der Arzneykunde, aber desto mehr in der Kunst bewandert, seinen Kranken den Hof zu machen, weil er überzeugt war, daß die Welt an einem Arzte weniger tiefe Gelehrsamkeit, als ein liebenswürdi-

ges und gefälliges äußeres Betragen schätzt. Er war immer scherzhaft und bey munterer Laune, und der Ruf seiner witzigen Einfälle gab auch seinen Verordnungen Ruf; das hatte ihn denn stolz und impertinent gemacht. Diesen Fehler vermehrten noch andere Fehler, die bey dem Handwerke, das er trieb, sogar gefährlich waren. Er liebte den Trunk leidenschaftlich, und suchte eine Ehre darinn, für einen guten Weinkenner und für einen wackern Zecher zu gelten.

Da er sich sehr oft und manchmahl ungeladen bey der Tafel des Prächtigen einfand; so sann dieser, seiner Insolenz und überlästigen Besuche müde, auf ein Mittel, sich ihn auf immer vom Halse zu schaffen. Als er an einem Abend erfuhr, daß der Doctor in einer Schenke so wacker gezecht habe, daß der Wirth gezwungen gewesen sey, ihn auf die Gasse unter eine Bude tragen zu lassen, wo er noch im tiefen Schlummer ruhe, so beschloß Lorenzo, diese günstige Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeystreichen zu lassen. Auf seinen Befehl mußten zwey von seinen Leuten den Manenta, ohne ihn aufzuwecken, in ein Zimmer seines Pallastes tragen. Hier kleidete man ihn aus, und

legte ihn nackend in ein Bette, wo man ihn ausschlafen ließ.

Manenta's Frau und Kinder waren auf dem Lande. Monaco, den wir schon aus einer der vorigen Erzählungen kennen, zog auf Befehl des Prächtigen des Doctors Kleider an, und verfügte sich mit Hülfe der bey ihm gefundenen Hausschlüssel in seine Wohnung. Mit dem Beystand eines Fraters aus dem Kloster Santa Maria nuova spielte er hier Mamentens Rolle, gab sich für krank aus, und machte zuletzt den Todten. Unterdessen, da es ihm doch ein wenig zu bedenklich dünkte, den Scherz so weit zu treiben, um sich wirklich begraben zu lassen, so grub man heimlich eine frische Leiche aus, die in Manenta's Haus geschafft wurde, und die man von da wieder auf den Kirchhof trug, um dort zum zweytenmahl, versteht sich unter des Doctors Nahmen, beerdigt zu werden.

Der wahre Manenta erwachte, nachdem er 24 Stunden geschlafen hatte. Voll Erstaunen, das Tageslicht nicht zu erblicken, denn alle Oefnungen waren sorgfältig verschlossen, um ihn in der dicksten Finsterniß zu lassen, konnte er gar nicht begrei-

fen, wo er sey. Er verließ das Bette und suchte tappend ein Fenster, um es zu öfnen, aber da er nirgends etwas fand, was einem Fenster, einer Thür oder einer andern Oefnung glich; so kehrte er erschrocken in sein Bette zurück. Bald gesellte sich der Hunger zur Furcht, und gern hätte er überlaut geschrien, wenn er nur das Herz dazu gehabt hätte.

Indem er sich so der Verzweiflung überließ, und immer mehr in dem ängstlichen Wahn bestärkt wurde, man habe ihn vielleicht gar in einen unterirrdischen Kerker geworfen, um ihn verhungern zu lassen, verkleideten sich die beyden Diener des Prächtigen in ein weisses, langes, schleppendes Gewand, und bedeckten ihr Gesicht mit einer lachenden Larve. Der Eine hielt in der Rechten ein bloßes Schwerdt, und in der Linken eine große brennende Fackel; der Andere bewafnete sich mit zwey Flaschen guten Wein, und trug Brod, zwey Kapaunen, einen Kalbsbraten und Kuchen, in einer Serviette eingebunden.

In diesem Aufzuge begaben sie sich nach dem Zimmer, wo der Doctor eingesperrt war, und traten mit großem Gepolter herein. Der mit dem

Schwerdt und der Fackel blieb am Eingange stehen. Beym ersten Lärm hatte sich Manenta in seinem Bette aufgerichtet; aber beym Anblick dieser weissen Gestalten sank er zitternd und bebend, troz ihrer lachenden Larven, auf sein Lager zurück. Er wollte laut aufschreyen, aber seine Zunge blieb erstarrt; er zitterte wie ein Espenlaub, als der, welcher das Essen trug, einen kleinen Tisch damit deckte, und nachdem er ihm einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln gewiesen, die bey dem Bette lagen, dem Manenta winkte, daran Platz zu nehmen. Der Doctor machte Gebrauch von den Pantoffeln und dem Schlafrock, wollte nun zulangen und versuchen, wie die Kochkunst des Geisterreichs beschaffen sey, da wischten die beyden Erscheinungen plötzlich wieder zur Thüre hinaus, und ließen ihn in der vorigen Finsterniß. Das setzte wohl den Doctor in Verwunderung, aber brachte ihn nicht aus der Fassung; er fand deswegen doch tappend den Wein und die übrigen Gerichte, und ließ sie sich so wohl schmecken, als ob er am hellen Mittag gespeist hätte.

Dieses Banket wirkte sehr günstig auf seine Gemüthsstimmung; seine Lage schien ihm nun weit weniger traurig, da es ihm nicht an Essen und

Trinken gebrach. Er dachte über sein Abentheuer mit weniger Bekümmerniß nach, und wurde sogar nach und nach mit dem Gedanken an seine Gefangenschaft vertrauter. Er erinnerte sich der lachenden Larven der beyden Erscheinungen, und mußte selbst lachen. Das Leckere der Gerichte, die man ihm aufgetischt hatte, und sonderlich die Treflichkeit des Weins, den er geleert, erfüllte ihn mit den tröstlichsten Ahndungen einer baldigen und fröhlichen Entwickelung des Abentheuers. Er bildete sich ein, daß sicherlich dahinter ein Spaß von einem guten Freunde stecke, und das beruhigte seine Lebensgeister so ganz, daß er sich in voller Zufriedenheit dem Schlafe überließ.

Die beyden Diener ermangelten nicht, dem Lorenzo umständlichen Bericht abzustatten, und belustigten ihn nicht wenig durch diese Erzählung. Den andern Morgen erneuerten sie ihren Besuch mit derselben Feyerlichkeit, und ihr Wiedersehen setzte den Doctor weit weniger in Schrecken. So verstrichen sechs Tage. Manenta wurde es endlich überdrüßig, so inne zu stecken und das Tageslicht nicht zu sehen; aber er fand Mittel, sich die Zeit zu verkürzen, indem er länger tafelte. Die beyden

weißen Gestalten blieben immer gleich höflich und schweigend, und erschienen immer mit derselben lachenden Larve.

Allein am siebenden Tage zog ihr Besuch eine Veränderung in ihrem Betragen nach sich, welche den Doctor seiner alten Angst Preis gab. Sie überreichten ihm einen Wams von rothem Tuch mit langen Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe, man setzte ihm eine griechische Mütze auf, und was ihm noch weniger, als alles dieses gefiel, man legte ihm Handschellen an. Hierauf hüllte man ihn in einen langen Mantel, der vom Kopf bis zu den Füßen gieng, so daß er nicht gewahr werden konnte, was mit ihm vorgieng, und setzte ihn in einen Wagen, der ihn nach einem Kloster brachte, wo seine beyden Führer ihren ganzen Anzug ein paar jungen Mönchen einhändigten, die ihre Rolle bey dem Doctor fortspielen sollten.

Während der Doctor in seinem neuen Behältniß, das wie das vorige eingerichtet, d. h. überall hermetisch verschlossen war, wieder etwas Muth zu fassen anfieng, als er sahe, daß man ihm die Handschellen abnahm und ein tüchtiges Mittagsessen vorsetzte; während er nach und nach seines neuen Ge-

fängnisses gewohnt wurde, wo ihm keine andere Sonne, als die Fackel der beyden Aufwärter leuchtete: während alles dieses mit ihm vorgieng, war Lorenzo gezwungen gewesen, sich von Florenz auf einige Tage zu entfernen, und er vergaß seinen armen Doctor. Manenta's Wittwe ihrer Seits hatte ihren Mann der Gebühr nach beweint, um ihn getrauert, und sich zuletzt entschlossen, zur zweyten Ehe zu schreiten. Das Zureden ihres Bruders Nico hatte sie am meisten dazu bewogen. Sie hatte einen Goldschmidt geheyrathet, der Michael Agnolo hieß, und wurde von ihm schwanger.

Endlich erinnerte sich der Prächtige seines Märtyrers, und beschloß, ihn in Freyheit zu setzen. Er schrieb deswegen an den Pater Guardian des Klosters, der dem Doctor die Augen verbinden und in einen Wald führen ließ. Dießmal glaubte nun der Doctor gewiß, daß seine letzte Stunde gekommen sey. Man band ihn an einen Baum, doch so lose und locker, daß er sich nach der Entfernung seiner Führer mit leichter Mühe losmachen konnte.

Man kann sich Manenta's frohe Ueberraschung denken, als er nach Abreißung seines Augenver-

bands zum erstenmal das Tageslicht wieder erblickte, das er so lange hatte entbehren müssen. Man hatte ihm in seine Taschen etwas Geld gesteckt. Er erkundigte sich bey den Vorübergehenden, wo er sey, und nahm seinen Weg nach einer Meyerey, die er zu Mugello hatte. Als er dahin kam, rief er einen Bauer beym Nahmen, den er als Verwalter daselbst angestellt; aber ein anderer, der ihm antwortete, berichtete ihm, daß der, nach dem er frage, auf einer Meyerey in der Nachbarschaft wohne. Der Doctor ärgerte sich, daß seine Frau ohne sein Vorwissen einen so guten Dienstboten verabschiedet habe, und bat den andern Bauer, seinen Vater zu rufen. Der Doctor war so seltsam gekleidet und machte einen so drollichten Aufzug, daß der alte Bauer lange bey sich anstand, ob er ihn auch aufnehmen und eine Nachtherberge gestatten wolle. Man kann leicht denken, daß bey solcher Stimmung das Abendbrod auch sehr mager ausfiel; allein der Doctor, der sich vorgenommen hatte, sich noch nicht zu erkennen zu geben, bat den jungen Bauerburschen, einen Brief an seine Frau in die Stadt zu tragen, und versprach ihm bey der Rückkunft einen Carolus zur Belohnung.

Der Bauer war das gern zufrieden, und wies dem Doctor sein Nachtlager im Stalle auf einer Schütte Stroh an. Manenta tröstete sich so gut er konnte, und dachte bey sich: morgen wirst du schon höflicher seyn, und fein die Mütze in die Hand nehmen, wenn du mit mir sprichst! Er legte seine Schütte Stroh zurecht, und suchte so gut als möglich zu schlummern, bis es Tag wurde.

Der Bauer trug den Brief nach Florenz und händigte ihn Brigitten ein. Bey Erblickung der Handschrift gerieth sie schon in Erstaunen, aber der Innhalt des Briefes setzte sie in das größte Schrecken. Zitternd und kaum Athem holend rief sie ihren zweyten Mann, Michael Agnolo, und erzählte ihm, was sich zugetragen, oder vielmehr, weil sie kaum sprechen konnte, sie gab ihm den Brief, der folgendergestalt lautete:

„Liebe Frau! Durch die allersonderbarsten „Abentheuer, bey denen ich mehr als einmal für „mein Leben zittern mußte, bin ich ein ganzes „Jahr von Dir getrennt worden. Ich will Dir „das alles umständlich erzählen, so bald wir uns „wieder sehen; jezt melde ich Dir nur, daß ich „auf unserer Meyerey in vollkommenem Wohlbe-

„finden angelangt bin. Schicke mir mein Pferd „und einen vollständigen Anzug, damit ich nach „der Stadt kommen kann, und vergiß nicht, dem „Bauer, der Dir diesen Brief überbringt, zu sa„gen, wer ich bin, damit er mir unser Gastzim„mer aufschließt, und ich mich pflegen und war„ten kann, weil dessen ich hochbedürftig bin.“

Dieser Brief setzte den Agnolo in einen gewaltigen Zorn. Zwar gestand er, daß diese Schrift wie Manenta's Hand aussehe, aber, sagte er zu seiner Frau, da er todt ist, kann er es nicht geschrieben haben, und der Kerl, der sich auf unserm Güthchen befindet, ist sicher ein Spitzbube und Betrüger. Laß mich den Brief beantworten. Brigitte war das wohl zufrieden, und Agnolo schrieb dem Doctor: wenn er sich nicht bald nach der Thür umsehe, so wolle er die Policey schicken, die ihm schon den Weg weisen würde. Mündlich trug er dem jungen Bauer auf, ihn aus dem Hause zu werfen, und durch eine tüchtige Tracht Schläge das Wiederkommen zu verleiden.

Manenta, der die ganze Nacht auf seinem Strohlager nicht geschlafen hatte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, und gieng um seinen Meyer-

hof spazieren. Er tröstete sich für die schlimm zugebrachte Nacht mit dem Gedanken an das gute Bette und die Pflege, die ihn bey der Zurückkunft seines Boten erwarteten, und nahm sich vor, sich für sein kärgliches gestriges Abendessen an einem jungen fetten Truthahn zu erholen, den er bey seinem Spaziergange auf dem Hofe zum voraus dem Bratspies gewidmet hatte. Man stelle sich sein Schrecken vor, als er die Antwort las und als ihn Vater und Sohn, laut des empfangenen Befehls, gar unsanft aus dem Hause komplimentirten.

Der arme Doctor wußte nicht, wie ihm geschah, und ob er wache oder träume. Er sagte ganz demüthig zu den beyden Bauern, sie möchten ihn nicht zu sehr mißhandeln, er wolle ja gerne gehen, nur bäte er sie noch um die einzige Barmherzigkeit, ihm zu sagen, wie denn ihr jeziger Herr heiße? Der alte Bauer antwortete, ihr Herr sey ein Goldschmidt, und sein Nahme Michael Agnolo. Manenta erkundigte sich weiter nach dem Nahmen der Frau vom Hause, und der Bauer erwiederte, sie nenne sich Brigitta, und ihr erster Mann sey der Doctor Manenta gewesen, der an der Pest gestorben.

Diese neue Hiobspost von der zweyten Verheyrathung seiner Frau schlug den armen Doctor vollends zu Boden. Unterdessen, da es ihm nichts geholfen hätte, wenn er sich auch hätte zu erkennen geben wollen, so that er sich Gewalt an, und schwieg. Er verlor aber keinen Augenblick, und trat, trotz seines Anzugs, der sich weder zu seinen Glücksumständen, und noch weniger zu der Gravität seines Standes paßte, den Weg nach Florenz an. Er durchstrich fast die ganze Stadt, ohne von jemand erkannt zu werden, und als er in die Straße kam, wo er wohnte, begegnete er eben seiner Frau und seinem Sohne, die in sein Haus giengen. Sie hatte ihn angeblickt und doch nicht erkannt, und dies machte, daß der Doctor außer sich für Verzweifelung seinen Weg mit großen Schritten fortsetzte. Er durchlief die ganze Stadt und kannte alle Welt, nur ihn wollte niemand kennen. Endlich schlug die Eßglocke, und er begab sich in ein Speisehaus, wo der Wirth sein alter Bekannter war, und Amadoro hieß. Er ließ sich zu Essen geben, und als er bezahlte, sagte Amadoro zu ihm, ihm dünke, er habe ihn schon irgendwo gesehen. — Das ist wohl möglich, erwiederte Manenta —

und verließ das Speisehaus, ohne sich zu entdecken, doch voll Verdruß, nicht erkannt worden zu seyn. Endlich nahm er sich vor, es koste, was es wolle, noch heute seine Frau zu sprechen.

Er gieng einige Zeit vor seinem Hause auf und ab, und als niemand zum Vorschein kommen wollte, wagte er es, und klopfte an. Wer klopft? rief seine Frau. — Ich bin es, liebe Brigitte, antwortete **Manenta**. — Brigitte fragte nun nach seinem Nahmen, und **Manenta**, der sich nicht laut nennen wollte, um kein Aufsehen zu erregen, bat sie, heraus zu kommen. Seine Stimme und seine Gestalt erinnerten Brigitten sogleich an den Brief, und das Schrecken machte sie bald zur Bildsäule. Wer seyd ihr? stammelte sie mit bebender Stimme. — Ey, kennst du mich nicht? sprach der Doctor! Ich bin **Manenta**, dein lieber Mann, und ich komme, meine liebe Brigitte zurück zu fodern. — **Manenta**, entgegnete Brigitte, der ist längst todt und begraben. — Keins von beyden, rief der Doctor, ich bin nie gestorben gewesen; bin ich denn so verändert, daß du mich nicht mehr kennst? Mach auf, liebes Kind! (denn Brigitte hatte gleich bey seiner Erblickung die

Thür wieder zugeschmissen, und dieses Gespräch wurde durch das Schlüsselloch geführt.) — Seyd ihr der Mann, der den Brief geschrieben hat, fuhr Brigitte fort, dann rathe ich euch, geht bald eurer Wege, ehe mein Mann kommt, sonst stehe ich euch für nichts.

Es hatten sich eine Menge Leute um das Haus versammelt, und jeder legte den Auftritt nach seiner Art aus. Eine Nachbarinn, eine gar fromme Frau, Nahmens Dorothea, schrie Brigitten zu: „Sehe sie sich vor, liebe Frau Nachbarinn, es ist vielleicht die Seele ihres Mannes, die für sich in der Kirche gebetet haben will; ich glaube seine Stimme zu erkennen, frage sie den Geist, was er haben will. — Brigitte nahm nun einen Ton des Mitleidens an: Seeliger Geist, rief sie ihm zu, rede, hast du etwas auf deinem Gewissen? verlangst du, daß man für dich beten soll? oder plagt dich in jener Welt das Andenken an ein Gelübde, das du in dieser noch nicht erfüllt hast? Rede, seeliger Geist, und dann gehe in Frieden wieder hin, woher du gekommen bist. —

So übler Laune auch Manenta war, so mußte er doch an sich halten, um nicht in ein lautes Ge-

lächter auszubrechen. Er schwur bey allen Heiligen, daß er Fleisch und Bein, und kein spükender Geist sey; aber Brigitte antwortete ihm bloß durch Kreutze, die sie vor ihm machte, und durch Anerbietungen von Seelenmessen. Die fromme Matrone Dorothea schrie ebenfalls aus ihrem Fenster herüber: Seeliger Geist, wenn du im Fegfeuer bist, so soll Brigitte dich durch so viel Seelenmessen als du fodern wirst, erlösen. — Die Zeichen des Kreutzes verdoppelten sich mit jedem Augenblicke; je mehr der Doctor seine Ungeduld bezeigte, je mehr vervielfachten sie die Zuschauer so wohl, als Frau und Nachbarinn. Das Gedränge wurde immer größer, der Zufluß von Menschen immer stärker, und der Doctor fieng endlich an, zu fürchten, einige unter der Menge möchten auf eine Art Geisterbannerey fallen, bey welcher sich sein Rücken nicht allzu wohl befinden möchte. Er ergriff also das Hasenpanier. Es kostete ihm keine Mühe, sich Platz zu schaffen, denn überall öffnete sich der Volkshaufen vor seinen Schritten, und so gieng er zwischen zwey dichten Reihen durch, die ihm noch eine Menge Kreutze nachschickten.

Nachdem er viele Gassen durchzogen hatte, und

sich endlich nicht mehr von Begleitern verfolgt sah, setzte er sich auf eine Bank an einem einsamen Spazierplatz, und überdachte sein Abentheuer noch einmal. Er hielt es endlich für's beste, beym geistlichen Gericht eine ordentliche Klage einzugeben; vorher aber beschloß er, noch einen Versuch zu machen, ob ihn nicht seine beyden besten Freunde, Borchiello und Leblond, erkennen würden. Er kehrte also nach dem Speisehause des Amadoro zurück, gab ihm Geld, und bat ihn, die beyden genannten zu Tische zu bitten.

Als sie kamen, empfieng Manenta den Borchiello sehr freundlich, und sagte zu ihm, er sey ein Fremder, und habe sich die Freyheit genommen, um die Bekanntschaft eines Mannes von seinem Rufe zu machen, ihn hierher einzuladen. — Wie sie sich zu Tische setzten, raunte Borchiello dem Leblond zu — wahrhaftig, wenn ich den Doctor Manenta nicht hätte begraben sehen, so glaubte ich, er wäre es selbst. — Leblond betrachtete ihn hierauf aufmerksamer, und erwiederte leise: die Aehnlichkeit ist wirklich auffallend.

Unterdessen wurde aufgetragen, und wenn die Zubereitung und leckere Wahl der Gerichte der

Kochkunst des Speisewirths Ehre machten, so machten die Gäste ihrem Appetit nicht minder Ehre. Borchiello, der es nicht satt werden konnte, den vorgeblichen Fremden anzusehen, wurde gewahr, daß er zwey Gläser Wein hurtig auf einander, und gleich nach dem Salat trank, wie Manenta zu thun pflegte, und daß er hierauf seinen Wein mit etwas Wasser versetzte, wie gleichfalls Manenta's Gewohnheit war. Borchiello's Verwunderung wuchs noch mehr, als er ihn von den Tauben nur den Steiß und den Hals essen sah, welches des Doctors Lieblingsbissen gewesen waren.

Manenta bemerkte seine Verwunderung wohl, allein er wollte noch das Desert abwarten, ehe er sich zu erkennen gebe. Bey diesem Desert wurde auch sehr guter Ziegenkäse mit aufgesetzt, den Manenta aber nicht anrührte, ungeachtet er von allem übrigen aß. Borchiello, der nun nicht länger zweifelte, daß dies Manenta selbst sey, sprang auf, fiel ihm um den Hals, nannte ihn beym Nahmen, und freute sich herzlich seines Wiedersehens.

Leblond und der Speisewirth hatten sich bey diesem Auftritt in einen Winkel zurückgezogen, und harrten bestürzt, wie sich der räthselhafte Fremde

dabey benehmen würde. Dem Himmel sey Dank, rief der Doctor, von allen meinen Verwandten und Bekannten bist du es allein, mein lieber Borchiello, der mich wieder erkannt hat; ja, ich bin **Manenta**, der weder todt noch begraben ist, und dem es, wie du siehst, noch ziemlich gut schmeckt. **Amadoro** und **Leblond** waren ganz stumm für Schrecken, aber Borchiello sprach ihnen Muth ein, ließ sie den Doctor angreifen, dessen Körper nichts weniger als geistig war, und so verlohr sich endlich nach und nach ihre Furcht.

Nun erzählte **Manenta** seine Abentheuer der Reihe nach, die seine drey Zuhörer zwar nicht wenig in Erstaunen setzten, worüber sie aber auch mehr als einmal in ein lautes Gelächter ausbrachen. Als er fertig war, glaubte Borchiello, ein feiner und verschlagener Kopf, in dem allen einen von den Streichen des **Lorenzo** zu erkennen, aber die andern, die leichtgläubiger waren, hielten das alles für lauter Hexerey. — Niemand ist dabey im Spiel, als der **Prächtige**, rief Borchiello! habe ich dich nicht mehr als einmal gewarnt, **Manenta**, du würdest ihm früh oder spät deine Zudringlichkeit bezahlen müssen? — Der Doctor

war endlich ebenfalls Borchiello's Meynung. Nachdem man sich lange berathschlagt, was da zu thun sey, war das Resultat, er solle beym geistlichen Gerichte klagen.

Brigitta hatte ihrem Manne, dem Michael Agnolo, so bald er nach Hause gekommen, ihre Unterredung mit Manenta erzählt. Sie behauptete steif und fest, es sey der Geist ihres seligen Mannes gewesen; Agnolo hingegen schwur hoch und theuer, es sey ein spitzbübischer Betrüger, dem man der Justiz überliefern müsse. Unterdessen war er der Meynung, er werde, da ihm dieser Versuch fehlgeschlagen, nicht wieder zum Vorschein kommen.

Den andern Morgen gab Borchiello dem Doctor anständige Kleider, und stellte ihn in der Stadt allen seinen Bekannten, und wer ihm begegnete, vor. Die Zeitung von seiner Wiederkunft verbreitete sich bald durch ganz Florenz, und kam auch zu Agnolo's Ohren, der, als er erfuhr, daß Manenta beym geistlichen Gericht klagen wolle, sich sogleich aus dem Kirchenbuche seinen Todtenschein geben ließ, und da auch die ganze Nachbarschaft bezeugte, daß der Doctor Manenta an der Pest

gestorben sey, so glaubte Agnolo von den Ansprüchen des vermeyntlich Auferstandenen nichts zu befürchten zu haben, ob er gleich eingestand, daß die Aehnlichkeit wirklich sehr groß sey.

Der Vikar beschied auf des Doctors Klage beyde Partheyen vor, und nachdem er die Beschwerden der einen, und die Verantwortung der andern angehört, befand er sich in keiner geringen Verlegenheit, wie er diesen sonderbaren Proceß entscheiden solle. Nach der Aussage der Zeugen befürchtete er, es könne ein Mord dahinter verborgen seyn, weil eine Leiche wirklich beerdigt worden. Dem zufolge benachrichtigte er den Rath der Achte davon, und der Goldschmidt und der Doctor wurden in Verwahrung gebracht, um weiter verhört zu werden.

Der Doctor erzählte in seinem Verhör getreulich seine ganze Geschichte, die mehr als einmal die Gravität seiner Richter entrunzelte. Michael Agnolo, der nach ihm in das Verhör kam, zeigte den Todtenschein vor, und ließ Zeugen abhören, welche Manenta's Tod und Begräbniß bezeugten. Als der Rath der Achte aus dem Verhör ersah, daß eines Mönchs erwähnt wurde, welcher dem

angeblich Verstorbenen die letzte Oelung gegeben, so schickten sie in sein Kloster. Aber man erfuhr, er sey schon längst wegen einer andern Sache entwichen, die mit dieser gar nichts gemein hatte. Die Verlegenheit der Richter wurde also von Tag zu Tage größer.

Borchiello hatte eine Privatunterredung mit einem von ihnen, und vertraute ihm seinen Argwohn, daß wohl die ganze Geschichte eine angestellte Sache von Lorenzo dem Prächtigen seyn möchte, und der Richter, dem dieser Argwohn sehr viel Wahrscheinlichkeit zu haben schien, that hierauf seinen Kollegen den Vorschlag, und der auch angenommen wurde, den Proceß und seine Entscheidung an den Prächtigen zu verweisen. Der Rath der Achte schrieb also an ihn, und bat ihn, in dieser sonderbaren Sache Richter und Urtheilssprecher seyn zu wollen, und der Prächtige, hocherfreut über den Ausgang seiner Posse, kam unverzüglich nach Florenz zurück.

Als Manenta ihm aufwartete, sagte der Prächtige mit einem Gesicht voll Erstaunen — bist du's wirklich, Manenta? Nie hätte ich geglaubt, dich nach deinem Tode wieder zu sehen. Oder ist

es nur deine Spuckgestalt? — Nein, Monsignor, antwortete Manenta, ich bin es selbst mit Fleisch und Bein. — Und nun wollte er ihm haarklein die ganze Litaney seines Abentheuers vorbeten, allein der Prächtige fiel ihm ins Wort, und sagte zu ihm, er möchte bis diesen Abend warten, wo er es in Beyseyn seiner Gegenpart so werde erzählen müssen. Man kann sich vorstellen, wie belustigend dieser Proceß für Lorenzo, und wie zufrieden er mit sich über den unvermutheten Erfolg seyn mußte.

Den Abend beschied er die Vornehmsten der Stadt zu sich in seinen Pallast, und zwar vorzüglich solche, welche den Manenta gekannt hatten. Der Goldschmidt und seine Zeugen erschienen zuerst. Bey jedem Umstand, den er noch besser als sie wußte, lachte Lorenzo ins Fäustchen, aber äußerlich verrieth er desto lebhaftere Verwunderung.

Nun wurde Manenta vorgerufen, der eine sehr naive und umständliche Erzählung von allem machte, was ihm begegnet war. Der Prächtige that tausend Fragen an ihn, weil er zum voraus wußte, daß auf jede Frage eine drollichte Antwort erfolgen würde. Er führte ihn immer wieder auf das Vergangene zurück, um seine Erzählung zu

ver-

verlängern, und so wurde jeder Umstand drey- und mehrmale wiederholt. Der Auftritt wurde noch spaßhafter und lustiger, als man den Goldschmidt mit dem Doctor confrontirte. Endlich ließ der Prächtige den Vikar rufen, und redete ihn folgendergestalt an: Nach allem, was hier vorgegangen ist, Herr Vikar, kommt es allein darauf an, zu verificiren, ob diese Gestalt, die hier unter dem Nahmen des Doctors **Manenta** erscheint, nur ein Trugbild, das Werk irgend eines Schwarzkünstlers, oder ein Spuk aus der andern Welt, oder wirklich der Doctor **Manenta** ist. Es bleibt uns also nichts übrig, als diese Gestalt auf die Probe zu stellen, d. h. durch den Exorcismus sobald als möglich hinter die Wahrheit zu kommen. — Der Vikar war ganz der Meynung des **Prächtigen**. **Manenta** wollte zwar einige Einwendungen machen, allein **Lorenzo** gebot ihm Stillschweigen, und er wurde nebst dem Goldschmidt wieder in's Gefängniß zurückgebracht, bis ein Tag zu der Feyerlichkeit des Exorcismus anberaumt worden.

Der Vikar war ein guter Christ, ein guter Mann, aber von sehr eingeschränktem Verstande.

Unrecht hatte er sich nie mit Willen zu Schulden kommen lassen, aber dagegen ließ er sich gerne hinter das Licht führen, und war sonderlich äußerst leichtgläubig. Während er alle Anstalten traf, um dem armen Doctor den Teufel austreiben zu lassen, ließ der **Prächtige** heimlich nach **Florenz** den **Népo de Galadrona**, einen der berühmtesten Schwarzkünstler Welschlands, kommen; nachdem er ihm seine Rolle vorgeschrieben, hielt er ihn in seinem Pallast verborgen, um ihn auftreten zu lassen, wenn Zeit und Umstände es erfodern würden.

An dem zur Ceremonie der Teufelsaustreibung bestimmten Tage nahm der Vikar seinen Platz auf einem erhabenen, in der Kirche zur Santa **Maria Majora** errichteten, Sitz, von 30 der vornehmsten Geistlichen umringt, und nun wurde in Gegenwart einer unermeßlichen Menge Volks der arme Doctor vorgerufen, der sich sehr demüthig und andächtig auf seine Knie niederließ. Mit ruhiger Stirne sahe er die Beschwörungen ihren Anfang nehmen. Das Verlesen der Evangelien, der Psalmen, die Gesänge, die Gebete, selbst die Berührung der Reliquien, nichts wirkte auf das heitere Gesicht des Beschworenen, der alles mit An-

dacht und Demuth wiederholte und küßte, Gott laut, mit verbißner Wuth im Herzen, dankte, und den Vikar nur bat, die Ceremonie baldmöglichst abzukürzen.

Es gieng alles recht gut, bis endlich ein großer fremder Mönch auftrat, der jung und handfest, und als der stärkste Geisterbanner im ganzen Lande gerufen war. Laßt mich nur machen, rief er, wir wollen flugs wissen, ob der Mensch besessen ist oder nicht. Und wenn ihm Beelzebub, der oberste der Teufel, im Leibe säße, so soll er nicht gegen mich aushalten, ich bürge dafür. —

Mit diesen Worten näherte er sich dem Doctor mit einem Gesicht, bey dem jedem andern nicht wohl zu Muthe gewesen wäre, warf ihm den Mantel des heiligen Philipps über die Schultern, und fieng an, ihn mit vieler Hastigkeit und großem Eifer zu verhören. Manenta antwortete immer ganz richtig und mit voller Besinnungskraft, aber als dem Mönch in der Hitze ein paar erzlächerliche Ausdrücke entwischten, mußte der Doctor wider seinen Willen lachen. Sogleich versetzte ihm der Mönch ein paar der derbsten Ohrfeigen, die je gegeben worden sind, und schrie dazu: nun

habe ich ihn, nun soll er heraus, und wenn er noch zehnmal mehr Teufel wäre, als er ist. — Manenta, dem dieser Gruß des Mönchs das Lachen vertrieben hatte, erwiederte demüthig: — beschwöre nur so lange du willst! — Aber der Mönch fuhr fort, ihn aus Leibeskräften zu beohrfeigen, und immer zu schreyen: du sollst heraus, du mußt heraus, unflätiger Geist der Hölle! — Ach Herr Pater! rief Manenta, der es nicht länger auszuhalten vermochte, ist das christlich, einem ehrlichen Manne so zu begegnen? Schämst du dich nicht, Trunkenbold in der Kutte, einem Menschen so mitzuspielen, der sich nicht vertheidigen darf? — Der Mönch, der alle diese Klagen für Injurien des Teufels auslegte, die ihm der Aerger auspresse, aus dem Besessenen weichen zu müssen, warf den Doctor zu Boden, kniecte ihm auf den Leib, setzte ihm beyde Hände auf die Gurgel, und würde ihm zuletzt nicht den Teufel, sondern die Seele aus dem Leibe getrieben haben, wenn Manenta ihn nicht mit röchelnder Stimme um Gnade und Erbarmung angeflehet hätte.

Der Mönch ließ ihn nun los, weil er sich einbildete, daß der Teufel im Guten seinen Abschied

nehmen wolle, und fragte ihn, durch welches Zeichen er seine Abfahrt zu erkennen zu geben willens sey. Indem erschien Népo von Galadrona, den Lorenzo abgeordnet hatte, und rief schon von weiten: Platz gemacht! Platz gemacht! Ich muß mit dem Vikar sprechen, ich habe den Schlüssel zu dem ganzen Räthsel. — Auf sein Rufen und bey seinem Anblick trat jedermann bey Seite, um ihn durch zu lassen. Es war ein langer majestätischer Greis, von brauner aber lebhafter Gesichtsfarbe, sein Haupt war fast kahl, aber sein Kinn zierte ein dichter, sehr langer und schwarzbrauner Bart; er hatte ein feuriges obgleich tief im Kopf liegendes Auge, und sein langes schleppendes feuerfarbenes Gewand vermehrte das Auffallende und Außerordentliche in seiner Gestalt und seinem Wesen.

Als er bis zum Vikar gedrungen war, bat er, daß man den handfesten Exorcisten abtreten lassen möchte, was denn den armen Doctor wieder etwas zu Athem kommen ließ. Monsignor, sagte er zum Vikar, ich will Ihnen das ganze Geheimniß aufklären, was niemand zu thun im Stande ist, als ich. Der Doctor Manenta ist nie gestorben, ich bin es, der durch die Künste meiner hö-

heren Wissenschaft dies alles gewirkt hat. Ich bin der berühmte Népo von Galadrona, und ganz Welschland weiß, was ich vermag. Die Gestalt, welche unter des Doctors Manenta's Nahmen den Kranken, den Sterbenden und Begrabenden spielte, war nur ein Trugbild meiner Kunst, und der Grund zu allen den folgenden Begebenheiten und zu dem gegenwärtigen Proceß. Ich wählte den Doctor zum Gegenstand meiner Kunst, um mich an ihm für eine Beleidigung zu rächen, die einer von seinen Vorfahren gegen mich verschuldet hatte. Doch ich will nicht, daß man mir auf mein bloßes Wort glauben soll; um sich von der Wahrheit zu überzeugen, braucht man nur das Grab öffnen zu lassen, worinn die luftige Truggestalt beerdiget worden. —

Der Vikar und alle Anwesende hörten ihn mit Aufmerksamkeit und einer ehrfurchtsvollen Verwunderung zu. Der Doctor, so sehr ihm im Herzen die Rache des Schwarzkünstlers wurmte, that sich doch Gewalt an, um ihm nichts davon merken zu lassen, und jedermann hatte die Augen auf den furchtbaren Mann gerichtet, doch ohne das Herz zu haben, ihm recht ins Gesicht zu fassen. Der

Vikar fertigte sogleich zwey Mönche ab, um das Grab öffnen zu lassen, und ein großes Gedränge von Volk begleitete sie. Als die Eröffnung geschehen war, stieg aus dem Grabe eine schwarze Taube empor, und verschwand in der Luft vor den Augen der erschrockenen Zuschauer, die in ein lautes Angstgeschrey ausbrachen. Der Todtengräber, welcher den Grabstein hielt, sank zu Boden, der Stein fiel auf ihn und quetschte ihn jämmerlich das eine Bein; die Mönche eilten zum Vikar und schrieen über Wunder; der eine wollte einen Geist in Gestalt eines fliegenden Eichhörnchens aus dem Grabe haben kommen sehen, der andere behauptete, es sey eine Schlange gewesen, welche Flammen gespieen. Eben so verschieden waren die Meynungen der Zuschauer. Doch hatten die meisten ganz deutlich ein kleines Teufelchen bemerkt, an dem andre ein Paar Hörner und Gänsepfoten bemerkt haben wollten. Das aber, worauf niemand fiel, weil es das einfachste war, und was unsere Leser leicht errathen werden, das war der wahre Aufschluß; nehmlich auf Lorenzo's Befehl hatte man den Körper weggenommen, und die schwarze Taube an seine Stelle gethan.

Der Vikar, sobald er diese Nachricht erhielt, befahl augenblicklich, den Nepo in Verhaft zu nehmen, um ihn als einen Hexenmeister verbrennen zu lassen; allein dieser hatte sich schon längst unter dem Volksgetümmel weggeschlichen, und war verschwunden. Der Prächtige war zwar zur Gnüge von allen Umständen dieses Vorfalls durch einige von seinen Vertrauten unterrichtet, die Zuschauer gewesen waren; allein, um noch einmal recht lachen zu können, ließ er sich es von dem Vikar förmlich berichten, der in feyerlichem Gepränge zu ihm kam, um ihm zu melden, daß Manenta wirklich der Manenta und niemand begraben gewesen sey. Lorenzo ließ hierauf in Gegenwart des Vikars beyde Partheyen vorladen, und nachdem er ihnen befohlen, sich zu umarmen, that er folgenden Ausspruch: — Michael Agnolo giebt mit dem morgenden Tag alles zurück, was er von Brigitten hat; Brigitta zieht unterdessen zu ihrem Bruder und wartet daselbst ihre Niederkunft ab, die auf Agnolo's Kosten geschieht, doch soll ihm frey stehen, das Kind in's Findlingshaus zu thun, wenn er es nicht behalten, oder Manenta es nicht zu sich nehmen will. Brigitta aber

kehrt nach dem Wochenbette zu ihrem ersten Manne, dem Doctor, zurück. — Alle Anwesende gaben diesem Ausspruch ihren Beyfall, und fanden, daß er Salomons Weisheit Ehre machen würde. Die beyden Männer, die Frau und die ganze Familie waren den Abend beym Doctor zu Gaste, der einen Schmaus wohl geben konnte, da er sich wieder im Besitz seines verlohrnen Vermögens sah.

Gleich mit dem folgenden Tage wurde Lorenzo's gefälltes Urtheil pünktlich befolgt. Brigitta wurde von einem Sohne entbunden, den der Goldschmidt zu sich nahm. Sie selbst kehrte zum Doctor zurück, der ihr zwar nie Vorwürfe über ihre zweyte Heirath machte, aber sein unglückliches Abentheuer niemals vergessen konnte. Er hatte einen solchen Respekt für die schwarze Kunst bekommen, daß, obgleich Lorenzo in der Folge selbst gestand, daß das Ganze nur eine Posse von seiner Erfindung gewesen sey, er doch immer dabey beharrte, alle erduldeten Widerwärtigkeiten auf Rechnung des Hexenmeisters Népo zu setzen.

6.

Lazaro, der Sohn eines Arztes zu Pisa, besaß ein großes Vermögen; das war aber auch sein ganzes Verdienst. Er verschwärmte sein Leben mit Buhlerinnen, aber an Bildung seines Geistes und Verstandes dachte er nie. Er war fast immer allein, und kam er ja in Gesellschaft, so sprach er keine vier Worte. Dieses Stillschweigen war aber bey ihm keine kluge Zurückhaltung, wohinter zuweilen Dummköpfe, die es nicht ganz sind, ihren wenigen Verstand weislich zu verstecken pflegen. Nein, Lazaro schwieg, weil er nichts zu sagen wußte. Uebrigens war er so halsstarrig, daß er die Meynungen nie aufgab, die er einmal angenommen hatte. Er that das nicht aus bösem Willen, sondern aus Stupidität. Als sein Vater sahe, daß mit seinem Sohne nichts anzufangen war, so that er ihn auf einen von seinen Meyerhöfen. Lazaro gefiel sich aber in diesem seinem Exil weit besser, als in der Stadt, denn hier sah und sprach er niemanden, als grobe einfältige Bauern, die sich für den Umfang seines Geistes am besten paßten.

Zum Glück für Lazaro starb sein Vater, der Doctor Basil, und machte ihn, wie wir schon ge-

sagt haben, zum Besitzer einer reichen Erbschaft. Doctor Basil hatte die Arzeneykunde zu einer Zeit getrieben, wo sie am einträglichsten ist, d. h. zur Zeit einer großen pestartigen Seuche. Allein wenn er gleich dadurch ein großes Vermögen zusammen gescharrt hatte, so war er doch so unglücklich, es nicht genießen zu können, denn er starb an derselben Krankheit, die ihn zum reichen Manne machte.

Als die Pest vorbey war, kam Lazaro nach der Stadt zurück, und trat sein väterliches Erbe an. So dumm er war, so würde es ihm doch nicht an Weibern gefehlt haben, wenn er hätte heyrathen wollen, aber er erklärte, er wolle ledig bleiben. Alle gute Gesellschaften hätten ihn auch mit offenen Armen empfangen, aber er blieb seiner vorigen einsamen Lebensart treu.

Sein nächster Nachbar war arm und hieß Gabriel. Er war ein sehr geschickter Fischer und Vogelsteller. Von den Fischen und Vögeln, die er fieng, und von den Netzen und Vogelbauern, die er verfertigte und verkaufte, ernährte er sich mit seiner Frau und zwey Kindern.

Durch ein Ohngefähr sah dieser Gabriel dem Lazaro vollkommen ähnlich, Wuchs, Gesichts-

züge, und selbst der Ton der Stimme glichen sich so sehr, daß selbst bey Zwillingsbrüdern die Gleichheit nicht größer seyn kann. Santa, Gabriels Frau, würde sich vielleicht selbst in dieser Aehnlichkeit geirrt haben, wenn sie sich nicht an der Kleidung unterschieden hätten, denn Gabriel gieng sehr armselig, und Lazaro in Sammt und Seide gekleidet.

Diese außerordentliche Aehnlichkeit machte dem Lazaro Lust, den Gabriel näher kennen zu lernen, und durch die stets heitere Laune des Fischers wurde ihm sein Umgang anziehend, und zuletzt unentbehrlich. Er ließ ihn oft mit seiner ganzen Familie auf seine Kosten traktiren, ja zuletzt bat er ihn zu sich in sein Haus, und er mußte sein Tischgenosse werden.

Es fiel dem Gabriel nicht schwer, nach und nach eine Art von Gewalt über Lazaro zu bekommen, denn Gabriel hatte einen eben so feinen und tiefblickenden Verstand, als seine Herkunft niedrig war, und dieses gar nicht vermuthen ließ. Gleich beym ersten Blick hatte er den Lazaro richtig beurtheilt. Er schickte sich in seine Neigung, selbst in seine Thorheiten; er schmeichelte seinem Stolz durch

ununterbrochene Aufmerksamkeit; er vertrieb ihm die Zeit durch Mährchen, die er ausdrücklich für ihn aussann, oder für ihn auswendig lernte; kurz, er machte sich ihm endlich so nothwendig, daß Lazaro ohne ihn nicht seyn konnte, und ihn stets ungern weggehen sah.

Einsmahls, als sie zusammen aßen, fiel das Gespräch aufs Fischen. Gabriel erzählte ihm alle die Arten, wie er den Fischen nachzustellen pflege, und Lazaro hörte alles mit aufgesperrtem Maule, und dem Lachen der Dummheit an. Endlich entdeckte Gabriel seinem Gönner, er bediene sich bisweilen noch einer andern Art zu fischen, welche die wunderbarste von allen sey. Er fange nehmlich die Fische zugleich mit dem Netze, dem Maul und den Händen. Lazaro, der die Ohren weit aufriß, fragte erstaunt, wie er das anstelle? Gabriel erwiederte: er befestige das Netz am Halse, und so gerüstet mit aufgesperrtem Maul und ausgebreiteten Händen jage er im Wasser den Fischen nach, und es mißlinge ihm selten, Hand, Mund und Netz voll Fische herauf zu bringen.

Lazaro war über diesen neuen Fischfang so entzückt, und so neugierig, ein Augenzeuge davon zu

seyn, daß Gabriel sich erbot, ihm augenblicklich dies Vergnügen zu verschaffen. Sie begaben sich zusammen nach dem Fluß an einen Ort, wo ein Damm war, und wo das Ufer von einem Klumpen dicklaubigter Bäume beschattet wurde. Hier ließ Gabriel den Lazaro Platz nehmen, zog sich aus, machte sein Netz zurechte, sprang ins Wasser, und kehrte in wenig Minuten mit Fischen in Mund, Hand und Netz zurück.

Lazaro konnte sich für Erstaunen über diese Geschicklichkeit nicht fassen, die ihm ein wahres Wunder dünkte, und ihm das größte Vergnügen gewährte. Da es sehr heiß war, so wollte er auch ins Wasser, theils um sich abzukühlen, theils und hauptsächlich, um das Wunder recht in der Nähe zu schauen. Sogleich zog er sich aus, und Gabriel führte ihn in den Fluß bis an einen Ort, wo ihm das Wasser nicht höher als bis an die Knie gieng, wobey er ihm aber auch ausdrücklich einschärfte, hier stehen zu bleiben, und sich nicht von dem Pfahle zu entfernen, an welchen er ihn gelehnt hatte. Lazaro verfolgte nun mit den Augen den Gabriel, welcher sein Fischen fortsetzte. Der listige Fischer, wenn er sein Netz voll hatte, nahm

immer Fische in die Hand, und um den Lazaro zu bereden, daß er wirklich mit dem Munde fische, so faßte er zuweilen einige Fische zwischen die Zähne, so daß man sie außen mit dem Schwanze zappeln sah. Lazaro's Verwunderung wuchs mit jedem Augenblicke; endlich übermannte ihn die Neugier, er wollte sehen, ob Gabriel die Augen beym Fischen offen oder verschlossen habe. Als daher Gabriel wieder untertauchte, warf er sich wie er ins Wasser, oder besser zu sagen, nicht wie er, denn er sank plump unter, ohne sich wieder emporheben zu können. Da er den Athem nicht an sich zu halten, und nicht zu schwimmen wußte, so drang das Wasser gar bald bey ihm durch Mund, Ohren und Nasenlöcher ein, er zappelte mit Füßen und Händen, er wehrte und bewegte sich heftig, aber nach einem fruchtlosen Kampfe, bey dem er nur immer mehr Wasser schöpfte, verlohr er endlich alle Besinnungskraft und zuletzt das Leben.

Gabriel war in diesem Augenblick an eine Stelle gerathen, wo es viel Fische gab, und wo das Wasser ihm nicht weiter als bis an den Gürtel gieng. Er war nur beschäftigt, die Fische in sein Netz zu sammeln, und eilte nicht, von da weg-

zukommen. Endlich, als er fertig war, sah er sich nach Lazaro um, und als er ihn nirgends am Lande erblickte, war ihm gleich vor einem unbesonnenen Streich bange; er suchte ihn im Wasser, und stieß endlich auf seinen leblosen Leichnam, der zwischen den Pfählen des Dammes stack. Dieser Anblick setzte ihn in ein gewaltiges Schrecken. Er zitterte wie ein Espenlaub, und wenig fehlte, so wäre er ohnmächtig neben dem Körper seines verstorbenen Wohlthäters niedergesunken.

Er stieg endlich aus dem Wasser, aber je weiter er über diesen traurigen Fall nachdachte, je weniger sahe er ein, was er thun sollte. Er hatte nicht allein einen Wolthäter an ihm verlohren, sondern sein Tod konnte sogar ihn noch in Leib- und Lebensgefahr bringen. Zeigte er die Sache an, wie sie geschehen war, so fiel der Verdacht auf ihn, er habe den Lazaro ersäuft um ihn zu berauben. Lazaro war reich, Gabriel arm. Das war bey vielen Leuten schon hinreichend, sie zu überzeugen, der Reichthum des ersteren habe die Armuth des letzteren in Versuchung geführt. Wollte er den Körper im Wasser liegen lassen, und sich wegschleichen, so sah er wohl ein, daß ihn das

eben

eben so wenig aus der Verlegenheit helfen würde, denn man hatte ihn mit Lazaro ausgehen gesehen, und am Ende wäre doch der Körper gefunden worden.

Nachdem er lange nachgesonnen und all' seinen Verstand zusammen genommen, machte die Noth ihn kühn, und gab ihm einen sehr gewagten Plan ein, den er auf seine große Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen gründete. Er war ohne Zeugen. Die große Hitze machte, daß alle Leute entweder in ihren Häusern stacken, oder ihr Mittagsschläfchen machten. Er packte den todten Lazaro auf seine Schultern, trug ihn an den Strand, und nachdem er ihn ausgekleidet, zog er ihm seine eigene Kleidung an, warf ihn wieder ins Wasser, und ließ ihn zwischen den Dammpfählen hangen bleiben, als ob es von ohngefähr geschehen wäre. Er selbst nahm mit den Kleidern des Todten auch seinen Nahmen an, um aus allem den möglichsten Vortheil zu ziehen. Anfangs hatte ihn bloß der Wunsch, sich von dem Verdacht einer Mordthat zu befreyen, auf diesen Gedanken gebracht, aber jezt fiel ihm ein, auch Lazaro's und seines Ueberflusses Erbe zu seyn. Er verlor keinen Augenblick. Er be-

mühte sich auch, die Manieren des Verstorbenen sich eigen zu machen, dessen Gestalt und Züge er schon besaß. Er übte sich zu wiederholtenmalen in seiner Art zu gehen, zu sitzen, zu sprechen, selbst in seiner Art zu schweigen, sonderlich aber studierte er sein brüskes und mysanthropisches Wesen.

Als er sich mit seiner Rolle recht bekannt gemacht und sie vollkommen inne zu haben glaubte, beschloß er, nun vor dem Publikum darinn aufzutreten, und fieng aus allen Kräften zu rufen an: Hülfe! Hülfe! Auf dieses Geschrey eilten einige Bauern und Fischer herbey. Ach! rief Gabriel mit einem trostlosen und besorgten Gesicht, der arme Fischer Gabriel hat fischen wollen, und ist ertrunken! —

Gabriel hatte ein so brüskes und plumpes Benehmen und Ton der Stimme auf einmal angenommen, daß selbst Lazaro's vertrauteste Freunde dadurch würden getäuscht worden seyn. Ein Müller aus der Nachbarschaft erkundigte sich, wo der Fischer untergetaucht habe, schwamm nach der angezeigten Stelle, und fand den Ertrunkenen, aber so sehr in die Pfähle und Netze verwickelt, daß er

noch mehrere Personen zum Beystand nehmen mußte, um den Leichnam heraus zu ziehen.

Als der todte Lazaro, den man jezt Gabriel nannte, ans Ufer gebracht war, verbreitete sich die Nachricht davon bald überall. Ein Geistlicher, der in der Nähe war, ließ ihn in die nächste Kirche bringen, wo er von allen Anwesenden für den Fischer Gabriel erkannt wurde. Die vermeyntliche Wittwe kam auf die traurige Bothschaft ebenfalls mit ihren Kindern und einigen Verwandten in Thränen schwimmend dahin, und zweifelte keinen Augenblick, daß dies nicht der Körper ihres Mannes sey. Sie warf sich mit einem Jammergeschrey auf ihn, riß sich die Haare aus, zeigte ihn ihren trostlosen Kindern, und bedeckte ihn mit ihren Thränen und Küssen.

Gabriel, der bey dem ganzen Auftritte zugegen war, und seine Frau und Familie herzlich liebte, hatte nicht wenig Mühe, die Rolle fortzuspielen, welche er übernommen. Er weinte mit ihnen nicht über Lazaro's Tod, sondern über die Zärtlichkeit und die Rührung seiner Frau. Unterdessen hatte er sich Lazaro's Hut tief ins Gesicht gedrückt, dessen Betragen er in allem nachahmte, und hielt

ein großes Schnupftuch vor, als ob er seine Thränen trocknen wollte. Tröstet euch, sagte er zur Frau, ich bin unglücklicherweise Schuld an seinem Tode; ich will aber dies Unglück wieder gut zu machen suchen, so viel von mir abhängt; so lange ich lebe, will ich für euch und eure Familie sorgen, und sterbe ich, so sollt ihr nicht in meinem Testamente vergessen werden. — Mit diesen Worten gieng er weg, von dem Seegen der Wittwe und aller Anwesenden begleitet.

Die Wittwe ließ die Leiche begraben, und kehrte nach Pisa zurück. Hatten gleich des verstellten Lazaro's Versprechungen ihren Schmerz nicht stillen können, so hatten sie doch wenigstens sie über ihr und ihrer Kinder künftigen Unterhalt beruhigt. Gabriel Lazaro begab sich nun in des Verstorbenen Haus so unbefangen, als ob es von jeher sein eigenes gewesen wäre; aber er hütete sich wohl, jemanden zu grüßen, und gieng gerade auf seine Stube ohne ein Wort zu sprechen. Er kannte sein Original von Grund aus, und er beobachtete es mit der scrupelhaftesten Sorgsamkeit, um nicht den geringsten Verdacht über die Aechtheit der Copie zu veranlassen. Er schloß heim-

lich Schränke und Kisten auf, um sich von dem Betrag der Erbschaft zu überzeugen, die er sich gegeben hatte. Er war sehr zufrieden mit dem, was er fand; sonderlich behagten ihm 2000 Goldgulden und 400 Thaler an Münze, die er in einer Schatulle mit andern Kostbarkeiten antraf.

Gabriel war so vergnügt und so erfreut, daß er hätte hoch in die Höhe springen mögen. Allein die Schwierigkeit, seine Rolle gut und in die Länge gut zu spielen, machte ihm doch von Zeit zu Zeit Sorge, sonderlich war das Gesinde schwer zu täuschen. Unterdessen mußte es doch geschehen, und als er mit einem etwas blassen Gesicht in die Gesindestube kam, glaubten die Magd und der Bediente, der Schrecken über Gabriels Tod sey daran Schuld. Er rief dem Bedienten, und befahl ihm, der armen Wittwe zu essen zu bringen. Die Wittwe aß sehr wenig, aber sie gab ihren Kindern zu essen. Gabriel, als er seine Abendmahlzeit hielt, gab sorgfältig Acht, daß er sein Brod nicht anders schnitt und aß, als **Lazaro**. Hierauf legte er sich zu Bette, ohne ein Wort zu sagen. Zwar fand das Gesinde, daß seine Stimme etwas ver-

ändert sey, aber es schrieb diese Veränderung seinem Grame zu.

Gabriel hatte sich niedergelegt, aber zu viel Sorge und zu viel Freude füllten seinen Kopf, als daß er hätte schlafen können. Furcht und Hoffnung ließen ihn die ganze Nacht kein Auge zuthun. Hätte ihm auch sein neuer Wohlstand seine übernommene Rolle nicht so lieb und werth gemacht, als er gethan, so stand es so nicht mehr in seiner Macht, ihr zu entsagen. Einmal hatte er sich zum Lazaro gemacht, nun mußte er es bleiben, oder sich aussetzen, noch weniger zu seyn als nichts.

Er wußte, um welche Stunde Lazaro aufzustehen pflegte, und er that es um keine Minute früher oder später. So betrug er sich viele Tage lang, und immer so schweigend und in sich verschlossen wie Lazaro, ja selbst noch etwas mehr; dabey verlohr er die arme Santa nicht aus dem Gesichte, die noch immer ihren Gabriel beweinte. In seinem neuen Stande war Müssiggang sein Hauptwerk, aber durch die Rolle, die er übernommen, war er hundertmal mehr beschäftiget, als er es je vorher gewesen.

Gerührt von der Traurigkeit und Betrübniß

seiner treuen Santa, beschloß Gabriel, sie zu sprechen und sie zu trösten. Er gieng alle Nachmittage zu ihr, und als er einen ihrer Verwandten bey ihr antraf, bat er sie, ihr etwas insgeheim sagen zu dürfen.

Der Verwandte, welcher wußte, daß der vorgebliche Lazaro Santa's Wohlthäter sey, gieng weg und ließ sie allein. Gabriel schloß die Thür ab, und winkte der Santa, ihm in ein kleines Stübchen zu folgen, in welches er, ohne ein Wort zu sagen, zuerst trat. Santa war einen Augenblick unentschlüßig, ob sie ihm folgen sollte, aber endlich überwogen Dankbarkeit und Liebe zu ihrer Familie, die von des falschen Lazaro's Wohlthaten lebte, ihre Bedenklichkeit. Sie nahm ihren ältesten Sohn bey der Hand, und trat mit der reizendsten verschämtesten Verlegenheit in das Stübchen. Aber wie groß war ihre Bestürzung, als sie beym Eintritt sahe, daß Gabriel sich auf ein kleines Ruhebette geworfen hatte, wo er gewöhnlich zu ruhen pflegte. Ueberraschung und Schamhaftigkeit machten sie unbeweglich. Er nahm das Kind auf seine Arme, und entzückt über die tugendhaften Gesinnungen seiner Mutter küßte er

es zärtlich mit dem Gefühl eines glücklichen Vaters und Gatten. Hierauf drehte er sich mit einem sanften Lächeln nach seiner Frau um, und sagte zwey Wörtchen der Liebe zu ihr, die er ihr in solchen Augenblicken der Zärtlichkeit zu sagen pflegte. Santa's Bestürzung verdoppelte sich, sie wurde feuerroth und konnte kein Wort hervorbringen. Gabriel küßte das Kind noch einmal: armer Kleiner! sagte er zu ihm, deine Mutter weint über dich, weil sie dein Glück, ihr Glück und Gabriels Glück nicht kennt. Als er dieses gesagt hatte, fürchtete er die unbesonnene Geschwätzigkeit des Kindes, so klein es war, und trug es selbst in eine anstoßende Kammer. Hierauf kehrte er zu seiner Frau zurück, die allmählig ihren Mann zu erkennen anfieng, und erzählte ihr umständlich die ganze Geschichte des Ertrinkens des Lazaro, und den Entschluß, den er zu nehmen gezwungen worden wäre. Die arme Santa umarmte ihn zärtlich, und weinte über seine Auferstehung, wie sie über seinen falschen Tod geweinet hatte.

Die beyden Eheleute nahmen sich nun vor, das tiefste Geheimniß zu beobachten, als das einzige

Mittel, ungestört Lazaro's Erbschaft zu genießen. Gabriel vertraute seiner Frau, was er für ein Projekt habe, und nahm Abschied von ihr. Santa begleitete ihn bis an die Thüre, und als die Nachbarn sie hören konnten, rief sie ganz laut: ach lieber Herr Lazaro, verlassen sie meine armen Kinder nicht; und Gabriel antwortete eben so laut: Tröstet euch, ich will ihr Vater seyn.

Gabriel hatte sein mürrisches Wesen wieder angenommen, als er in sein neues Haus kam. Er soupierte wie Lazaro, und gieng zu Bette wie Lazaro. Die ganze Nacht brütete er über seinem neuen Projekte. Den folgenden Morgen in aller Frühe gieng er zu einem Mönche, der in der ganzen Stadt für einen Heiligen galt. Er käme, sagte er zu ihm, in einer Gewissenssache ihn um Rath zu fragen. Der gute Mönch hieß ihn sich setzen, und Gabriel fuhr weiter fort: Ehrwürdiger Vater, ich bin Lazaro, der Sohn des Doctors Basil; ich war der Freund des armen Fischers Gabriel, der ertrunken ist, als er mir zu Gefallen einen Fischfang unternahm; ich glaube mich daher verbunden, für seine Wittwe und seine zwey Kinder zu sorgen. Der Mönch nickte mit dem Kopfe, das

Zeichen des Beyfalls. Gabriel sprach weiter: Es ist mir ein Gedanke in den Sinn gekommen, den, wie ich glaube, der Himmel selbst mir eingegeben hat, ich will die Wittwe heyrathen, um ihr die Hand wieder zu geben, um die ich sie gebracht, und ihre Familie an Kindes statt anzunehmen. Ich will ihre Kinder erziehen, als ob es meine Kinder wären, und nach meinem Tode sollen sie mich beerben, wie sie ihren Vater beerbt haben würden. Es dünkt mir, dies sey der einzige Weg, mich mit Gott und den Menschen auszusöhnen.

Der gute Mönch, der im Gabriel nur einen rechtschaffenen Mann und gewissenhaften Christen erblickte, lobte sehr sein Vorhaben, und ermahnte ihn, es so schleunig als möglich auszuführen. Gabriel, um ihn noch mehr dafür einzunehmen, stellte ihm einen Beutel mit 30 Liren in Silber zu, mit der Bitte, eine Messe für die Seele des Verstorbenen zu lesen. Der Anblick dieses Geldes erfreute den guten Pater; er brach in neue Lobeserhebungen von Gabriels Vorsatz aus, pries seine Uneigennützigkeit, die ihn antreibe, eine arme Wittwe zur Frau zu nehmen, versprach die Messe auf den

nächsten Montag zu lesen, und fragte den Gabriel, welchen Tag er seine Hand der Santa geben wolle. — In den ersten Tagen der künftigen Woche, erwiederte Gabriel, wenn sie es zufrieden ist. — Der Mönch erbot sich, selbst dieses fromme Geschäft zu Stande zu bringen. Das war es eben, was Gabriel gewünscht hatte. Er bat ihn beym Abschied um seinen Seegen, und gieng, freudig über den guten Anfang seines Unternehmens, nach Hause.

Kaum war er weg, so lief der Mönch zu einem Onkel der Santa, und dann zu einem Vetter von ihr, und vertraute ihnen Lazaro's Vorhaben, was beyden großes Vergnügen machte. Sie verfügten sich zur Santa, die sich aber gewaltig sperrte, ob sie gleich zum voraus entschlossen war, sich erbitten zu lassen. Sie erklärte mit vielem Geschrey: nie werde sie darein willigen, sie wolle als die Frau ihres lieben seeligen Gabriels leben und sterben, und nichts solle sie vermögen, sich in die Arme eines zweyten Mannes zu werfen. Man fiel ihr fast zu Füßen, und man beschwor sie so oft und so viel im Nahmen ihrer armen Kinder, daß sie endlich sich gezwungen stellte, nachzugeben. Aber

dies geschah unter vielen Thränen, und der feyerlichen Versicherung, es geschehe blos aus Liebe zu ihrer kleinen Familie, und weil Herr Lazaro ihrem lieben Gabriel so ähnlich sehe. Kurz, durch die Bemühungen des Mönchs gieng alles nach Wunsch, und Gabriel heyrathete seine Frau zum zweytenmal und in Lazaro's Hause. Die Hochzeit geschah mit einem Gepränge und einer Fröhlichkeit, worüber sich das Gesinde des Hauses nicht genug verwundern konnte. Sie seegneten eine Verbindung, welche den Humor ihres Herrn so sehr verändert habe. Diese zweyte Ehe war eben so vergnügt und zärtlich, wie die erste, und noch weit glücklicher, weil keine Nahrungssorgen sie mehr plagten. Den andern Morgen kamen die Freunde und Verwandte, und brachten, der Landessitte gemäß, das Geschenk von frischen Eyern. Gabriel, um in seinem Hause wenigerem Zwange unterworfen zu seyn, verabschiedete nach einiger Zeit Lazaro's Gesinde, verschaffte aber jedem sein gutes Auskommen. So lebte er glücklich mit Santa, ob sie gleich zweymal seine Frau war. Er zeugte neue Kinder mit ihr, und dieses Geschlecht zeichnete sich in der Folge in den Wissenschaften und im Felde aus.

Coburg

III.

Ritter Gwerin und seine Söhne:

eine Rittergeschichte, aus Carls des Großen Zeitalter.

Der tapfere Gwerin, ein Sohn des Herzogs von Aquitanien lebte im edeln Genusse des Ruhms, den er in der Stadt Monglave erkämpft hatte. Diese prächtige Stadt, die über den Rhedan und die Saone zu herrschen scheint, führte damahls noch nicht den Nahmen Lyon. Sie war lange unter dem Joch der Saracenen gewesen, und nur Gwerins Tapferkeit verdankte sie ihre Freyheit. Er hatte den Gazier, Sultan des narbonnischen Galliens überwunden, und ihn mit seiner ganzen Familie zu Gefangenen gemacht, als die Schönheit der Tochter des Sultans der Prinzessinn Mabilatte den Sieger selbst in Fesseln legte. Er warb

um die Hand der Prinzessinn und fand Gehör. Mabilatte und der Sultan, ihr Vater, ließen sich in den Schoos der Christenheit aufnehmen; der Prälat von Lyon taufte sie, und nach der Taufe wurde die Vermählungsfeyer von Gwerin und der schönen Mabilatte begangen. Der wackere Gazier ärndtete bald darauf im Paradies den Lohn seiner Bekehrung, und seine Tochter sah ihre Ehe in vier Jahren mit vier großen und schönen Knaben geseegnet, die sie in der Furcht Gottes erzog, und denen ihr Vater lehrte, vor niemanden auf der Welt sich zu fürchten. Schon waren sie alle viere im Stande die Waffen zu tragen, als der Beherrscher von Monglave die Nachricht erhielt, daß sein Vater dieses Leben mit dem Tode verwechselt habe, und daß Hunald sich des Fürstenthums Aquitanien bemächtiget. Dieser Hunald verdankte dem Gwerin selbst das Daseyn, denn er war die Frucht der Liebschaft dieses Helden, mit einem Fräulein seiner Mutter, von welcher er die ersten Lehren der Galanterie an einem Hof empfangen hatte, wo die Ehre der Damen in großem Ansehen stand.

Gwerin fand mit Recht, daß sein natürlicher

Sohn sehr widernatürlich handele, seinen Vater um sein rechtmäßiges Erbe bringen zu wollen, und sann mit Ernst auf Mittel, sich einer gewissen Anzahl von Rittern und Truppen zu versichern, um den Hunald für sein ehrloses Betragen zu züchtigen. Unter diesen Umständen geschah es, daß bey einem festlichen Banquette, als Mabilatte ihre vier Söhne so stattlich an der Tafel prangend erblickte, sich nicht entbrechen konnte, ihren Gemahl darauf aufmerksam zu machen, und wie viel Dank sie beyde dem Himmel schuldig wären, daß er ihnen vier Söhne geschenkt habe, von welchen der geringste es an edelem Anstand, an Stärke und Gewandtheit mit jedem Ritter aufnehmen könne. Gwerin ließ zum erstenmahl in seinem Leben etwas Ungeduld gegen seine liebe Mabilatte blicken. Ja, bey Gott, meine Dame, antwortete er, sie sind so groß und stark, daß es mir im Herzen wehe thut, sie so in Müßiggang, in Saus und Braus an meinem Hofe leben zu sehen. Das ist nicht der Weg zur Ehre; und wenn sie keinen andern erkiesen, so werden sie nur sehr winzige Ritterlein werden.

Nach der Tafel rief Fürst Gwerin seine vier Söhne zu sich. Der älteste hieß Arnold, der zweyte

Milo, der dritte Rinald und der jüngste und schönste von allen Gerard. Ihr Kinder, sagte er, ich will euch erzählen, wie ich in Besitz dieser Stadt und dieses Gebiets gekommen bin. Als ich in eurem Alter war, verließ ich Vater und Mutter, Freunde und Bekannte, Spiel und Wohlleben, und zog an den Hof Carls des Großen, der mich gütig aufnahm. Carl war dazumahl noch jung, und erlaubte sich zuweilen etwas Großsprecherey. Gwerin, sagte er einsmahls zu mir, ich bemerke an euch jenen edeln Ehrgeiz, der eurem Muth keine Eroberung zu groß scheinen läßt; ich wette, daß ihr eure Hofnungen und Erwartungen nicht gegen mich auf diesem Schachbrett aufs Spiel setzen würdet, sofern ich nicht was recht Großes dagegen setzte. — Ihr habt Recht, erwiederte ich, gnädigster Herr und Kayser; wenigstens müßte es euer schönes Königreich Frankreich seyn. — Gut, ich gehe es ein, sprach Carl, der sich für einen großen Schachspieler hielt. — Wir fangen an zu spielen, und ich gewinne ihm sein Königreich ab. Er wollte einen Spaß daraus machen, aber ich schwor beym Heiligen Martin, er müsse sein Wort halten, oder sich mit mir vergleichen. — Endlich sagte Carl, ihr kennt

meine

meine Ansprüche auf die schöne Stadt und feste Burg Monglave, welche die Saracenen mir weggenommen haben; ich trete sie euch ab, und will euch 6000 Lanzenknechte geben, um euch zu ihrer Eroberung behülflich zu seyn. Ich war sehr zufrieden mit diesem Versprechen und wartete auf seine Erfüllung. Allein es war dem Kayser unmöglich, es mir zu halten, denn die aufrührerischen Sachsen waren bis an den Rhein vorgedrungen, und Carl war gezwungen, mit seiner ganzen Macht gegen sie aufzubrechen. Ich entschloß mich, niemanden als mir allein die versprochene Eroberung zu verdanken zu haben, und ihr seht, wie es mir gelungen ist. Und ihr, ihr vier große Springinsfelde, schämt ihr euch nicht, eure Zeit und Jugend auf der faulen Bank zuzubringen, und euer Brod wie Kichelchen zu essen, die unter den Fittigen ihrer Mutter hervor ihr Futter picken; beym St. Martin! lieber wollte ich meinen Stamm ausgehen sehen, als in ihm nur eine taube Rebe erblicken, die keine Beere trägt. — Seine vier Söhne antworteten einmüthig: Lieber Vater, gebt uns Waffen, Rüstungen und was man ins Feld braucht, und euren Befehl und Seegen, und wir ziehen aus

in die Fremde. — Das freut mich, ihr Kinder, antwortete der alte Gwerin, so sehe ich doch, daß Muth und Edelsinn in euch nicht verloschen sind. Du Arnald begieb dich nach Aquitanien, und erobere das Erbe, das uns rechtmäßig zukommt; du Milo, begieb dich zu deinem Bruder Anselm, der zu Pavia herrscht, und laß dich von ihm in der Kunst zu regieren unterweisen; und du, Rinald ziehe mit deinem Bruder Gerard nach Frankreich, und bringe meinen Gruß an Carl den Großen, tretet in seine Dienste, hütet euch aber wohl, ihm etwas zu Leide zu thun, oder einen Fehler zu verschulden, denn sein Jachzorn entglühet leicht; dient ihm treu und ehrlich, und ich bin überzeugt, er wird euch bald zu hohen Ehrenstellen befördern. — Die vier Söhne gelobten, den Willen ihres Vaters pünktlich zu erfüllen.

Als Mabilatte das hörte, vergoß sie heiße Thränen, und lief in ihr Betstübchen, damit niemand sehen sollte, daß sie weine. Aber Gwerin war hoch erfreut über den Entschluß seiner Kinder. Ich beneide euch, sagte er zu ihnen, und obgleich die Lebensart, die ich jetzt führe, mir behagt, und es mir so süß ist, mit meiner lieben Mabilotte zu

kosen und über meine Unterthanen mit sanftem Scepter zu herrschen, so möchte ich doch gern mit euch fort und Abentheuer aufsuchen, wie ich sie einst mit meinen beyden alten Freunden, dem Riesen Robastre und dem Zauberer Perdrigon bestand. Aber so geht es, Kinder, Alter und Ehestand sind oft das Grab des Ritterlebens. Ich bin jetzt wie ein zahmer Löwe, und meine beyden Freunde sind Betbrüder geworden. Robastre ist jetzt ein Einsiedler, und Perdrigon hat feyerlich aller Gemeinschaft mit den Teufeln entsagt, die ihm doch alles zu Liebe und zu Gefallen thaten. Jetzt ist das Leben von uns drey nur eine Art Schlummer. Aber, beym St. Martin! es bedürfte wahrlich nur wenig Lärms, um uns aufzuwecken, und solltet ihr einst des Schwerdts eures Vaters, der Keule des Robastre und selbst der Schwarzkünsteleyen des Perdrigon bedürfen, so würdet ihr sehen, daß euer Vater seinen Müssiggang und sie ihre Paternoster an die Wand hängen würden, um euch beyzustehen. Als Gwerin dieses gesagt hatte, umarmte er sie herzlich, die vier Brüder stiegen zu Pferde, neigten die Spitzen ihrer Lanzen zu den Füßen ihres Vaters, empfiengen seinen Seegen und traten ihre

Reise an. Auf dem großen Platz der Stadt schieden sie von einander. Milo nahm seinen Weg nach Pavia, Gerard und Rinald den ihrigen nach Paris, und Arnald zog nach Aquitanien. Er langte nach Verlauf eines Monats in der Hauptstadt dieses Fürstenthums an, und kehrte, ohne sich zu erkennen zu geben, in dem schönsten und besten Wirthshause der Stadt ein.

Der Wirth war ein guter Mann, Nahmens Otto und die Wirthinn eine kleine, dicke, kugelrunde Frau und äußerst geschwätzig und neugierig, wie alle Weiber ihres Standes. Arnalds Aufzug war eben nicht so beschaffen, eine große Meynung von ihm zu erregen, denn seine Rüstung war nicht prächtig, und er hatte nur einen einzigen Knappen zur Begleitung. Aber seine Jugend und seine schöne Gestalt reizten die Neugier der guten Frau Wirthinn, und sie gieng in den Stall, um den Knappen auszufragen, der sein und seines Herrn Pferd putzte. Sie drang in ihn, ihr zu sagen, wer der junge Herr sey. Der Knappe war ein alter Gascogner, den Ewerin seinem Sohne mitgegeben hatte, weil er das Land und den Weg nach Aquitanien kannte. Wohl ist es ein Herr, antwortete

er mit einem gasconischen Fluch, und zwar der Herr von diesem ganzen Lande, aber der rechte. — Die Wirthinn hatte nichts eiligeres zu thun, als ihrem Manne diese Worte des Knappen zu hinterbringen. Er, der hinter die Wahrheit kommen wollte, wendete sich an Arnald selbst. Der junge Ritter hatte einen viel zu stolzen und edeln Geist, als daß er sich hätte verstellen können. Er gestand, er habe rechtmäßige Ansprüche auf das Fürstenthum Aquitanien, denn er sey der älteste Sohn des Fürsten Ewerin, des Sohnes von Florimond, des verstorbenen Beherrschers dieses Landes. Der Wirth wollte ihm sogleich zu Füßen fallen, aber der junge Prinz bat ihn, wenigstens noch einige Tage das Geheimniß zu verschweigen. Er versprach es, und würde auch Wort gehalten haben, allein seine geschwätzige Hälfte hatte, was sie vom Knappen erfahren, bereits einem Dutzend ihrer Nachbarinnen anvertraut, so daß das Geheimniß von Gasse zu Gasse und von Ort zu Ort circulirte, und endlich auch zur Wissenschaft des Maire der Stadt kam.

Der Bastard Hunald war der Gegenstand des Hasses der Einwohner, und verdiente es zu seyn.

Der Maire verabscheute ihn wie die übrigen. Diese Magistratsperson ergriff begierig die Gelegenheit, eine Revolution zum Vortheil des rechtmäßigen Besitzers Aquitaniens zu bewirken. Er versammlete die Geschwornen, stellte sich an ihre Spitze, und zog mit ihnen in seinem Amtskleide nach dem Gasthofe. Der Maire, der vorzeiten unter dem Fürsten Gwerin gedient hatte, erblickte kaum seinen Sohn, als er in ihm die Züge seines Vaters, und selbst seines Großvaters Florimond wieder erkannte. Er und der sämmtliche Magistrat der Stadt gelobten ihm sogleich Treue und Gehorsam, und versprachen ihm, sogleich die Bürgerschaft zu versammeln und zu bewaffnen, um ihn auf den Thron seiner Väter zu setzen und zu vertheidigen. Sie hielten Wort, und in weniger denn vier und zwanzig Stunden war ganz Porto unter den Waffen, und bereit, für seinen Fürsten Arnald zu kämpfen.

Hunald würde dem allgemeinen Aufstande nicht haben Widerstand leisten können, wenn er das Herz gehabt hätte, seine Usurpation zu vertheidigen; aber so war er feig und verrätherisch, und entschloß sich, lieber sich zu verstellen. Er betheuerte, er habe Aquitanien nur für Gwerin in Besitz

genommen, und sey bereit, es dem ältesten seiner Söhne zu übergeben, sobald dieser es verlange. Dem zufolge verfügte er sich selbst nach dem Gasthof, um dem Arnald seine Aufwartung zu machen, und ihn seiner Treue und Unterwürfigkeit zu versichern. Arnald war noch zu jung, um Erfahrung zu haben, und sein gutes Herz ahndete nichts von Verstellung und Verrätherey. Lieber Hunald, redete er ihn an, ich werde nie vergessen, daß das Blut des Herzogs meines Vaters Gwerin auch in euren Adern fließt, ich werde gern mit euch mein Eigenthum und meine Macht theilen, in der Ueberzeugung, daß ihr stets redlich und aufrichtig gegen mich verfahren, und mir helfen werdet, das Glück der Bewohner dieser schönen Gegenden zu machen.

Der neue Beherrscher von Aquitanien erwarb sich bald die Liebe seiner Unterthanen. Schaffe doch der Himmel, dachte er oft bey sich, daß meinen Brüdern ihre Unternehmung eben so geglückt haben möge. — Seine Wünsche in diesem Stücke waren, was den Milo betrifft, schon ganz in Erfüllung gegangen. Anselm, der Fürst von Pavia, als er diesen Sohn seines Waffenbruders Gwerin ankommen sah, dankte dem Himmel, daß er ihm in

Milo einen Sohn bescheeren wolle, um den er ihn vergebens zeither angefleht. Er vermählte ihn mit seiner einzigen Tochter, und stellte ihn seinen Landständen als seinen Nachfolger vor, die ihn auch einmüthig dafür annahmen.

Arnalds zwey jüngste Brüder gelangten nicht so schnell an das Ziel ihrer Bestimmung, doch gelang es ihnen, nachdem sie vorher sonderbare Abentheuer bestanden hatten. Sie fuhren zusammen den Rhodan hinab, und bewunderten einige Zeit die Verschiedenheit der beyden Ufer dieses majestätischen Stroms. Auf der einen Seite die hohen, aber fruchtbaren Gebirge, deren Gipfel mit Triften und selbst mit Weinbergen bedeckt waren; auf der andern die große Ebene mit Hügeln untermischt, und mit Dörfern und Meyerhöfen angefüllt. Endlich wurden sie auch eine große Stadt gewahr, deren viele Thürme und Warten ihre Größe und Volksmenge ahnden ließen. Wie glücklich wären wir, rief Rinald, wenn wir diese große Stadt die unsrige nennen könnten! Warum nicht, antwortete Gerard; Carl der Große könnte uns wohl diese Stadt abtreten, da er nach Fug und Recht unserm Vater sein ganzes Königreich schuldig ist, das er an

ihn im Schachspiel verlohren hat. In dieser Hofnung ritten sie in die Stadt, erkundigten sich nach ihrem Nahmen, und erfuhren, daß sie **Vienne** heiße. Hierauf verlangten sie, daß man ihnen die beste Wohnung einräumen solle, weil sie bald die Herren und Grafen dieser Stadt, vielleicht gar die Fürsten der ganzen Provinz seyn würden. Einige von den Einwohnern hatten ihren Spott über diese seltsame Reden, andere nahmen sie im höchsten Grad übel, und giengen zum Statthalter der Stadt, um ihn davon zu benachrichtigen. Dieser, ein kluger und gelassener Ritter, begab sich selbst zu den beyden Ankömmlingen, und fragte sie mit Höflichkeit, wer sie wären, und worauf sie ihre Ansprüche gründeten. Sie gestanden ihm alles mit Freymüthigkeit. Der Ritter erkannte sie für Gwerins Söhne, und gab ihnen zur Antwort, ich zweifele nicht, meine jungen Ritter, daß Carl der Große nicht einen Theil seiner Schuld an euch abtragen sollte, aber ihr seyd nicht auf dem rechten Wege an seinen Hof; im Gegentheil, so wie ihr jetzt reiset, dreht ihr ihm den Rücken zu. Morgen will ich euch die rechte Straße zeigen lassen. Unterdessen kehrt bey mir ein, und nehmt mit meiner

Bewirthung vorlieb, und solltet ihr einst die Herren dieses Landes werden, so hoffe ich, ihr werdet mich desselben Zutrauens würdigen, das Carl mir jezt angedeihen läßt. — Gwerins Söhne nahmen die Einladung des höflichen guten Statthalters an, und traten den folgenden Tag den Weg nach Paris an, wo sie glücklich anlangten. Sie begaben sich geradezu nach dem Pallast des Kaisers, der in diesem Augenblick mit seinen Pairs und Großen offene Tafel hielt. Sie drangen bis in das Vorzimmer des Speisesaals, allein hier wurden sie von den Thürstehern des Pallastes angehalten, denen die Zudringlichkeit dieser Fremdlinge mißfiel, und die sie in einem ziemlich rauhen Tone fragten, wer sie wären. Wir sind, sagten sie, der Connetable und der Oberkämmerer Carls des Großen (wir haben oben vergessen, anzumerken, daß ihr Vater Gwerin ihnen beym Abschied versichert hatte, daß diese beyden großen Ehrenstellen an Carls Hof ihnen nicht entgehen würden, sobald sie sich derselben würdig machten.) Der eine von den Thürstehern lachte laut auf, als er diese Worte hörte, aber der andere wurde zornig und sagte: ihr seyd sehr unverschämt, euch mit solcher Tolldreistigkeit sol-

cher Titel anzumaßen, zu gleicher Zeit hob er seinen Streitkolben, um dem Gerard eins damit zu versetzen, allein dieser riß sie ihm aus der Hand, und streckte ihn mit einem Schlage todt zu seinen Füßen. Es entstand ein großer Lärm, der bis zur Tafel des Kaisers und seiner Großen drang. Einer der Pairs stand auf, und der Kaiser selbst folgte ihm, um zu wissen, was es sey. Die beyden Brüder näherten sich ihm mit einem bescheidenen Wesen, und ohne die mindeste Furcht zu verrathen, und sagten ihm, wer sie sind, woher sie kommen, und worinne ihre Ansprüche bestehen. Der Monarch legte nun die ernste strenge Miene ab, mit welcher er sie anfangs empfangen hatte, und erwiederte mit einem gütigen Lächeln, ich sehe wohl, Junker, daß ihr noch keinen andern Hof kennt, als den Hof eures Vaters; aber ich ziehe die edle Dreistigkeit, die ich an euch bemerke, aller Geschliffenheit vor, die ihr anderswo hättet erlangen können. Ich habe euren Vater Swerin zu sehr geliebt, um euch nicht euren ersten Fehltritt zu verzeihen. Ich nehme es über mich, für euer weiteres Fortkommen zu sorgen, und die Verwandten meines Thürstehers zu befriedigen,

den ihr in eurer unüberlegten Hitze erschlagen habt.

So befanden sich also Gwerins Söhne alle vier in einer glücklichen Lage. Der erste war schon Souverain eines großen Landes, und der andere auf dem Wege, ein großes Glück zu machen; unterdessen waren sie noch lange nicht am Ende ihrer Laufbahn und am Ziel ihrer Abentheuer und Arbeiten.

Kehren wir zu Arnald zurück. Dieser Prinz beherrschte Aquitanien mit Gelindigkeit und Sanftmuth, und war der Abgott seiner Unterthanen worden, die ihn täglich mit Bitten bestürmten, sich zu vermählen, und ihnen einen Erben seiner Macht und seiner Tugenden zu geben. Arnald, der sich von dem Bastarden noch immer hinter das Licht führen ließ, und noch immer glaubte, daß er es bey Abtretung seiner Krone aufrichtig gemeynt habe, wendete sich mit der Bitte an ihn, in dieser Sache ihm einen guten Rath zu geben. So gab er ihm also selbst die Waffen gegen sich in die Hand und die Mittel an, seine schwarze Rache zu befriedigen. Ihr habt, antwortete Hunald, den Sultan Flor zum Nachbar, einen mächtigen Fürsten und Be-

sitzer vieler großen Städte. Er ist freylich ein Saracene, und also unser gebohrner Feind, aber ich habe mit ihm einen Waffenstillestand gemacht, der noch einige Jahre zu dauern hat; seine Tochter Fredegunde ist die schönste Dame, die auf der Welt lebt. Sie ist zwar in der muhamedanischen Religion erzogen, aber ihre Bekehrung wird uns nicht viel Mühe machen, denn die muhamedanische Religion hat weit mehr Anziehendes für die Männer als für die Weiber. Hat mein Vorschlag euren Beyfall, fuhr der Verräther fort, so wollen wir einen Besuch beym Sultan machen; er wird euch mit Freuden seine Tochter geben, und ist sie einmahl eure Gemahlinn, so könnt ihr mit ihr machen was ihr wollt.

Der junge Arnald gieng diesen Vorschlag sehr gerne ein, der zwey verführerische Reize für ihn hatte: erstlich, ein schönes Fräulein zu heyrathen, und zweytens eine erlauchte Saracenin zur christlichen Religion zu bekehren. Es wurde also ein Tag bestimmt, um sich nach dem Schloß und der Residenz des Sultans Flor zu begeben. Ehe sie aber abreisten, schickte Hunald einen seiner Vertrauten an den Sultan ab. Dieser Abgesandte, der seines

Herrn vollkommen würdig war, hatte den Auftrag, dem muhamedanischen Fürsten zu entdecken, Hunald sey sehr geneigt, ein Muhamedaner zu werden, und weil er seinen Bruder auch gerne zu dieser Religion bekehren wolle, so sey seine Absicht, ihn in Fredegunde verliebt zu machen, weil er dann gewiß sein Christenthum gerne aufopfern würde, um ihre Hand zu erhalten. Auf diesen Wink empfieng Flor den Arnald auf das ehrenvolleste und zuvorkommendste, und stellte ihn seiner Tochter Fredegunde vor, die der junge Prinz ganz so fand, wie man sie ihm geschildert hatte. Er wurde auf das heftigste in sie verliebt, und machte seiner Seits gleichen Eindruck auf die Prinzessin. Während des Panquets war man sehr lustig und aufgeräumt. Zwar ließ sich der Sultan mit klaren Worten verlauten, daß er seine Tochter keinem andern Prinzen geben werde, als der seine Religion annähme, aber Hunald winkte seinem Bruder, sich nicht daran zu kehren, und Flor, ohne diesen Augenblick auf eine deutliche Erklärung zu dringen, bemerkte mit Vergnügen die Wirkung der Schönheit seiner Tochter auf seinen jungen Gast, und zweifelte nicht, daß sie ihn bekehren würde. Allein

er betrog sich, Fredegunde selbst wurde bekehrt, und war es Wirkung der göttlichen Gnade oder Wirkung der Liebe, genug, sie wurde eine Christinn. Verschiedene Tage lang ließ der Sultan dem verliebten Paar die völlige Freyheit, mit einander zu schwatzen und im Lusthayn zu wandeln, und sich einander ihre wechselseitigen Gesinnungen zu gestehen. Fredegunde erwiederte Arnalds Bekenntniß seiner Leidenschaft durch das Geständniß ihrer Gegenliebe, und daß sie schon längst den Muhamed aus ihrem Herzen verbannt habe. Der abscheuliche Hunald, dem Arnald vertraut hatte, wie sehr es ihm bereits geglückt sey, auf das Herz der Prinzessinn zu wirken, sahe, daß es hohe Zeit war, die Verrätherey, die er brütete, zur Ausführung zu bringen. Er begab sich sogleich zum Sultan Flor; beweise Sultan, sagte er, daß ich es war, der mit dir einen Friedensvertrag, oder wenigstens einen Waffenstillestand schloß, wie du ihn von keinem andern christlichen Fürsten erwarten konntest. Um dich zu überzeugen, wie aufrichtig ich es meyne, will ich dir eine wichtige Warnung geben. Arnald, den ich hoffte durch die Liebe zu deiner Tochter zu deiner Religion zu bekehren, ist

an dir zum Verräther geworden, er hat deine Tochter verführt, er hat sie gänzlich zu bezaubern gewußt, und seine Absicht ist, sie zu entführen, um sich mit ihr in seinem Lande nach der Weise der Christen zu vermählen, dann will er wieder kommen und dich bekriegen. Aber ich weiß ein sicheres Mittel, wie du dich an ihm rächen kannst, und ich verspreche dir dazu behülflich zu seyn, wenn du mich durch den Besitz von Aquitanien belohnen willst. Dann setze ich morgen den Turban auf, liefere Arnald in deine Hände und werde dein treuester Bundsgenosse. Flor erschrack vor der Gefahr, in der er sich zu befinden wähnte, umarmte den Hunald und sie wurden einig, den Arnald unverzüglich beym Kopf zu nehmen. Zwar hätte der Verräther gerne gesehen, wenn der Sultan ihn hätte ermorden lassen; aber dazu konnte sich Flor nicht entschließen. Man wählte den Augenblick, wo der Prinz zu den Füßen der Fredegunde lag und sie von seiner Liebe unterhielt. Man legte ihn trotz dem Geschrey der schönen Prinzessinn, in Fesseln, und schleppte ihn in ein düsteres Gefängniß. Den andern Morgen nahm Hunald öffentlich den Turban an, begab sich in die große

Moskee,

Moskee, und legte laut sein muhamedanisches Glaubensbekenntniß ab. Er war entzückt über den guten Erfolg seines böslichen Anschlags, und wähnte sich schon wieder Herzog von Aquitanien; er wollte auch gleich wieder dahin zurückkehren, doch auf Abwegen und in kleinen Tagereisen, um seinen Emissarien Zeit zu lassen, vor ihm anzulangen, und das Volk durch Lügen und falsche Vorspiegelungen auf seine Wiederkunft vorzubereiten. Vom Sultan und dem Mufti hatte er die Erlaubniß erhalten, wenigstens unterwegs die Zeichen seiner Abtrünnigkeit von der christlichen Kirche zu verbergen. Er trat die Reise an, aber seine Seele war voll Unruhe, und seinen Geist bestürmte stets der Gedanke an das, was er gethan. Schreckliche Träume peinigten ihn im Schlafe, und ihm war, als sähe er vor seinen Schritten die Abgründe zweyer Höllen geöffnet, der Hölle der Christus-Verläugner, und der Hölle der Verräther. Als er in dieser schrecklichen Lage seines Herzens durch einen Wald zog, vernahm er den Schall eines Glöckleins, und konnte sich nicht enthalten, sich nach der Gegend zu wenden, wo der Schall herkam. Er langte vor der Pforte einer Einsiedeley

an. Der Anblick des kleinen Creutzes über der Pforte preßte ihm einen Angstschweiß aus, und erinnerte ihn an seine Abtrünnigkeit. Unterdessen klopfte er zitternd an, und seine Furcht vermehrte sich, als eine Art Riese von gräßlichem Anblicke heraustrat. Fuchsichte, borstiche Haare starrten von seiner breiten Stirn empor, und ein langer dichter Bart von gleicher Farbe hieng ihm bis zu dem Stricke herab, der seinem pferdehaarenen Gewande zum Gurt diente. Christ, was willst du von mir? fragte ihn der furchtbare Klausner mit Trauerstimme. — Das Wort Christ war ein Donnerschlag für den Sünder Hunald. Ach leider! bin ich's nicht mehr, gab er zur Antwort, indem er sich mit dem Gesichte auf die Erde warf und an die Brust schlug. — Der Einsiedler, dem Hunald dieses Geständniß that, war der berühmte Riese Robastre, den unsere Leser aus Oberon kennen werden, der Sohn des Dämons **Malambrunn**. Robastre hatte vorzeiten dem Herzoge Gwerin geholfen, **Monglave** zu erobern, und nach mancherley Abentheuern hatten er und sein Freund **Perdrigon** sich in diesen Wald begeben, um daselbst Buße zu thun und ein erbauliches und

friedliches Leben zu führen. Jeder von ihnen hatte seine Klause in einem Kanton dieser Waldung. Robastre war zwar sehr fromm, hatte aber seinen Charakter von Brutalität noch nicht gemildert. Das Herz des Riesen war zwar von der Gnade Gottes gerührt worden, aber die äußere Schale war rauh und hart geblieben. Was hast du also hier zu schaffen, wenn du kein Christ bist, fragte er den Hunald. — Ich will meine Sünden beichten, antwortete dieser, und dich um Absolution und Auferlegung einer Buße bitten. — So beichte, beichte, sprach der Riese, es soll mir Spaß machen, deine Geschichte zu wissen, vielleicht ist sie kurzweilig, und kann ich dir gleich nicht die Absolution ertheilen, so kann ich dir doch statt dessen eine Buße auferlegen, so hart du sie haben willst. — Hierauf begann Hunald, von Gewissensbissen genagt, die Erzählung aller seiner Bubenstücke, ohne auch nur ein einziges auszulassen. Robastre, ob er gleich in seinem Leben manche Verrätherey und Schandthat gesehen, ergrimmte doch höchlich über die schwarze Folgenreihe von Hunalds Sünden, zu gleicher Zeit rührten ihn aber auch die Thränen und Reue des Bußfertigen. Als die

Beichte zu Ende war, gieng er mit sich selbst zu Rathe, was da zu thun sey, und das Resultat war folgender mehr riesensinniger als theologischer Schlußsatz: Es ist ein großer Sünder, dachte er bey sich selbst, aber er ist reuig und bußfertig, stirbt er in diesen Gesinnungen, so kommt er gerade ins Paradies, lebt er aber noch länger, so wird er nicht ermangeln, seine alten Sünden durch neue zu vermehren; das beste also ist, ich schicke ihn in jene Welt, und rette seine Seele. — Damit versetzte er ihm einen so derben Faustschlag auf den Kopf, daß er ihn todt zur Erde streckte.

Nachdem er dieses gute Werk vollbracht, denn für ein gutes Werk hielt es der Riese Einsiedler, sann er hin und her, wie er es anfangen wollte, den Sohn seines alten Freundes Gwerin aus seinem Gefängniß zu erlösen. Das Unternehmen dünkte ihm mit Recht etwas schwer. Er kannte Flors Macht, die Größe seiner Stadt und die Stärke seiner Burg. Allein kann ich das Ding nicht auf mich nehmen, dachte er bey sich selbst; denn gesetzt, ich schlage auch ein vier- oder fünfhundert Stück von des Muhameds Dienern mit meiner Keule zu Boden, so ist mir dadurch noch

nichts geholfen; die große Menge übermannt mich, und ich beschleunige nur den Tod des Sohnes meines Freundes. — Ich hielt es also für das beste, seinen alten Kammeraden, den Exhexenmeister Perdrigon, aufzusuchen. Er trat den Weg nach seiner Klause an, war aber doch ein wenig verlegen, wie er seinen Vorschlag am besten einkleiden wolle, denn er wußte gar wohl, daß Perdrigon durch ein feyerliches Gelübde Verzicht auf alle Hexerey und alle Gemeinschaft mit den Geistern in der Hölle gethan hatte. Er erzählte ihm freymüthig, was ihm Hunald gebeichtet, wie er dem Sünder gelohnt, und was er zu thun willens sey. Klausner Perdrigon blieb lange Zeit durch Scrupel mancherley Art unentschlüssig, ob er Robastres Antrag annehmen sollte oder nicht, aber der Riese bot alle seine Beredsamkeit auf, um ihm zu beweisen, daß man nichts Böses thue, wenn man mit dem Teufel nur in guter Absicht Umgang pflege, so, daß Perdrigon endlich nachgab. Gut, sagte er, ich will versuchen, ob ich noch einige Gewalt über die Kobolde und Unholde habe. Sie waren ehemals meine Herren und Meister, als ich noch ein Heyde und Sünder war; ich hoffe also jezt,

wo ich ein Christ und Rechtgläubiger bin, daß sie mir gehorchen sollen, wie ich ihnen vorzeiten gehorchte; dann werden auch die Dinge, die ich durch sie zu bewirken willens bin, keine Zauberstückchen mehr, sondern fromme Wunder seyn, und hat sich mein Gewissen nichts vorzuwerfen. Geh also, Freund, und hilf dem Arnald. Ich schmeichele mir, dir Beystand leisten zu können, sobald du dessen bedarfst, und den Teufel zu zwingen, gegen sich selbst zu Felde zu ziehen.

Robastre schickte sich also zu seinem Zuge nach Florsburg unverzüglich an. In seiner Zelle hatte er einen alten Harnisch vergraben, den grub er aus und legte ihn an. In seinen Strickgürtel steckte er zwey verrostete Dolche und hüllte sich in einen Santonshabit, denn er wußte die Santonsrolle vollkommen gut zu spielen, da er selbst vorher in ihre Mysterien eingeweiht gewesen war. So erschien er singend und sich nach ihrer Weise im Kreise drehend auf dem großen Platze der Burg. Alles strömte herzu, um seine seltsame auffallende Statur und Größe anzustaunen, und ihm eine Menge Geschichtchen erzählen zu hören; denn er gab vor, er käme geraden Wegs von Mecca, sey zu Me-

dina gewesen, und habe Sina, Corea, und Tibet durchwandert. Er wußte Wunderdinge und unerhörte Sonderbarkeiten von diesen Ländern und von seiner Reise zu erzählen. Er bat in Muhameds Nahmen um Allmosen; man brachte ihm von allen Seiten Pilau, Geflügel, Hammelkeulen, unter der Asche gebackene Brodte u. s. w. alles war ihm willkommen, er schlug nichts aus, und verschlang alles auf der Stelle. Sein gewaltiger Appetit erregte noch mehr Verwunderung, als seine Statur. Man stellte ihn dem Sultan vor, und dieser rief seine Tochter herbey, um sie mit seinem Anblicke zu belustigen. Der falsche Derwisch nahm einen schwärmerischen Ton an, und versprach der Prinzessinn im Nahmen des Himmels einen nie geahndeten Beystand und außerordentliche Dinge. Er bat um Erlaubniß, ihre Hand und ihre Augen sehen und untersuchen zu dürfen, um ihr die Geheimnisse der Zukunft zu offenbaren, und erhielt diese Erlaubniß um so leichter, weil er Gelegenheit fand, der Prinzessinn heimlich den Rosenkranz und das Creutz zu zeigen, die unter seinem Derwischrocke hiengen. Sie ahndete nun, er müsse irgend eine geheime Bothschaft an sie haben,

und gab bey ihrem Vater vor, es fielen ihr eben einige Gewissenszweifel ein, derentwegen sie sich bey diesem heiligen Manne Raths zu erholen wünsche. Der Sultan wunderte sich zwar über den frommen Einfall seiner Tochter, unterdessen, da man in Sachen der Andacht wie in Sachen der Liebe jedem seinen Geschmack lassen muß, so bewilligte er seiner Tochter die Bitte, die sie an ihn that. Sobald der fremde Derwisch allein mit der Prinzessinn war, machte er sich der Prinzessinn nach seinem wahren Nahmen so kenntlich, daß sie kein Bedenken trug, ihm alle ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Sie unterhielt nicht allein einen Briefwechsel mit ihrem gefangenen Geliebten, sondern sie sah und sprach ihn auch heimlich, und brachte sogar zuweilen ganze Nächte bey ihm im Kerker zu. Sie hatte den Kerkermeister zu gewinnen gewußt, und kam durch einen unterirrdischen Gang in das Gefängniß; ein treuer Sklave begleitete sie, und trug Wein und Lebensmittel in einem Korbe, womit sie den Arnald bewirthete, der zur Vergeltung für diese körperliche Stärkungen Fredegundens Seele in ihrer Neigung zur christlichen Religion befestigte. Der Riese versi-

cherte Fredegunden, er wolle schon Mittel finden, den Gefangenen ebenfalls zu sprechen, ihn zu trösten und zu befreyen.

Nach dieser getroffenen Abrede fuhren der Riese und die Prinzessinn fort, den Sultan bey seinem Wahne zu lassen. Die Prinzessinn versicherte ihren Vater, der Derwisch sey der geschickteste Schriftgelehrte, den es je unter den Bekennern des muhamedanischen Gesetzes gegeben habe, und setzte hinzu, sie sey überzeugt, er werde den Gefangenen bekehren, sobald er nur den Vorsatz habe, es thun zu wollen. Flor, der den Arnald lieber zum Schwiegersohne gehabt hätte, als den Hunald, sobald er nur ein Muselmann werden wollte, sprach mit dem Derwisch, und that ihm den Antrag, die Bekehrung zu übernehmen. Dieser ließ sich mit Vergnügen dazu willig finden, und bürgte mit seinem Barte dafür, daß es ihm gelingen würde. Der Sultan ließ ihn also nach dem Thurme bringen, wo Arnald gefangen saß, und da die Wache nicht den geheimen unterirrdischen Zugang kannte, durch welchen Fredegunde ihren Besuch abzustatten pflegte, so ließen sie den Riesen an Stricken in das Verließ hinunter, wo Prinz Ar-

nald eingesperrt war. Arnald hatte nie den Robastre von Antlitz zu Antlitz gesehen, und kannte den wackern und furchtbaren Sohn Malambruns nur aus den Erzählungen seines Vaters Gwerin. Beym Anblick dieser ungeheuern und sonderbar gekleideten Gestalt, die man zu ihm hinabließ, ergriff er eine Fackel, um zu beleuchten, was das seyn könne. Die Flamme ergriff Robasters Bart, der über die Hälfte versengt wurde, und das ganze Kerkerloch mit Gestank und Rauch erfüllte. Der Riese schnitt ein schreckliches Gesicht, und patschte hurtig das Feuer mit den Händen aus. Als er endlich auf dem Boden des Kerkers fußte, lief er mit ausgebreiteten Armen auf Arnald zu, und hob ihn vier Fuß hoch von der Erde an seine Brust, indem er die Ueberreste seines verbrannten Barts zärtlich an seine Wangen drückte. Sohn des edlen Gwerin, sagte er, fasse Muth, ich bin Robastre, der gekommen ist, dich zu befreyen. Arnald, der nun in ihm den alten Waffengefährten seines Vaters erkannte, versicherte ihn seiner Hochachtung und Ehrfurcht, und fieng an, ihm die Litaney seiner Unfälle zu erzählen. So wie er Hunalds Nahmen nannte, un-

terbrach ihn der Riese, und rief: lieber Freund, von dem Verräther hast du nichts mehr zu fürchten, der ist im Paradiese; zwar ist der Schelm es nicht werth, dort ein Plätzchen zu haben, allein, wenn man einmal meinen Stand angenommen hat, so muß man das Gute thun, sobald man Gelegenheit dazu findet. Ich habe den Verräther Beichte gehört, und ihm das Genick gebrochen, laß uns also nur an deine Befreyung denken.

Pagen sind immer leichtfertig und hämisch. Ein junger Page des Sultans hatte sein Ohr an das Gitterloch gelegt, durch welches man den Robastre hinuntergelassen, und kein Wort von seinem Gespräche mit Arnald verlohren. Er lief hurtig zu Flor, ihm zu erzählen, daß der falsche Derwisch kein Muhamedaner sey. Der Sultan wurde wüthend, und wollte den verkappten Eremiten tödten lassen; doch da er sich besann, daß er schon im Verließe stecke, so hielt er es für das beste, ihn dort zu lassen, und schickte einen alten Verschnittenen an ihn ab, der ihm ein Stück grobes schwarzes Brod hinunter warf, und diese schöne Spende mit den noch schöneren Worten begleitete: Da! Christenhund, da hast du mehr,

als du brauchst, bis du zur Strafe für deine Derwisch-Mummerey lebendig gespießt wirst. — Bey dem Worte spießen merkte Robastre wohl, daß er entdeckt sey, und war eben so betrübt darüber, als über das schlechte Vespermahl, das man ihm auftischte. Aber Arnald tröstete ihn, und versprach ihm noch vor Morgen ein besseres. Wirklich öffnete sich, so wie Mitternacht vorbey war, das heimliche Pförtchen des unterirrdischen Ganges, und Fredegunde erschien mit ihrer Sklavinn, die diesmal eine dreyfache Portion von Speisen und Weinflaschen trug. Die beyden Verliebten aßen sehr mäßig, aber Robastre verschlang den ganzen Vorrath, ohne der Sklavinn, die ihn überbrachte, auch nur einen Brocken übrig zu lassen. Er sparte nur einen halben Becher Wasser auf, und entdeckte, nachdem er seine Kinnladen rasten lassen, der Prinzessinn den Gebrauch, den er von diesem Wasser zu machen gedenke, nehmlich sie zu taufen, und dann auf der Stelle mit Arnald zu trauen, indem er zum voraus annehme, daß sie schon zur Gnüge von dem jungen Prinzen in den Grundsätzen der christlichen Kirche unterrichtet sey. Crescite et multiplicamini; wachset und meh-

ret euch! — sprach er, indem er ihnen den ehelichen Seegen gab. Bey meiner Treu! das ist alle mein Latein, das ich weiß. Denkt darüber ein paar Stunden nach, unterdessen wollen ich und der Kerkermeister auf eine Expedition ausgehen, nach deren Endigung ich wieder zu euch kommen will. Robastre und der Kerkermeister beschäftigten sich wirklich auch nun mit den Maaßregeln, wie sie sich des Thurms bemächtigen wollten. Mittelst eines starken dicken langen Hebebaums, den der Kerkermeister verschaffte, war die Sache bald gethan. Robastre hob die Fallthüre in die Höhe, drang in das Innere der Burg, und weckte durch mächtige Schläge mit dem Hebebaume die Besatzung, welche in süßem Schlafe lag. Die eine Hälfte schlug er todt, die andere Hälfte, die ihm zu Füßen fiel und um Gnade flehte, bekehrte und taufte er. So sah er sich, wie man eine Hand umkehrt, vor Tages Anbruch im Besitze der Burg und des Thurmes, zu dem er alle Zugänge auf eine Art verrammelte, die es ohnmöglich machte, ohne seine Erlaubniß hinein zu kommen. Nun, sagte er zu Arnald, nun müßt ihr den Ueberrest der Nacht nutzen, nicht um die Freuden der Ehe

zu schmecken, sondern um nach Aquitanien zurückzukehren, und euren Unterthanen Hunald's Verrätherey und Tod zu erzählen, und dann mit Heeresmacht zurück zu kommen, um mich und eure Gemahlinn aus diesem Thurme zu befreyen. Bis dahin will ich schon Mittel finden, mich zu vertheidigen, wenn ich gleich allein bin; denn ihr seht, ich bin stark genug, um es im Nothfalle mit dem Lumpenpack aufzunehmen, und dann rechne ich auch auf eine Hülfe von ganz besonderer Art. Ich bitte übrigens eure Frau Gemahlinn, die Herzoginn von Aquitanien, sich nicht zu ängstigen, wenn ihr weg seyd, und sie gar seltsame Dinge zu Gesicht bekommt, denn sie und ihr wißt, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und daß ich gewiß für sie sorgen werde als für mich selbst. — Arnald wußte sehr gut, daß der Riese nichts weniger vertragen konnte als Widerspruch. Er schickte sich also in seinen gefaßten Entschluß, so verdrüßlich es ihm auch war, und reis'te ab. Im Thurme waren Lebensmittel auf einen Monat, die der Anzahl der Besatzung angemessen war; da **Robastre** die Hälfte davon todtgeschlagen hatte, so blieb genug Vorrath übrig, ob er gleich für zehen aß.

Mit Tages Anbruch verkündigte der neue Thurmhauptmann selbst, was in der Nacht vorgefallen war, indem er aus den Scharten und Gitterlöchern die Körper der Erschlagenen in den Graben warf. Er wollte in den Thurm, allein man fand den Zugang verrammelt; man suchte die Prinzessinn im ganzen Serail, und nirgends war sie anzutreffen. Man ahndete nun, wie die ganze Sache zusammenhänge, und der Sultan begab sich in Person an die Thurmpforte. Robastre erschien am Gitterloch. Sultan, rief dieser, was suchst du hier! — Meine Tochter und deinen Kopf, antwortete Flor. — Nimm dich in Acht, daß ich nicht hinunter komme, und dir den deinigen einschlage, entgegnete Robastre; was deine Tochter anbetrifft, so ist sie eine Christinn und Arnalds Gemahlinn, für den ich sie hier bewahre. — Der ergrimmte Flor winkte seinen Bogenschützen, und diese drückten einen Hagel von Pfeilen auf Robastre ab. Glaubst du, spottete der Riese, daß ich mich vor Mückenstichen fürchte? Unterdessen reizte doch ein Pfeil, der ihm in die Nase gefahren war, seine Ungeduld, er öffnete die Pforte, und that einen Ausfall auf die Saracenen, indem er mit sei-

nem Hebebaume die ersten Reihen mit eben der Leichtigkeit zu Boden schlug, mit der eine scharfe Sichel eine Wiese mäht. Er wurde den Sultan gewahr, der sich in die Mitte eines dichten Bataillons geflüchtet hatte. Er drang ihm nach, allein als er bis zu einem gewissen Punkte gekommen war, schlossen sich die Reihen wieder hinter ihm, und er fand sich durch die Masse des zahlreichen feindlichen Haufens gleichsam erdrückt, er konnte sich nicht regen noch bewegen, und war in der größten Gefahr, als in eben dem Augenblicke sich ein schreckliches Ungewitter mit ungeheuern Schlossen, Blitz und Donner erhob, einen großen Theil der Saracenen aufrieb, und die übrigen in die Flucht jagte. Robastre erholte sich etwas, ergriff seinen Hebebaum wieder, und zweifelte keinen Augenblick, daß er nicht durch ein Wunder des Himmels gerettet worden sey. Indem wurde er aber seinen Freund **Perdrigon** gewahr, und merkte nun wohl, daß er seine Rettung bloß seiner Schwarzkünsteley und dienstbaren Höllengeistern verdanke. Lieber Freund, rief er, indem er den **Perdrigon** umarmte, wie sehr bin ich dir Dank schuldig; du befindest dich zwar in schlechter Gesellschaft,

sellschaft, allein es giebt Gelegenheiten, wo sie doch zu etwas gut ist. Komm mit mir in den Thurm, ich will dich dort einer schönen Prinzessinn vorstellen; aber vorher beurlaube deine Teufel, sie möchten sie sonst erschrecken, und wollen sie nicht im Guten ihren Abschied nehmen, so weiß ich Rath dafür, ich habe im Thurme einen guten Vorrath Weyhwasser. — Bey dem bloßen Worte Weyhwasser machten sich alle Teufel aus dem Staube, und Perdrigon hatte kaum die Zeit ihnen nachzurufen: Meine Herren, entfernen sie sich nicht so weit, ich könnte ihrer noch nöthig haben.

Perdrigon, Robastre und die Prinzessinn brachten zwey Tage ungestört bey einander zu, während der Sultan ein frisches Heer versammelte, um sie von neuem anzugreifen. Robastre that einen zweyten Ausfall mit gleichem Glück, allein auch mit gleicher Gefahr. Sein Tod war gewiß, wären nicht plötzlich hundert Ritter in schwarzen Rüstungen erschienen, und hätten ein schreckliches Blutbad unter den Saracenen angerichtet. Während diese Ritter die Flüchtigen verfolgten, vernahm der Riese Einsiedler Perdrigons Stimme, der ihm zurief, rette dich Robastre, die Teufel

haben mir zum letzten Mahl gehorcht, nütze das Schrecken und die Verwirrung der Saracenen, fliehe mit Fredegunden, du wirst in Aquitanien noch zur rechten Zeit ankommen, um Gwerins Sohn aus der Verlegenheit zu reißen und sein Glück zu befestigen. Was mich betrift, so kehre ich nach meiner Klause zurück, denn ich mag nicht mehr mit störrischen Teufeln zu schaffen haben, die mir nur wider Willen gehorchen.

Robastre befolgte den guten Rath, und da er zugleich einen schönen guten Zelter in der Nähe fand, so holte er Fredegunden aus dem Thurm, und beide machten sich auf den Weg. Der Riese Einsiedler mit seinem Hebebaum auf der Schulter, wanderte neben der Schönen her, die auf ihrem Zelter saß, und so zogen sie auf Abwegen durch öde Wälder, Haiden und Thäler, wo sie nur selten Leuten begegneten, die sich zuweilen auf ihre Rechnung sehr sonderbare Anmerkungen erlaubten. Seht ihr dort, sagten einige, den häßlichen Bettelmönch mit dem hübschen jungen Mädchen, das ist gewiß eine entsprungene Klosterschwester. Andere führten noch spitzigere und bittrere Reden. Robastre ließ sie schwatzen was sie wollten, trieben es aber

die Leute gar zu arg, oder schlugen sie ihm die Hülfsmittel zur Fortsetzung seiner Reise ab, so gab er ihnen eine kleine Correction mit seinem Hebebaume, die sie gewöhnlich auf immer außer Stand setzte, je wieder den Spötter zu machen. Endlich erreichten sie Bordeaux, und ihr erstes war, sich nach ihrem lieben Arnald zu erkundigen. Mit vieler Betrübniß vernahmen sie, er schmachte durch die Tücke von Hunalds Oheim im Kerker. Arnald hatte die Schwachheit gehabt, während seiner Reise zum Sultan Flor die Interimsregierung seines Landes den beyden Brüdern von Hunalds Mutter zu lassen. Als sie den Arnald ohne ihren Vetter zurückkommen sahen, ahndeten sie gleich, er müsse das Opfer seiner Verrätherey geworden seyn, und beschuldigten den jungen Prinzen der Ermordung des Zurückgebliebenen. Der älteste als Oberhaupt der Justiz, hatte die Keckheit, öffentlich als Ankläger gegen seinen Herrn aufzutreten, und nach einer langen Rede voller Beleidigungen und Anschwärzungen ihn ins Gefängniß stecken zu lassen. In diesem Zustand trafen Robastre und Fredegunde ihren Freund und Gemahl zu Bordeaux an. Die schöne Dame that nichts als weinen und

wehklagen; aber Robastre, nachdem er ihr, so gut er konnte, Trost eingesprochen, eilte, seinen Freund zu retten. Er erschien vor den Geschworenen und dem Volke der Stadt Bordeaux; er erzählte ohne Hehl den ganzen Verlauf der Sache, Hunalds Verrätherey, und auf welche kurze Art er ihn in das Paradies gefördert habe, und schloß mit einer Ausforderung an die beyden Oheime, wie er mit Hülfe Gottes und seines Hebebaums ihnen das Geständniß abzuzwingen hoffe: daß sie und ihr Vetter an ihrem rechtmäßigen Beherrscher als ehrvergessene und verrätherische Bösewichter gehandelt hätten. Die beyden Brüder waren erfreut, daß sie es nun mit einer Art Einsiedler zu thun bekommen sollten, nahmen die Ausforderung an und verlangten, daß der Unbekannte ein Unterpfand geben solle, sich zum angebotenen Zweykampf einzustellen. Robastre gab zu dem Behuf seinen Rosenkranz, dessen Korallen von ungeheurer Größe waren; Fremund, der älteste von den Brüdern warf seinen Handschuh hin, und der Tag zum Zweykampfe wurde auf acht Tage hinaus verlegt.

Fredegunde nützte diesen Aufschub, sich nach Pavia zu begeben, und die Hülfe des Fürsten

Anselm, des Oheims ihres Gemahls und seines Bruders **Milo** anzuflehen. Sie gab sich ihnen zu erkennen, und nachdem sie ihnen ihre und Arnalds Geschichte erzählt, trat sie mit **Milo** an der Spitze von 2000 Speerreitern den Rückweg an, um den unglücklichen Prinzen zu befreyen. Wahrscheinlich war **Perdrigon** bey dieser Reise wieder im Spiel; denn wie wäre es sonst der schönen Prinzessinn möglich gewesen, ohne den Beystand eines Schwarzkünstlers in so kurzer Zeit einen so großen Weg zurückzulegen, und einen so beträchtlichen Succurs in eben so kurzer Zeit ankommen zu lassen. Zwar traf er erst nach dem Tage des Zweykampfes ein; aber zum Glück hatte der Riese Einsiedler sich gut gelöset. Nach den in solchen Fällen gewöhnlichen Schimpf- und Spottreden, um die Kämpfer noch mehr zu erbittern, ergriff **Robastre** seinen Hebebaum, (denn es war ausgemacht worden, daß er sich in dem Zweykampfe keines andern Gewehrs bedienen wolle) und indem er damit ein Rad zu schlagen anfieng, zerbrach er die Lanzen der beyden Brüder, mit welchen sie auf ihn einlegten, in einem Nu, zerschmetterte mit demselben Schlag dem einen das Rückgrad, dem andern die Ribben, und

nachdem er sie gezwungen, ganz laut ihre Verrätherey und Verläumdung zu bekennen, schleifte er sie nach Sitte und Herkommen des Kampfrechtes, bey den Füßen aus den Schranken nach der Richtstätte, und knüpfte sie eigenhändig am Schnellgalgen an. Hierauf eilte er, den Kerker und die Fesseln seines Freundes Arnald zu zerbrechen. Dieser wurde von allen seinen treugebliebenen Unterthanen mit Frohlocken empfangen; die Rebellen und die Verführten baten um Verzeihung, und erhielten sie.

Den andern Morgen, als Fredegunde und Milo ankamen, fanden sie schon alles im Stande, Arnald wieder eingesetzt und Aquitanien beruhigt. Man begieng die Vermählung der Prinzessinn mit dem jungen Fürsten, und zwar mit mehr Pracht und Ceremoniel, als die Umstände im Thurm erlaubt hatten. Jetzt war nur noch die Rede, mit Milo's zwey tausend Reitern und der ganzen Heereskraft Agitaniens gegen den Sultan Flor aufzubrechen. Der furchtbare Robastre war willig und bereit, an ihrer Spitze von neuem auszuziehen, vorher aber that er selbst den Vorschlag, den Weg der gütlichen Unterhandlung zu versuchen, weil

ihm, wie er sagte, das Bekehren noch mehr Vergnügen mache als das Todtschlagen. Es wurde also ein Herold in Begleitung des Großkanzlers von Aquitanien abgesendet, zu dem sich noch der Erzbischof gesellte. Ersterer machte dem Sultan begreiflich, in welchem Zustande sich die Sachen befänden, und welchen Gefahren er sich aussetze, wenn er einen Krieg aushalten wolle, wo er nicht allein den Robastre, sondern auch den Milo an der Spitze von fünf bis sechs tausend Speerreitern zu bekämpfen hätte. Fredegunde schrieb eigenhändig an ihren Vater, um ihm zu versichern, wie glücklich und zufrieden sie lebe, und ihn zu ermahnen, lieber ihre Glückseligkeit zu theilen, als seine eigene Ruhe zu stören; zugleich predigte der Bischof ihm so überzeugend von den großen Wahrheiten der christlichen Religion vor, daß Flor sich entschloß, nicht allein Frieden mit Arnald zu machen und seine Einwilligung zu seiner Vermählung mit seiner Tochter zu geben, sondern auch sich taufen zu lassen. Die Gesandten kehrten mit dieser frohen Botschaft zurück, und Flor bekräftigte sie durch seine Briefe. Sogleich begab sich der ganze Hof von Aquitanien nach Flor's Residenz. Es gab

schon dort keine Muhamedaner mehr, denn in diesen Zeiten war das Vertrauen des Volks zu seinen Fürsten so groß, daß stets die Religion des Regenten auch selbst die Religion der Nation war. Man stellte eine Menge Feste und Lustbarkeiten an, und bey dem letzten Feste erklärte Flor, daß er einen neuen Entschluß gefaßt habe, nehmlich, seiner Krone zu entsagen und sie seinem Schwiegersohne aufs Haupt zu setzen. Nach einigen höflichen Weigerungen willigte das neue Ehepaar ein, das Geschenk anzunehmen, und so wurde das Fürstenthum Aquitanien um die Hälfte vergrößert. Der alte Sultan wurde ein Einsiedler. Das war so Herkommens bey den alten Rittern seiner Zeit, die sich Jugendsünden vorzuwerfen hatten, und es gab keinen unter ihnen, der nicht in dem Fall gewesen wäre. Robastre begleitete ihn in seine Klause, die man ihm so bequem und angenehm als möglich gebauet hatte, und übernahm demüthiglich bey ihm die Stelle des dienenden Bruders. Perdrigon besuchte sie dort zuweilen, und hielt mit ihnen Messe. Milo kehrte nach Pavia zurück, wo seine Gemahlinn, Anselms Tochter, in seiner Abwesenheit von einem jungen Prinzen entbunden worden war, wel-

chen man nach seinem Großvater Swerin nannte, und der in der Folge sich in seinem Ritterleben als den Helden vieler Abentheuer auszeichnete. Arnald und Fredegunde waren noch zu Beaulande, der gewesenen Residenz des Flors, als Fredegunde einen Sohn gebahr, welcher nach dem Orte seiner Geburt Eymar von Beaulande getauft wurde.

Swerins zwey älteste Söhne hatten also ein sehr glänzendes Loos getroffen; allein die beyden jüngsten waren noch weit entfernt, ein gleiches Glück wie ihre Brüder zu machen. Die Connetablen jener Zeit waren nur die ersten Knappen der Könige. Des Oberkämmerierers Wirkungskreis schränkte sich nur auf die Gemächer des Regenten ein, und Rinald und Gerard waren also mit ihren schönen großen Titeln, die sie sich zugeeignet, nichts weiter als simple Hofbeamte und Hofleute des Kaisers, ohne Lehn, Güter, und ohne Eigenthum. Als sie erfuhren, was zu Pavia und Bordeaux vorgegangen war, errötheten sie über ihre Lage, und beschlossen, sich darüber bey Carl dem Großen und in demselben Tone zu beschweren, mit welchem sie sich bey seinem Hofe eingeführt hatten. So lebhaft sie sich auch ausdrückten, so lächelte doch nur

der Monarch über ihre Reden, die von ihrer Unbesonnenheit und Jugend zeugten; ob ihn gleich einige seiner alten Hofleute aus Neid anlagen, die jungen trotzigen Ungestüme etwas kürzer zu halten, und ihnen fühlen zu lassen, daß sie nur von seiner Gnade und Freygebigkeit lebten. Er hörte den Gerard, ohne sich zu erzürnen, an, als ihm dieser den Vorwurf machte, er wolle sie in der Weichlichkeit seines Hofs zu Faullenzern verderben lassen. Rinald seiner Seits schlug dem Kaiser eine Parthie Schach vor, und als der gute Fürst sie annahm, weigerte er sich plötzlich, zu spielen: denn, sagte er, ihr verliert wohl, aber ihr bezahlt nicht. Nein, fuhren beyde zugleich fort, es ist Zeit, daß wir euer Hoflager verlassen, und ausziehen, Städte und Burgen zu erobern, denn wir sind nicht gebohren, an eurem Hofe wie arme Knappen den Junker zu spielen.

Kinder, erwiederte Carl, ich lobe diesen edlen Ehrgeiz, und ich will gern beytragen was ich kann, um ihn zu befriedigen. Du Rinald bist muthig genug, den gerechtesten Krieg zu führen, um die liebenswürdige Oliva, die Beherrscherinn von Genua zu befreyen, welche der Saracenen König

Sorbrin in ihrer Hauptstadt jetzt belagert hält. Du kennst meine oberlehnsherrlichen Rechte auf dieses schöne Fürstenthum. Ich trete sie dir ab, suche dich in Genua einzuschleichen und der schönen Oliva zu gefallen, fordere dann kühnlich ihren Feind heraus, ich will mich unterdessen bereit halten, dir zu Hülfe zu eilen, wenn es Noth thut, du aber Gerard mußt dich noch einige Monate gedulden; ich habe dir eine eben so liebenswürdige Gemahlinn und eine eben so ansehnliche Aussteuer bestimmt. Der Fürst von Burgund liegt auf dem Todbette und hat die Hand seiner einzigen Tochter noch nicht verschenkt, du mußt sehen, wie du sie erhältst.

Die beyden Brüder, von Dankbarkeit durchdrungen, küßten zärtlich dem Monarchen die Hand. Sire, sagte Rinald, ich will es wie mein Vater Gwerin machen, der allein auszog, um Montglave und seine Gemahlinn zu erkämpfen, und in seinem Unternehmen ohne weitern Beystand glücklich war. — Und ich, sprach Gerard, ich bitte euch, Sire, um Erlaubniß, mich augenblicklich verkleidet nach Burgund begeben zu dürfen, um das edle Fräulein zu sehen, das ihr mir bestimmt habt. Weiß sie mein Herz mit Liebe zu bestricken,

was vor ihr noch keiner gelang, so huldige ich ihr als der Dame meines Herzens, und nehme sie zu meiner Gemahlinn; rührt sie aber mein Herz nicht, so will ich mich nur begnügen, das Land zu erobern, über das ihr dann, so wie über das Fräulein, nach eurem Gefallen schalten könnt.

Gerard und Rinald begaben sich unverzüglich nach den Oertern ihrer Bestimmung, doch ohne durch ihren Aufzug, durch Wappen, Schilde oder andere Kennzeichen das geringste Merkmahl ihres Standes zu verrathen. Rinald war nur noch einige Stunden von Genua entfernt, als er einen Knappen erblickte, der des Wegs zu kommen schien. Er lud ihn ein, mit ihm in einer Herberge zu verweilen, wo er ihn bewirthete, und im Gespräch ihn über alle die Dinge ausfragte, die ihm zu wissen nöthig waren; über den Zustand der belagerten Stadt, der Prinzessinn, die darinn regiere und ihren Feind, den Riesen, der sie belagere. Der Knappe erzählte, daß er selbst in Olivens Diensten stehe, und von ihr abgeschickt sey, um Carl den Großen zu bitten, ihr ohne Aufschub zu Hülfe zu eilen, weil sonst die Stadt sich nicht lange mehr würde halten können. Der Knappe entwarf ein schreckli-

ches Bild von dem Riesen Sorbrin; er mißt funfzehn Fuß in der Höhe, sagte er. Zwar herrscht der vollkommenste Einklang in dem Verhältnisse seiner Glieder und Gestalt, aber eben wegen seiner ungeheuren Größe betrachtet unsere junge, zarte, und wie ein Püppchen gewachsene Prinzessinn es als das größte Unglück und die peinlichste Marter, vielleicht gezwungen zu seyn, ihn als Gemahl umarmen zu müssen. Der Knappe setzte hinzu, daß der Riese täglich vor Genua's Mauern erscheine, und die Ritter und Einwohner der Stadt herausfordere, mit der Versicherung, daß wenn es einem Ritter gelingen sollte, ihn nur vier Schritte weit zurück zu drängen, er sogleich die Belagerung aufheben, und seinen Ansprüchen auf die Prinzessinn entsagen wolle.

Rinald, der nun von allem unterrichtet war, zog dreyßig Goldgülden aus seinem Beutel und gab sie dem Knappen. Freund, sagte er, es ist nicht nöthig, daß du deinen Weg zu Carl dem Großen fortgehst, denn du erblickst in mir den Beystand, welchen der Monarch deiner Gebieterinn schickt, bis das Hülfsheer eintrifft, dessen Annäherung ich der Prinzessinn verkündigen soll; verschaffe

mir nur Mittel und Wege, in die Stadt zu kommen, und ich verspreche dir, daß schon mein bloßer Anblick den Riesen von funfzehn Fuß zwingen soll, mehr als vier Schritte zurück zu weichen, und der liebenswürdigen Oliva zu entsagen, die, wie du sagst, so zart und niedlich gewachsen ist. Der Knappe, der über die Freygebigkeit und Offenherzigkeit des jungen Ritters ganz verwundert war, willigte gar gerne ein, ihn in Genua anzumelden, und nachdem er ihn unterrichtet, wo er durch einen geheimen unterirrdischen Gang unbemerkt in die Stadt kommen könne, nahm er selbst den Weg dahin zurück. Rinald folgte ihm den Tag darauf, und kam durch den angezeigten Gang nach Genua, wo ihn der getreue Knappe erwartete, und zu den Füßen der Prinzessinn führte, deren Schönheit er über alle Lobsprüche erhaben fand. Sie nahm ihn zu ihrem Ritter an, und als er darauf an der Seite der schönen Oliva sich im Publikum zeigte, wünschte das ganze genuesische Volk nichts sehnlicher, als bald in ihm den Ueberwinder des Riesen und den Beherrscher von Genua zu erblicken. Rinald brauchte nicht lange auf Gelegenheit zum Kampf zu warten. Schon den andern Morgen erschien Sorbrin,

um seiner Gewohnheit nach, die ganze genuesische Ritterschaft herauszufordern. Sogleich stellte sich Rinald dar, und nahm den Kampf an, der bis morgen verschoben wurde. Noch den Abend entdeckte Gwerins Sohn der Prinzessinn den Auftrag, den er von Carl dem Großen erhalten habe, allein er fügte zugleich hinzu, daß er nicht eher hievon Gebrauch machen werde, bis er ihr des Riesen Kopf zu Füßen legen könne.

Den andern Morgen zur Kampfstunde verließ die schöne Oliva die Stadt auf einem Zelter zwischen vier alten Rittern reitend, die statt der Rüstung in Mäntel mit Hermelin gefüttert, gehüllt waren, und statt der Lanze ein elfenbeinernes Stäbchen in der Hand hielten. Rinald auf einem mächtigen Hengst, den er muthige Sprünge machen ließ, ritt Oliven zur Rechten, über seinen Harnisch hieng eine reiche Schärpe, die sie selbst gestickt, und um seinen Helm schlang sich eins von ihren Armbändern. Als der schreckliche Sorbrin auf dem Kampfplatz erschien, erblaßte Oliva und wollte in Ohnmacht sinken, wenn sie daran dachte, welchen Gefahren sich Rinald für sie aussetze, denn sie zitterte mehr für seinen Tod als für ihren eigenen.

Wir wollen uns nicht in das Detail dieses Kampfes einlassen, der lange anhaltend und furchtbar war, und während dessen Oliva mehr als einmahl für Rinaldo Leben beben mußte. Aber die Kräfte und Geschicklichkeit des jungen Prinzen verdoppelten sich, so oft er einen Blick auf die schöne Prinzessinn warf. Sorbrin, dessen Blut schon in Menge aus vielen tiefen Wunden strömte, sank endlich auf die Knie, und strengte vergebens seine Kräfte an, den Rinald mit zu Boden zu ziehen. Der Prinz beugte schnell aus, und mit einem schrecklichen Streich seines Schwerdts traf er den Nacken des Saracenen, und trennte sein Haupt vom Rumpfe, hob es hurtig auf, und legte es zu den Füßen der schönen Oliva nieder. Mit einer Gegenwart des Geistes, die weit über ihr Alter erhaben war, rief die Prinzessinn aus: ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich frey bin, und daß ich den Prinzen Rinald zu meinem Gemahl erkohren; ihr Saracenen, entfernt euch mit eurem Heere, dem beschwornen Kampfvertrag gemäß, und ihr, meine treuen Unterthanen, kommt und huldigt eurem neuen Beherrscher.

Die Saracenen brachen noch denselben Tag ihr

Lager

Lager ab, und führten ihres Sultans Leichnam mit sich fort. Der neue Herrscher von Genua und die schöne Oliva hielten ihren triumphirenden Einzug in der Hauptstadt. Sie sendeten sogleich Eilboten mit der frohen Zeitung an den alten Gwerin ab. Seht ihr, Mutter, sagte der alte Fürst zu seiner Gemahlinn Mabilatte, mit welchem kühnen Adlerfluge unsere Kinder sich emporschwingen, seit sie nicht mehr wie scheue Kichlein im warmen Neste hocken.

Carl der Große freute sich ebenfalls nicht wenig über Rinalds glücklichen Ausgang seines Unternehmens. Gerard war von seiner burgunder Reise aber höchst unzufrieden zurückgekommen. Die Tochter des Regenten dieser Provinz, die Carl ihm bestimmte, hatte den sanften Eindruck nicht auf ihn gemacht, welche ein Liebhaber immer und mit Recht für die erste Gunstbezeigung der Liebe ansieht. Seine Seele war bey ihrem Anblicke so kalt und ruhig geblieben, daß er die Prinzessinn mit Muße hatte beobachten und prüfen können. Sie ist nichts weiter als schön, dachte er bey sich selbst, sie hat etwas Stolzes und Höhnisches in ihrem Wesen. Er sah sie zweymal in der Kirche, und das

Ohngefähr wollte, daß er sie jedesmal mit den Leuten ihres Gefolges bitter keifen und schelten hörte. Mehr bedurfte es nicht, um ihn zu bewegen, seinen Rückweg anzutreten, ohne sein Incognito zu brechen. Erst nach seiner Abreise erfuhr die Prinzessinn von Burgund, daß ein junger Ritter von einnehmender Gestalt und wahrscheinlich von Carls des Großen Hofe, zwey Tage in der Hauptstadt zugebracht habe. Das kränkte und ärgerte sie heftig, und sie forschte emsig nach, seinen Nahmen zu erfahren, aber vergebens.

Die Beschreibung, die Gerard dem Carl von der Prinzessinn von Burgund machte, war gar nicht im Tone eines Liebhabers, aber auch nicht im Tone eines Menschen, der gegen sie eingenommen ist. Kurze Zeit darauf erhielt Carl die Nachricht von Rinalds Vermählung, und zugleich wurde ihm der Tod des Herzogs von Burgund gemeldet. Er ließ unverzüglich Gerard rufen. Lieber Vetter, sagte er zu ihm, ihr habt mir zwar nicht sehr verliebt in die schöne Prinzessinn geschienen, die durch den Tod ihres Vaters Herzoginn von Burgund geworden ist, unterdessen würdet ihr nach meiner Meynung sehr unrecht thun, wenn ihr eine so reiche

Parthie ausschlagen wolltet, denn es wird sich wohl noch kein Prinz, der der jüngste seiner Familie war, rühmen können, eine so gute Heirath getroffen zu haben. — Gerard konnte freylich keine triftigen Gründe gegen Carls Vorschlag einwenden, und dieser gute Monarch, dem die Versorgung des vierten Sohnes seines Freundes Gwerin am Herzen lag, beschloß, selbst mit ihm nach Burgund zu reisen, in Hoffnung, daß seine Gegenwart die Sache beschleunigen würde. Kaum war Carl in der Hauptstadt angekommen, als derselbe Wirth, bey dem Gerard vorher eingekehrt war, ihn erkannte, und der Herzoginn sogleich Nachricht geben ließ: daß der schöne Ritter, den er geherbergt, und für einen der ärmsten Junker in Frankreich gehalten, jezt mit dem großen Carl angelangt sey, der ihn wie seinen eigenen Sohn zu behandeln scheine; auch habe er aus den Reden, die einigen von des Kaisers Gefolge entfallen wären, geschlossen, daß der Kaiser diesen schönen Ritter der Herzoginn zum Bräutigam bestimme.

Die junge Herzoginn bot auf diese Nachricht alles auf, was den Glanz ihrer Reize erhöhen konnte, und ließ Anstalten treffen, den Kaiser, ih-

ren Oberlehnsherrn, mit der größten Pracht zu empfangen.

Die erste Zusammenkunft zwischen der jungen Herzoginn, Carln und Gerard brachte ganz verschiedene Wirkungen hervor. Die junge Prinzessinn fand den Gerard äußerst liebenswürdig, und wünschte nichts sehnlicher, als daß ihn Carl ihr zur Gemahlinn vorschlagen möchte. Gerard hingegen blieb bey ihrem Anblicke frostig und kalt, wie vorher. Er sahe sie gar nicht mit den Augen an, mit welchen Carl ihre Reize verschlang. Die Schönheit der jungen Prinzessinn machte einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er von dem Augenblicke an die heftigste Liebe für sie empfand. Sein großes Herz war gezwungen, sich lebhaft an die Pflichten zu erinnern, die ihm Wohlstand, Gerechtigkeit und sein gegebenes Wort auferlegten, um so viel Gewalt über sich zu gewinnen, diese keimende Liebe zu ersticken, und der jungen Herzoginn den Antrag zu thun, Ewerins Sohn zum Gemahl zu nehmen. Carl las in ihren Augen, wie sehr dieser Vorschlag dem Wunsche des Herzens der Prinzessinn entsprach, und daß die Bereitwilligkeit, mit der sie ihren Ausdrücken nach Carls

Vorschlag sogleich annahm, nur das Werk der Neigung wäre, die ihr der junge blühende Gerard eingeflößt hatte. Carl und Gerard seufzeten darüber, doch aus sehr entgegengesetzten Empfindungen. Carln that es weh, die Hand einer Prinzessinn wegschenken zu müssen, die er ins Geheim anbetete; und Gerard seufzte, sich auf sein ganzes Leben durch eine Kette gefesselt zu sehen, die ihm nur schwer und lästig dünkte. Bey einer solchen Stimmung konnte es nicht fehlen, daß Gerards Galanterie sehr karg und frostig ausfiel, und sehr schlecht das zuvorkommende Betragen erwiederte, welches die junge Prinzessinn in der Lage, in der sich beyde befanden, sich glaubte erlauben zu dürfen.

Sie hatte die Demüthigung und den Schmerz, bey allen den Lustbarkeiten, durch welche Carls Anwesenheit gefeyert wurde, nur dieselbe Gleichgültigkeit an Gerard zu bemerken, da hingegen ihr Bestreben, ihren kalten Liebhaber durch die Reize ihres Gesanges, ihres Tanzes, und aller der Talente, die sie schmückten, in Flamme zu setzen, diese Wirkung nur auf Carl den Großen und zwar in einem solchen Grade hervorbrachten, daß

er auf einem Balle nicht mehr Meister seiner selbst war, und ihr das Geständniß seiner Liebe that.

Die junge Herzoginn, die von Natur stolz und herrschsüchtig war, mußte nothwendig sich geschmeichelt fühlen, den größten Prinzen der Welt seinen Scepter zu ihren Füßen legen zu sehen. Der Ehrgeiz bekämpfte mächtig in ihrem Herzen die Leidenschaft, die sie für Gerard empfunden hatte, und die beleidigende Kälte des jungen Ritters, und der Verdruß und Mißmuth, der sich nach und nach darüber in ihrem Herzen gegen ihn einschlich, stimmte sie nur zu sehr, den Wünschen und Huldigungen Carls des Großen Gehör zu geben. Carl liebte zu ernstlich, um nicht bald inne zu werden, daß Gerard nicht liebe. Lieber Gerard, sagte er einsmals zu ihm im Vertrauen, ich wünschte und glaubte dich glücklich zu machen, wenn ich dir die Hand der Herzoginn von Burgund verschaffte; aber ich verstehe mich zu gut auf die Liebe, um nicht einzusehen, daß die, deren Besitz das größte Glück meines Lebens seyn wird, dir völlig gleichgültig ist. Ich würde dir das Opfer meiner Leidenschaft gebracht haben, wenn die Reize der schönen Herzoginn einen Eindruck auf

dich gemacht hätten. Da aber bloß der Wunsch, Regent einer großen Provinz zu werden, dich zu einer Vermählung mit ihr bewegen würde, so thue ich dir einen andern Vorschlag. Die junge Gräfinn von Toulouse, Narbonne und Montpellier hat durch den Tod ihren alten Eheherrn verlohren, mit dem sie kaum zwey Jahre vermählet war, und der diese ganze Zeit über ein sieches kränkliches Leben führte. Ihre Unterthanen beten sie an, und alle Troubadours feyern in ihren Gesängen und Liedern ihren Geist und ihre Schönheit. Ich bestimme sie dir mit allen ihren Erbländern, die ich noch durch einen Theil der schönen Landschaft vergrößern will, welche der Rhodan durchströmt.

Gerard küßte die Hände Carls des Großen. Großer Fürst, sagte er, wie glücklich sind die, welche euch dienen; ihr habt in meinem Herzen gelesen; ja, Sire, folgt dem zärtlichen Rufe des eurigen, vermählt euch mit der schönen Herzoginn von Burgund, und seyd der Fürsprecher des treuesten eurer Vasallen, um die Hand der Gräfinn von Toulouse zu erhalten.

Carl war entzückt, daß er sich, ohne gegen die seinem Herzen so theure ritterliche Treue und Recht-

schaffenheit anzustoßen, den Empfindungen seiner Liebe überlassen konnte. Er beredete leicht die ehrgeitzige Herzoginn von Burgund, seine Hand anzunehmen, und er lud die junge Gräfinn von Toulouse ein, sich bey dem Vermählungsfeste einzufinden. Gerard konnte die Grazie und Schönheit der Gräfinn nicht erblicken, ohne ihr Bewunderer und Verehrer zu werden, und sobald er liebte, wurde er selbst noch weit liebenswürdiger und verführerischer. Er machte denselben Eindruck auf die Gräfinn, den sie auf ihn gemacht hatte. Die Herzoginn von Burgund hingegen erkannte alle die Reize und Annehmlichkeiten, welche Gerard, seit er liebte, täglich entwickelte, und wodurch er fast zu einem neuen Menschen geworden war; sie verwundeten und kränkten sie innigst. Mit einem Herzen voll Verzweifelung war sie Augenzeuge, wie Gerard, der verliebte Gerard, von der Dame seines Herzens, der reizenden Gräfinn von Toulouse, an eben dem Tage gekrönt wurde, der auch sie mit Carl'n verband. Die Liebe verwandelte sich bald in ihrer heftigen und erbitterten Seele in Haß.

Gleich den Tag nach der Vermählungsfeyer

von Carl und Gerard machte der Kaiser in der allgemeinen und ehrwürdigen Versammlung seiner Pairs bekannt, daß er ihnen Swerins Sohn zum Mitgliede gebe, indem er ihn mit der Grafschaft Toulonse und dem Fürstenthume Vienne belehne. Hierauf bestieg er mit der neuen Königinn den Thron, und Gerard, mit entblößtem Haupte, schwur ihm den Eyd der Treue im Nahmen dieser Provinzen. Nach den gewöhnlichen Feyerlichkeiten wollte Gerard Carls Knie umfassen, und indem er sein Haupt neigte, reichte ihm die neue Königinn, um ihn zu demüthigen, ihren Fuß hin, daß er ihn wider seinen Willen küssen mußte. Gerard, dessen Seele voll von Dankbarkeit gegen Carl den Großen war, verachtete in seinem Herzen eine Handlung, die er nur als gleichgültig betrachtete, und that sogar nicht, als ob er sie gewahr worden wäre. Unterdessen hatte sie doch, wie man sehen wird, schreckliche Folgen.

Zwey Tage nach dieser Ceremonie beurlaubte sich Gerard bey Carln mit seiner liebenswürdigen Gemahlinn, um Besitz von seinen neuen Staaten zu nehmen. Sein erstes war, als er nach Vienne kam, den Statthalter der Burg rufen zu lassen.

Herr Burgkastellan, sagte er zu ihm, indem er ihn umarmte, erkennt ihr den jungen Ritter, den ihr so gut aufnahmt, und der versprach, sich eurer zu erinnern, wenn er Herzog von Vienne seyn würde? — Beym heiligen Andreas! antwortete der alte Statthalter, ihr habt ein zu edles und schönes Aussehen, als daß eure Züge meinem Gedächtnisse nicht eingeprägt seyn sollten. Junge Ritter aus eurem Stoffe verdienen, die Günstlinge des Glücks und der Liebe zu seyn. — Gemahlinn, sprach Gerard, reicht eure Hand dem Viceherzoge dieses Landes zum Kuße, denn ich setze diesen edeln Rittersmann in diese Würde über Vienne und das ganze Land ein. — Diese Gnade erregte kein Mißfallen bey den andern großen Familien des Landes, denn das Geschlecht des Statthalters besaß ebenfalls die Gebirgkette, welche der Dauphiné zur Grenze dient, und seine kriegerischen und geselligen Tugenden hatten ihm längst die Liebe und Achtung der ganzen Provinz erworben.

Gerard, nachdem er in seinem Lande alles in Ordnung gebracht, erinnerte sich mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht, und sagte zu sich selbst, ich bin der jüngste, mir kommt es als solcher zu, meine Brü-

der in ihren neuen Ländern aufzusuchen, und vereint mit ihnen zu den Füßen und in die Arme meines Vaters Gwerin und meiner Mutter Mabilatte zu eilen. — Gerard brach also mit einem prächtigen und zahlreichen Gefolge auf, und machte den Anfang seines Besuches zu Genua bey dem Herzoge Rinald, seinem Bruder, mit dem er so lange in der zärtlichsten Eintracht am Hofe Carls des Großen zugebracht hatte. Rinald fühlte sich von der lebhaftesten Freude durchdrungen, als er seinen lieben Gerard in seine Arme schloß, und dieser nahm seinen Sohn, den kleinen Olivier, auf seinen Schooß, und rief mit prophetischem Geiste aus: Liebes Kind, das Herz deines Onkels sagte ihm, daß du einst die Ehre deines Geschlechts seyn wirst. — Die beyden Brüder setzten nun ihre Reise fort, und als sie bey Pavia vorbey kamen, wo Milo residirte, begaben sie sich an seinen Hof. Kaum waren sie daselbst, als Arnald, der ihre Ankunft erfahren, die schöne Fredegunde um Erlaubniß bat, sie einige Zeit verlassen, und sich zu seinen Brüdern begeben zu dürfen.

Als die vier Brüder versammelt waren, riefen

sie einmüthiglich: Wehe den Kindern, die nicht auf die Stimme ihrer Väter und der Ehre merken! Was würde aus uns geworden seyn, wenn wir der blinden Zärtlichkeit unserer Mutter Mabilatte gehorcht hätten? Wie vielen Dank sind wir dem Himmel und unserm wackern und edeln Vater Gwerin schuldig, daß er in uns den Geist der Nachahmung aufachte. Kommt, laßt uns zu seinen Füßen ihm den glücklichen Ausgang unserer Unternehmungen als Opfer niederlegen; kommt, laßt uns sein Alter trösten und schmücken, indem wir vor ihm als Söhne erscheinen, die seiner würdig sind.

Sie reisten nun alle nach Monglave mit der süßen Hofnung ab, das Glück ihrer Eltern durch ihre Ankunft zu verherrlichen. Einige alte Ritter, die ihr Vater ihnen mitgegeben hatte, und die sich durch ihre Treue dieser Auszeichnung würdig gemacht, eilten vor ihnen her, um sie anzumelden. Mabilatte sagte zu Gwerin, Sire, wollen wir nicht unsern Kindern entgegen gehen? Jetzt könnt ihr nicht mehr sagen, daß es junge Vögel sind, die wir aus dem Neste scheuchten, um sich selbst eins zu bauen; es sind Adler, die ihren eigenen Horst verließen, um in dem unsrigen einzukehren, große

Herren, die unserer nicht mehr bedürfen, und die ihre Krone und ihr Glück uns zur Huldigung darbringen. — Nein, sagte Gwerin, unsere wackern Kinder thun ihre Schuldigkeit. Wohl fliegt ihnen mein Herz entgegen, aber warum sollte ich ihnen das Glück rauben, uns eine Huldigung zu bringen, die sie dereinst von ihren eigenen Kindern zu gewarten haben. Ich erwarte sie hier, nur laß uns auf jene Warte steigen, so können wir sie schon von weitem kommen sehen. Gerard war der erste, welcher Mabilatten erkannte, wie er sie die Arme nach ihnen ausstrecken sah; er erkannte auch Gwerin an seinem langen weißen Barte. Seht ihr unsern Vater, rief Gerard, wie er uns so stolz da oben erwartet, ohne uns zu würdigen uns entgegen zu kommen! — Er hat das Recht dazu, antwortete Rinald, was kann er von seinen Kindern erwarten, als Huldigung und Verehrung; ist er nicht für uns das Bild der Gottheit?

Gwerins Zusammenkunft mit seinen Kindern war eben so edel, so zärtlich als rührend. Die vier Söhne warfen sich ihm zu Füßen. Jeder von ihnen hatte die Krone mitgebracht, welche ihre Würde bezeichnete, und sie legten sie vor ihm nieder. Der

Ewige seegne euch, rief Gwerin, meine Kinder, er seegne euch durch die Hand eures glücklichen Vaters. Seine Thränen flossen über ihre Wangen, und vermischten sich mit den ihrigen. O Vater, Vater, sprachen die vier Brüder, bist du mit uns zufrieden? — Mabilatte hatte während dieses rührenden Auftritts sich des jungen Olivier bemächtigt; sie brachte ihn dem Gwerin, sobald er seine Söhne aufgehoben und umarmt hatte. Gwerin nahm seinen Enkel, küßte ihn sanft, und indem er ihn in der Hand wog und sein Gesicht gegen die Sonne kehrte, sagte er, der Knabe ist schon stark und groß, sein Blick ist fest und sicher, Rinald wache über ihn, gieb ihm eine gute und ritterliche Erziehung, damit du in deinem Alter an ihm die Freude erlebst, die ich an euch erlebe. — Ach Vater, rief Arnald, wie leid thut es mir, daß ich euch meinen Sohn nicht mitgebracht habe, der Junker ist schon erwachsen, und wird ein sehr tüchtiger Lanzenbrecher werden. Die erfahrensten Schriftverständigen und die ersten meiner Ritter unterrichten ihn in allen Wissenschaften und ritterlichen Künsten. — Du hast wohl gethan, antwortete Gwerin, daß du ihn zu Hause ließest, lieber will ich das Vergnügen entbehren,

ihn zu sehen, als seinen Fleiß stören; aber, Sohn, so wohl er auch bey dir aufgehoben seyn mag, so glaube ich doch, daß, um ihn vollends auszubilden, du nichts besseres thun kannst, als ihn an den Hof des großen Carls zu schicken. Das Brod, das man in dem Pallast dieses großen Fürsten ißt, schlägt besser an, als die Kost des väterlichen Hauses. — Wohl will ich es thun, edler Vater, antwortete Arnald, und schon auf kommendes Christfest reist mein Sohn ab, um in dem kaiserlichen Pallaste zu dienen.

Gwerins vier Söhne blieben einen ganzen Monat bey ihm. Zwar hätte Mabilatte sie gerne noch länger bey sich behalten, aber der alte Gwerin sprach: Kehrt in eure Länder zurück, die göttliche Vorsehung, als sie euch sie verlieh, legte euch die Pflicht auf, für das Wohl eurer Unterthanen zu wachen; lebt stets einträchtiglich und in gutem Verständniß, niemand wird es wagen, euch etwas zu Leide zu thun, wenn Eintracht euch vereint, und eure Kräfte verdoppelt; dann und wann gönnt mir die Freude, euch umarmen und küssen zu können, und beym heiligen Andreas! bin ich gleich ein grauer Greis, so will ich doch hurtig wieder in

Panzer und Harnisch schlüpfen, wenn ihr meines Beystandes benöthiget seyn solltet. — Bey Endigung dieser Worte nahm er Gerards Schwerd und spaltete einen großen eichenen Block mitten von einander. — Ey Vater, riefen freudig die Söhne, als sie diesen Beweis der Kraft seines Alters sahen, wie stark müßte der Helm und das Schild seyn, das euern Streichen widerstehen sollte!

Gwerins vier Söhne kehrten jeder in sein Land zurück. Arnald, dem Versprechen gemäß, das er seinem Vater gethan, sagte zum jungen Eymar, seinem Sohne: Sohn, es ist nun Zeit, daß du dich in der Welt umsiehst, und an den Hof Carls des Großen ziehst, um dich von ihm zum Ritter schlagen zu lassen. Seine Mutter Fredegunde wollte ihn durch ein seiner Geburt angemessenes Gefolge begleiten lassen, aber Arnald schlug es ab. Der Junker, sagte er, soll es bey seinem ersten Ausflug nicht besser haben, als Vater und Aeltervater es hatten. Als wir beyde den väterlichen Heerd verließen, zogen wir unsere Straße wie simpele fahrende Ritter. Ich will, daß mein Sohn es eben so machen, und sich selbst seine Sporen verdienen soll, denn nichts lehrt besser mit Menschen umgehen,

hen, als wenn man damit anfängt, ihrer nöthig zu haben.

Eymar machte sich also blos mit einem einzigen Knappen auf den Weg, und begab sich nach Arnalds Vorschrift nach Vienne, um seinen Onkel Gerard zu besuchen. Dieser, der von der Ankunft seines Neffen benachrichtigt war, wollte ihn auf die Probe stellen, ob er auch nicht von der Art lasse, und einen Schimpf so wenig erdulde, als ihn je einer aus Gwerins Blut erduldet hatte. Er befahl, wenn er vor der Pforte des Pallastes erscheine, so solle man ihm den Eingang verweigern, und ihm hurtig Nachricht geben, wie er sich dabey benehme. Eymar, als er den andern Morgen vor der Pforte ankam, und sie verschlossen fand, klopfte hart mit dem Knopf seines Schwerdts an. Zurück! rief ihm ein Pförtner durch ein kleines Gitterfensterchen zu; Harfenierer und Minnesänger werden hier nicht zugelassen, wenn sie ungerufen kommen. — Für wen hältst du mich, antwortete Eymar? — für einen Landläufer, erwiederte der Pförtner, und mache daß du fortkommst, oder — Mehr bedurfte es nicht, um den aufbrausenden Eymar in Wuth zu setzen. Als er eine eiserne

schwere Queerstange, die man zum Sperren der Thore braucht, in der Nähe liegend erblickte, ergriff er sie, brach die Pforte auf, und wollte über den Pförtner herfallen; aber er wurde durch seinen Onkel Gerard zurückgehalten, der ihn in seine Arme schloß. Ich finde mich in dir wieder, lieber Vetter sagte er zu ihm, komm in meine Arme und bleibe immer so. — Diese Ermahnung gefiel außerordentlich dem, welchem sie unter allen Menschen auf der Welt gerade am unnöthigsten war.

Eymar brachte einige Tage bey seinem Onkel zu, und bestieg dann wieder sein einziges Pferd, um sich nach Paris zu begeben, wo Carl damahls sein Hoflager hielt. Diese Stadt war um diese Zeit nicht sehr groß, und man kennt noch ihre ehemahligen Grenzen, aber sie war so mit Fremden angefüllt, daß Eymar keine Herberge fand, wo man ihn aufnehmen wollte. Er ertrug anfangs mit ziemlicher Gelassenheit die Weigerungen und Entschuldigungen der ersten Wirthe; aber als einer von ihnen groß darauf that, einen dicken Abt aus Deutschland zu beherbergen, welcher die Lehn beym Kaiser empfangen sollte, und den jungen Ritter grob abwies, ergriff Eymar den Wirth beym

Kragen, führte ihn in den Stall, und zwang ihn, die Pferde des hochwürdigen Herrn auf den Hof zu thun, um seinem einzigen Platz zu machen. Die zahlreiche Dienerschaft des Abts wollte Widerstand leisten, aber der junge Ritter gab ihnen eine nachdrückliche Lection, um, wie er sagte, den Dienern der Mönche zu lehren, wie man Rittern begegnen müsse. Der Abt, der in einem Zimmer des Wirthshauses beschäftigt war, mit dem Procurator seiner Abtey vom besten Burgunder zu zechen, schaute in den Hof, was das für ein Lärm sey, und rief aus seinem Fenster dem jungen Eymar zu, daß er ihn in Kirchenbann thue. Arnalds Sohn bekümmerte sich wenig darum; aber was dem Abt besser zu statten kam, war sein Entschluß, seinen Procurator durch eine Hinterthüre nach dem Pallast Carls des Großen zu schicken, um ihn zu bitten, Befehl zu geben, daß dem Unfuge des jungen Ritters gesteuert werde. Da die Bitte des Abts ganz der Erhaltung der guten Ordnung gemäß war, so schickte der Kaiser gleich einige Huißiers ab, welche den jungen Unruhstifter vor ihn fordern mußten. Junger Mann, redete ihn Carl im Ton des Unwillens an, mit welchem Fug und Recht ver-

greifst du dich an den Leuten dieses Abts? — Mit dem Recht, erwiederte Eymar, welches mir mein Stand als Ritter über die Mönche und die ganze Pfafferey einräumt; sie mögen den ersten Platz und den Vorrang in der Kirche behaupten, das räume ich ihnen gerne ein, und an diesem heiligen Orte bin ich ihnen alle Reverenz und Ehrerbietung schuldig, aber anderswo gebührt mir der Vorzug, und wenn ich mich nicht an ihren geweyhten Personen vergreife, so kann ich doch wenigstens ihre Pferde aus dem Stall jagen, und ihren Grobianen von Dienern Mores lehren. — Bey meinem Bart! rief Carl, nur ein Abkömmling von Gwerin von Monglave kann die Kühnheit haben, eine solche Antwort zu geben. — Auch bin ich ein Abkömmling des Gwerins, sprach Eymar, ihr seht den Sohn Arnalds von Aquitanien vor euch, der bereit ist, euch zu dienen oder euch zu bekämpfen, nachdem ihr es mit ihm machen werdet. — In Wahrheit, war Carls Antwort, wenn ich nun unter beyden zu wählen habe, so bleibt meine Wahl nicht lange unentschieden; ich liebe Gwerin und sein braves Geschlecht zu sehr, um dich nicht in meine Dienste zu nehmen und an meinem Hofe zu behalten, indem

ich dich meiner Gewogenheit versichere. — Bey dieser gütigen Antwort warf sich Arnalds Sohn dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufhob, und sich mit dem lebhaftesten Antheil nach dem Befinden seiner Eltern und Verwandten erkundigte; auch führte er ihn selbst zur Kaiserinn, um ihn derselben vorzustellen. Die Kaiserinn, die in ihm die Schönheit und Anmuth seines Onkels Gerard wieder fand, empfieng ihn auf das gnädigste und zuvorkommendste.

Carl war eben im Begriff einen Kriegszug gegen die Sachsen vorzunehmen, der junge Ritter sollte ihn sogleich begleiten, aber die Kaiserinn drang darauf, daß er zurückbleiben sollte, und stellte Carln vor, da er die Blume der Ritterschaft mit sich nehme, müsse doch jemand zurückbleiben, der sie in seiner Abwesenheit vertheidigen könne. Eymar blieb also. Er gieng täglich nach dem Pallast, und genoß dort die gütigste und ausgezeichneteste Aufnahme. Einsmahls, als er bey der Kaiserinn mit dem übrigen Hofstaat war, that diese Prinzessinn lächelnd die Frage an ihn, ob er sich gegen sie so betragen haben würde, wie sein Onkel Gerard? Zu gleicher Zeit erzählte sie, jedoch mit manchen ihrer Eigenliebe günstigen Wendungen, wie wenig

Gerard sich habe angelegen seyn lassen, ihr den Hof zu machen. Dafür, fuhr sie fort, habe ich mich auch gerächt, als er von Carln die Lehn empfieng. Und nun erzählte sie der Länge nach, und mit Umständen, die dem jungen Ritter äußerst mißfällig seyn mußten, wie sie ihm ihren Fuß unter die Nase gehalten habe. Eymar hielt anfangs an sich, so sehr ihm auch der ganze Vorfall schimpflich für die Ehre seiner Familie schien, aber zuletzt übermeisterte ihn der Zorn. Die Kaiserinn saß in der Mitte des Kreises auf einem erhabenen Sitze, und er ihr gerade gegenüber. Indem sie ihren Fuß zeigte, und ihn weit vorstreckte, um es recht deutlich zu machen, wie sie Gerards Nase damit begrüßt habe, ergriff ihn der zornige junge Ritter, hob ihn hoch in die Höhe, und machte, daß die Kaiserinn von ihrem Sitze rücklings und in einer Stellung herabfiel, die für Se. Majestät höchst unanständig war. Ihre Hoffräulein erhoben ein gräßliches Geschrey, und alle übrige Damen machten das Echo. Ein alter Ritter, der durch sein Hofamt und sein Alter ehrwürdig war, stellte sich zwischen die Kaiserinn und den Jüngling, um sie für weiteren Beleidigungen zu schützen. Hierauf wollte er sein Schwerdt zie-

hen; allein ehe er es noch aus der Scheide brachte, war Eymar schon weit weg. Er hatte sich durch das Gedränge Platz gemacht, war nach dem Stall gelaufen, hatte sich auf das erste beste Pferd geworfen, und Paris unverzüglich verlassen. Er nahm seinen Weg nach Vienne, um seinem Onkel Gerard zu berichten, was vorgefallen war. Man kann denken, wie zärtlich der Onkel einen Vetter empfieng, der ihm in allen Stücken so ähnlich war, und ihn mit so viel Verwegenheit für einen Schimpf gerächet hatte, der ihm noch immer tief im Herzen wurmte, ob er gleich bisher aus Klugheit davon geschwiegen hatte. Unterdessen kannte er zu gut das stolze und rachsüchtige Gemüth der Kaiserinn, um die Folgen dieses Auftritts nicht vorherzusehen. Er fertigte sogleich Eilboten an seinen Vater und seine Brüder ab, und ließ ihnen vorstellen, daß dieses eine Familiensache sey, die sie alle angehe. Rinald, als der nächste, machte sich sogleich mit seinem Sohn Olivier auf nach Vienne; die beyden andern Brüder ließen sich gleichfalls bereitwillig finden, ihrem Bruder Beystand zu leisten, aber der alte Gwerin, den das Alter klüger und kälter gemacht hatte, sagte zu dem Boten seines Sohnes:

es sind Jugendstreiche, wäre es mir begegnet, und ich wäre in Gerards oder Eymar's Alter gewesen, so würde ich ohne Groll und von ganzem Herzen den Fuß der Kaiserinn geküßt haben, denn man sagt, er sey klein und hübsch und trage die niedlichste Gestalt, die je eine Dame geschmückt. Ich wünsche nichts mehr, als daß diese ganze Sache gütlich beygelegt werden mag. Aber ich schwöre bey dem heiligen Andreas, wenn Carl sich darein mischt und es ernstlich nimmt, so vertheidige ich meine Kinder, und er soll sehen, daß das Schwerdt des alten Gwerin wohl so viel werth ist, als sein gutes Schwerdt Joyeuse, und daß der Hebebaum meines Freundes Robastre die Durondal seines Rolands aufwiegt.

Carl der Große hätte auch wirklich besser gethan, diese Fehde in Güte schlichten zu suchen, aber er war stolz auf den Sieg, den er an den Ufern der Elbe erfochten, die Thränen der Königinn hatten ihn heftig bewegt, und das Zureden einiger Ritter, die sie auf ihre Seite gebracht, erhitzten ihn noch mehr, blutige Rache für den Schimpf zu nehmen. Er brach an der Spitze einer mächtigen Armee auf, und nachdem er über die Rhone gegangen, belagerte er Vienne, und schwur, nicht eher

von dannen zu gehen, bis er die Stadt eingenommen, und sich auf eine glänzende Weise gerächt. Roland und die andern berühmten Pairs von Frankreich hatten Carln auf diesem Zuge begleitet, aber die Ankunft des Milo und Arnald, welche **Carls** Linien durchbrachen, und sich mit einer ansehnlichen Verstärkung in den Platz warfen, machte die Belagerung eben so langwierig als mörderisch. Zwey Jahre lang war der Vortheil auf beyden Seiten gleich. Die vier Brüder und ihre Söhne thaten fast täglich Ausfälle, um die Werke der Belagerer zu zerstören. Bey diesen Ausfällen kam Roland sehr oft mit Gerards Neffen ins Handgemenge, die sich unter den Augen ihrer Väter und Oheime auszuzeichnen suchten. Sonderlich zeigte Olivier schon damahls, daß in ihm ein zweyter Roland aufwachse. Dieser junge Held kämpfte nicht allein unter den Augen seines Vaters, sondern auch seiner Mutter Oliva, die in dieser Familienfehde ihren Gemahl begleitet, und auch ihre Tochter, die junge und liebenswürdige Belande mit sich genommen hatte. Dieses schöne Fräulein aus einem Heldengeschlechte, verrieth auch die kriegerischen Neigungen ihres Stammes. Sie ritt eben

so vortreflich, und führte den Wurfspieß und das Schwerdt mit eben so vieler Geschicklichkeit und Leichtigkeit, als sie anmuthig tanzte, und sich gut auf die gewöhnlichen Arbeiten ihres Geschlechts verstand. Wenn sie dem Olivier geholfen, seine Rüstung anzulegen, bedeckte sie sich zuweilen selbst mit glänzenden Waffen, stieg zu Pferde und folgte ihrem Bruder, zwar ein wenig von ferne, doch immer nahe genug, um ihm beystehen zu können, wenn er verwundet werden sollte, denn sie besaß, wie damahls alle Schwestern und Töchter von Rittern, das Talent, die Wunden geschickt zu verbinden und zu behandeln.

Nach einem blutigen Gefechte wurde ein viertägiger Waffenstillestand zwischen den Belagerern und Belagerten geschlossen, um die Todten wegzuschaffen und für die Verwundeten Sorge tragen zu können. Dergleichen Waffenstilleständе wurden pünktlich gehalten, und so lange sie dauerten, hörten alle Erbitterungen und Feindseligkeiten zwischen den beyden Partheyen auf. Die Ritter giengen frey aus einem Lager in das andere, und bey einer von diesen Gelegenheiten war es, wo auch Belande, die immer sehr viel von dem wackern Roland

gehört hatte, gegen ihren Bruder ein großes Verlangen äußerte, **Carls des Großen** Lager zu sehen. **Olivier** und sein Vetter **Eymar** wirkten bey **Oliva** die Erlaubniß aus, ihr dieses Vergnügen machen zu dürfen, sie setzten sich alle drey zu Pferde, und kamen bis zu den Vorwachen, wo **Ogier** der Däne und **Roland** eben visitirten. Die beyden Palatine **Carls des Großen** wurden von der Schönheit des jungen Fräuleins betreten, welches die beyden feindlichen Ritter begleitete, und näherten sich ihnen auf das ehrerbietigste. **Roland** vergaß mit einemmahle den Gram, der an seinem Herzen über die unglückliche Liebe für **Angelika** nagte, und fühlte sein Herz von einer neuen Leidenschaft verwundet. Das edle und sittsame Wesen der Schwester **Oliviers** dünkte ihm tausendmahl reizender, als das koquette und studierte Betragen **Angelika's**, um sein Herz zu gewinnen. Er wagte es noch nicht, das Fräulein selbst anzureden, sondern wendete sich nur in den schmeichelhaftesten Ausdrücken an **Olivier**. Ritter, sagte er, ihr waret mir schon furchtbar genug in dem Kampfe, aber jetzt werde ich mich noch mehr scheuen, auf euch zu treffen, und die Reize eurer schönen Begleiterinn

werden mir dann vor Augen schweben, und mein Arm wird das Schwerdt sinken lassen. — Olivier lächelte und antwortete: ich wünsche nichts mehr, als daß meine Schwester so viel Eindruck auf euch machen möchte, daß sie nicht mehr den Feind in dem Bruder sehe, der nur euer Bewunderer ist. Warum zwingt uns die traurige Fehde unserer Oheime gegen einen Helden zu streiten, dessen Waffengefährte zu seyn ich mich allzu glücklich schätzen würde. — Ogier nahm nun das Wort. Ich weiß mich mehrerer Beyspiele zu erinnern, sagte er, wo dergleichen schreckliche Familienfehden durch glückliche Heyrathen geschlichtet worden sind. — Lieber Freund, rief Roland, und fiel Ogier um den Hals, welch ein Lichtstrahl geht in meiner Seele auf! O wackerer Ogier, wer kann besser als du, Carln sein wahres Interesse ans Herz legen? wer kann besser als du, ihm vorstellen, wie schädlich und nachtheilig dieser Krieg für die Religion und für Frankreich ist; die Saracenen sind noch nicht ganz aus unsern südlichen Provinzen verdrängt, und der König Marcillo im Besitz von Spanien, macht sich fertig, über die Pyrenäen zu dringen, um uns anzugreifen. Wären wir einträchtig, so würden

wir stark genug seyn, ihn aus Europa zu jagen, und ihn zu zwingen, wieder nach Afrika zurückzukehren.

Ogier gab dem Roland sein Wort, allen seinen Credit bey dem Kaiser aufzubieten, um ihn von diesem Kriege abzubringen. Carls Neffe wendete sich hierauf an Belanden: Fräulein, sagte er, dieser Tag muß über mein Schicksal entscheiden. Noch wage ich es nicht, euch zu bitten, mich zu euerm Ritter anzunehmen, aber mein ganzes künftiges Leben soll euch beweisen, daß ihr nie einen unterthänigeren und treuern haben könnt. — Belande konnte unmöglich unempfindlich gegen die Huldigung des ersten Ritters der Welt bleiben. Herr Ritter, antwortete sie ihm, jede Prinzessinn auf der Welt würde es sich zur Ehre schätzen, euch zu ihrem Ritter zu haben, und die Gesinnungen meines Bruders für euch müssen euch ein sicherer Bürge seyn, daß alles, woraus meine Familie besteht, nichts mehr, als eure Freundschaft wünscht. —

Mit diesen Worten schieden sie mit neuen Beweisen von Achtung und Liebe von einander. Ogier der Däne und Roland wünschten es aufrichtig,

Carl den Großen zum Frieden zu bewegen, aber sie verzweifelten daran, als sie erfuhren, daß die Kaiserinn mit einem Succurs von 40000 Mann bey dem Heere ihres Gemahls angelangt sey, um die große Unternehmung, in die er sich nur ihr zu Liebe eingelassen, zu Ende zu bringen. Gwerin hingegen, als er erfuhr, daß seine Kinder sehr im Gedränge wären, war ebenfalls von Monglave mit seinem Freunde Robastre und 4000 Speerreutern aufgebrochen, hatte sich durchgeschlagen, und sich den Tag nach dem Waffenstillestande in Vienne geworfen. Carl, der stolz auf die erhaltene Verstärkung war, that einen neuen Angriff. Robastre brachte in einem Ausfalle mit seinem Hebebaume einige Truppen des Kaisers in Unordnung, der Kaiser ließ andere zu ihrer Unterstützung anrücken, und Gwerin kam dem Robastre zu Hülfe, daraus entstand ein neues wüthendes Gefecht, worinnen die Anzahl der Todten und Verwundeten auf beyden Seiten so groß war, daß ein neuer Waffenstillestand zu ihrer Verpflegung und Beerdigung erfodert wurde. Ogier nutzte wieder diese Zeit zu neuen Versuchen, den Frieden herzustellen, endlich gelang es ihm, dem Kaiser das Verspre-

chen zu entlocken, daß er bereit seyn wolle, Gwerin und seinem Sohne den Frieden zu bewilligen, sobald sie nur den geringsten Schritt thäten, um sich ihn zu verschaffen. Ogier gab dem Gwerin davon Nachricht. Dieser faßte auf der Stelle seinen Entschluß, und schickte durch einen Herold dem Carl folgenden Brief zu, der ihn in Gegenwart seiner ganzen Ritterschaft laut vorlesen ließ.

„Sire! Ihr seyd ein größerer Herr, als Gwe„rin, aber er kommt euch an Muth und Adel der „Seele gleich; ihr habt euch auch selbst ihm gleich „gesetzt, als ihr euer Königreich auf einem Schach„brette gegen ihn im Spiel wagtet. Aber ich er„innere mich, daß meine Hände in den eurigen wa„ren, und deßwegen wage ich es nicht, euch vor„zuschlagen, unsern Familienstreit durch einen ein„zigen Kampf zwischen uns beyden zu entscheiden. „Da es aber täglich nothwendiger wird, an Endi„gung eines Krieges zu denken, wo so viel christli„ches und französisches Blut auf beyden Seiten „fließt, so ersuche ich euch, einen von euern Rit„tern zu ernennen, der sich im Zweykampfe mit „einem von den meinigen messe, wobey die Bedin„gung dieses Kampfes seyn soll, daß ich euch die

„Stadt Vienne überliefere, wenn euer Ritter „Sieger ist, und daß hingegen ihr mit euerm Heere „abzieht, und die Belagerung aufhebt, wenn der „Sieg sich für meinen Kämpfer erklärt.“

Der Erzbischoff Turpin unterstützte diesen Vorschlag sehr, um die weitere Vergießung von Christenblut zu verhindern. Richard von der Normandie, Salomon von Bretagne, Ogier und Roland erboten sich alle, der Kämpfer des Kaisers zu seyn. Aber Carl wollte, daß das Loos entscheiden sollte; man that ihre Nahmen in einen Helm, und der erste, der gezogen wurde, war Rolands Nahme. Dieses glückliche Ohngefehr konnte nicht anders als allgemeinen Beyfall finden. Carl antwortete dem Gwerin: er sey den Vorschlag zufrieden, und habe die Entscheidung ihres Streites dem Arme eines seiner Ritter übertragen, er möge also nur die Stunde und den Ort bestimmen, wo sich die beyden Kämpfer einander treffen sollten. Alle Verwandte Gwerins wetteiferten nun ebenfalls um die Ehre, dieser Kämpfer zu seyn. Man überließ die Entscheidung gleichfalls dem Loose, und es erklärte sich für Olivier. Nachdem Herolde von beyden Seiten die vollendete Wahl der beyden kämpfenden

pfenden Ritter verkündet, wurde zum Orte des Zweykampfes eine Insel erkohren, die mitten in der Rhone, und der Stadt fast gerade gegenüber lag. Es wurde von beyden Theilen beschlossen, daß den andern Morgen die beyden Ritter jeder in einer Barke dahin gebracht, und daselbst allein gelassen werden sollten, um ohne Beystände und Mitkämpfer im Angesichte des belagernden Heeres und der belagerten Stadt ihren Streit auszufechten. Alles geschahe dieser Anordnung gemäß. Kaum waren die beyden Ritter alleine gelassen, so rannten sie gegeneinander, und mit solcher Gewalt, daß ihre Lanzen bis an den Griff zersplitterten, und die Stirnen ihrer Streitrosse mit solcher Macht sich trafen, daß sie zur Erde stürzten und sich in dem Staube wälzten. Die beyden Ritter sprangen schnell von ihrem Falle auf, zogen ihre Schwerdter, und griffen sich mit gleicher Wuth an. So viele Geschicklichkeit und Stärke auch beyde anwendeten, so dauerte der Kampf doch schon zwey Stunden, ohne daß die Zuschauer bemerken konnten, daß ein Theil dem andern einen Vortheil abgewinne. Olivier und Roland, die beyde gleich sehr über den Widerstand verwundert

waren, den jeder von ihnen in seinem Gegner antraf, und die sich einander nicht kannten, weil die Visiere ihrer Helme herabgelassen waren, verdoppelten die Heftigkeit und Schnelligkeit ihrer Streiche, doch ohne sich verwunden zu können. Doch endlich warfen sie ihre Schwerdter weg, faßten jeder seinen Widersacher, und ihr Kampf wurde ein Ringen. In einem Augenblicke, wo Roland ein wenig seinen Feind vom Boden emporhob, fiel Olivier's Helm, und Roland erkannte die Züge des Bruders Belandens, oder vielmehr die Züge der Schönheit selbst, die er anbetete. Bey diesem Anblicke war er nicht mehr Herr seiner selbst. Er band seinen Helm los, umfaßte Olivier nun mit Zärtlichkeit, sie gaben sich die Hand, schwuren sich Waffenbrüderschaft, und gelobten sich, den Ritter auf Tod und Leben herauszufodern, der es wagen würde, ihnen den geringsten Vorwurf über den friedlichen Ausgang dieses Zweykampfes zu machen. Carl, der dem Kampfe von einem Hügel zusah, hatte mehr als einmal für das Leben seines Neffen Roland gezittert; er war also gar nicht mißvergnügt, als er sie sich umarmen und versöhnen sah: aber wer kann die Empfindung der liebenswürdigen

Belande ausdrücken, als sie von der Höhe eines Thurmes des Walls den Roland erblickte, wie er ihrem Bruder um den Hals fiel, und ihm die Hand reichte. Ach Roland, rief sie in Gegenwart ihres Großvaters und ihrer Eltern aus, ach Roland, was du jezt thust, versichert dir mein Herz auf ewig, und ich gelobe, mich Gott in einem Kloster zu weihen, wenn ich nicht die deinige werden kann! — Kind, sagte der alte Gwerin, ich billige, was du da sagst, denn der Palatin ist deiner und meiner werth. — Belande fühlte die Unvorsichtigkeit ihrer Rede, und bat ihre Eltern um Verzeihung, aber ihr Vater und ihre Mutter, die wie sie für Olivier seit dem Anfange des Kampfes gezittert hatten, drückten ihre Tochter an ihre Brust, und gelobten ihr, sie solle nie einen andern Gemahl haben, als diesen, der den Olivier so brüderlich behandele. Die beyden Ritter hatten sich unterdessen wechselsweise die Helme angeschnallt, fuhren in einer Barke über die Rhone in Gegenwart der beyden Armeen, und umarmten sich noch einmal am Ufer. Die französischen Palatine giengen dem Roland entgegen, und Ogier nahm das Wort: Ich würde es gemacht haben, wie du,

mein Freund, sagte dieser wackere Ritter, und wer sich erfrecht zu sagen, du habest nicht gethan, was dein biederes und rechtschaffenes Herz dir geboten, der hats in seinen Hals gelogen. — Ogier stand in einem so großen Rufe, daß alle französische Palatine seiner Meynung beypflichteten.

Die Königinn allein war mißvergnügt, und glaubte sich nicht hinlänglich gerächt. Sie beschwerte sich bey Carln darüber, der den Roland sehr kalt empfieng; aber dieser, der keiner Verstellung fähig war, antwortete ihm mit edlen Stolz: Sire! gebt mir einen Feind, den ich ohne Gewissensbisse bekämpfen kann, aber keine Christen, unsere Landsleute und Freunde. — Ogier und der Herzog Naymes gaben dem Roland vollkommen Recht, und stellten dem Kaiser vor, die Saracenen hielten noch verschiedene Plätze in Frankreich besetzt, sie wären noch Meister von Perpignan und Narbonne, von da sie unter dem Schutze der Wälder bis an die Rhone streiften, kurz, sie wirkten endlich bey Carl aus, daß er mit den Belagerten einen neuen Waffenstillestand von vierzehn Tagen eingieng, während welchen am Frieden gearbeitet werden sollte. Die Ritter von beyden Thei-

len fiengen nun von neuem an, sich einander zu besuchen, und alle Fehde unterblieb.

Der Kaiser liebte außerordentlich die Jagd, und wendete jeden Augenblick an, der ihm frey blieb, um dieses Vergnügen zu genießen, er wollte auch die Zeit des Waffenstillestandes dazu nützen, und weil die Gegend seines Lagers schon ganz von Wildpret entvölkert war, so suchte er es bis in den Waldungen von **Nieder-Vivarais** und von **Gévaudan** auf. Die Saracenen, die davon benachrichtiget wurden, machten einen Anschlag, um dem Kaiser seine Unbesonnenheit theuer bezahlen zu lassen. Ein Admiral, oder besser Emir, legte sich an der Spitze von 600 wohlberittenen und bewaffneten Arabern in einem Gehölze in den Hinterhalt, wo er wußte, daß der Kaiser jagen würde, in Hoffnung, ihn, oder einen andern Vornehmen seines Hofes, zu fangen, und ein starkes Lösungsgeld zu gewinnen. Ein Trupp dieses Haufens stieß auch wirklich auf den Kaiser, der kein starkes Gefolge bey sich hatte, umringte ihn, tödtete sein Pferd und führte ihn mit sich fort; zum Glück erkannte ein junger Page die Moslems an ihren Turbans; er eilte sogleich zurück, und suchte Hülfe für den

Kaiser. Die ersten christlichen Ritter, die er antraf, waren der alte Gwerin und sein Freund Robastre. Sie setzten auf diese Zeitung sogleich den Saracenen nach, nachdem sie einen Eilboten abgesendet, um die jüngeren Ritter von Vienne zu benachrichtigen. Der alte Herzog und der Riese Einsiedler holten einen Saracenenhaufen ein, und machten alle nieder, kaum ließen sie dem letzten noch so viel Zeit, ihnen den Weg anzuzeigen, welchen die übrigen mit dem Kaiser genommen hatten. Gwerin, zu welchen unterdessen seine Kinder und Enkel gestoßen waren, verfolgte diesen Haufen eben so hitzig. Olivier, einer der eifrigsten und stärksten, hieb dem Emir, dem Anführer der Ungläubigen, den Kopf ab, und nicht ein Mann blieb von allen Saracenen am Leben. Die Ritter von Vienne brachten Carln im Triumph in ihre Stadt zurück, er begab sich mit ihnen nach dem Dom, um Gott zu danken, und schloß darauf zur Bezeugung seiner Erkenntlichkeit mit Gwerin und seinem ganzen Geschlechte ein ewiges Friedens- Schutz- und Trutz-Bündniß.

Robastre glaubte sein Ritterleben nicht schöner als durch diese letzte That endigen zu können; er

hieng also in der Kirche, als ein ex voto seinen Hebebaum auf, den man noch in dem Schatz des Doms zu Vienne vorzeigt, und begab sich zu seiner Einsiedlerklause zurück. Kaum hatte die Kaiserinn die Nachricht von der Gefahr vernommen, welcher ihr Gemahl der Kaiser ausgesetzt gewesen, und daß er seine Rettung allein der Familie der Gwerins zu verdanken habe, so gieng auf einmahl in ihrem Herzen eine gänzliche Veränderung vor. Sie eilte nach Vienne, und nachdem sie Carln umarmt, verlangte sie den Gerard und seinen Sohn Eymar zu sprechen. Edler Fürst, und ihr, junger Ritter, redete sie solche an, unser Zwist hat leider nur zu lange gedauert, ich bitte euch, ihn zu verzeihen und zu vergessen; ich gebe meinen Fuß, der Schuld an dieser ganzen Fehde ist, eurer Rache Preis. — Unserer Rache, sagte Gerard, indem er vor ihr niederkniete, ist diese — mit diesen Worten küßte er ihr ehrerbietig den Fuß, der Schuld an diesem langen Hader gewesen war. Sein Sohn Eymar that ein gleiches, und fand den Fuß sogar so klein und niedlich, daß er sein Bewunderer wurde, und sich in der Folge feyerlich zu seinem Ritter widmete. Carl der Große hatte von dem Augenblick an keine

getreuern und ergebenern Pairs und Palatine an seinem Hofe, als Gwerin und seine Kinder. Die ganze jetzt vereinigte französische Ritterschaft machte nun gemeinschaftliche Sache, die Saracenen vom französischen Boden und bis nach Spanien zurückzutreiben. Es gelang ihr auch in einem einzigen Feldzuge. Aber ein neuer Zug gegen die Sachsen und ein zweyter nach Welschland hielten die Ritterschaft ab, auch selbst in Spanien die Saracenen aufzusuchen. Carl hatte unterdessen ein Gelübde gethan, mit seinen zwölf Pairs eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen, und trat auch die Reise nach dem gelobten Lande, nicht als ein großer siegender Fürst, sondern als ein frommer, über die Sünden seiner menschlichen Schwachheit leidtragender christlicher Pilgrim an.

Carl der Große und seine zwölf Pairs, unter welchen sich der furchtbare Roland, der wackere und liebenswürdige Olivier von Genua, der ehrwürdige Erzbischof Turpin, der gute Bayerfürst Naymes, Richard von der Normandie und der erlauchte Ogier der Däne befanden, schifften sich in Begleitung einer kleinen Anzahl treuer Knappen, ohne Waffen und Heeresmacht nach Jerusalem ein.

Sie landeten glücklich im Hafen Joppe, und reisten nach der heiligen Stadt ab. Der Patriarch, ohne in ihnen etwas anderes als bloße französische Pilgrimme zu vermuthen, die eine glückliche Physiognomie mit einem edeln Anstand verbanden, nahm sie freundlich auf, und erleichterte ihnen ihre Andachtsübungen auf alle Weise. Sie brachten neun Tage damit zu, und während dieser Zeit wurde der Patriarch, der ein heiliger Mann war, über der heiligen Kirche einen Stern gewahr, wie der, welcher zu Bethlehem den drey Weisen aus Morgenland erschien. Er argwöhnte nun mit Recht, es möchten unter den Pilgrimmen, die sich zu Jerusalem befanden, Personen von hohem Stande und großer Wichtigkeit verborgen seyn, und als er sich erkundigt, entdeckten sie ihm auch, wer sie wären. Der Patriarch erzeigte nun Carl dem Großen alle Achtung und Ehrerbietung, die ihm gebührt, und begegnete auch den Pairs von Frankreich mit der größten Auszeichnung. Er beschenkte sie mit den kostbarsten Reliquien, und von dieser Epoche schreiben sich in Europa das heilige Schweißtuch, die Schüssel, von welcher unser Heiland beym Abendmahl aß, sein Rock ohne Naht und

mehrere schätzbare Reliquien her, welche in den verschiedenen christlichen Kirchen zur Verehrung der Gläubigen aufbewahrt werden. Die erlauchten Pilgrimme schickten sich nun zu ihrer Abreise an. Allein der Patriarch gab dem Kaiser zu verstehen, daß, da sein Incognito nunmehr verrathen worden, er sich mit Anstand nicht entbrechen könne, dem Könige von Mesopotamien einen Besuch zu machen, unter dessen Bothmäßigkeit die Stadt Jerusalem stehe. Zugleich versicherte er ihm, er würde von diesem Könige sehr anständig und freundschaftlich empfangen werden. Carl der Große und seine Pairs entschlossen sich zu diesem Besuch. Sie begaben sich nach den mesopotamischen Ebenen, und waren eben so verwundert als vergnügt, den Monarchen mit seinem ganzen Hofstaate, unter Zelter gelagert und von fruchtbaren Gefilden umgeben, anzutreffen, die er selbst mit den Vornehmen seines Hofs baute. Zahlreiche Heerden weideten auf den Triften, unter der eigenen Wartung und Pflege des Königs und seiner Großen, die in allen Stücken das Beyspiel der Patriarchen Chaldäens und der Hirtenkönige des alten Egyptens nachahmten. Die französischen Ritter, die in einem kriegerischen Geiste

erzogen, und gewöhnt waren, den Feldbau zu verachten, lernten hier zum erstenmahl einsehen, daß diese nützliche Kunst die erste und ehrwürdigste des Menschengeschlechts sey. Sie ließen sich zu dem königlichen Zelte führen, und wurden auf das schmeichelhafteste empfangen. Hugo, so nannte sich der König, ließ ihnen durch seine Dolmetscher sagen, er würde sie diesen Abend noch im Lager und auf ländliche Art bewirthen; aber den andern Morgen bäte er sie, ihn nach einem prächtigen Pallaste zu begleiten, den er in der benachbarten Stadt habe bauen lassen. Dies geschah, und sie speisten in diesem Pallast mit den beyden Sultaninnen, Hugo's Gemahlinnen, denn er war ein Muhamedaner, übrigens aber ein guter und kluger Regent, der die Christen nicht plagte, und sie in ihrem Gottesdienste nicht störte. Mit diesen beyden Sultaninnen und einigen andern Kebsweibern hatte er jedoch nur ein einziges Kind, die Prinzessinn Jacqueline erzeugt. Sie zählte kaum funfzehn oder sechszehn Jahre, als man ihr die französischen Palatine vorstellte. Sie war schön und blühend, ein wenig bräunlich von Farbe; sie hatte schwarze Haare, feurige Augen und sehr lebhafte Farbe;

sie war ziemlich groß von Wuchs und verhältniß-mäßig stark. Sie liebte ihre Eltern sehr, verrieth ein gutes Herz, aber wenig Verstand, und war im eigentlichen Wortsinn ein gutes Kind, das ein-mahl eine gute Ehehälfte zu werden versprach.

Den ersten Tag nach ihrer Ankunft in der Stadt speisten der Kaiser und seine Pairs mit dem König Hugo und seiner Familie auch zu Abend, weil aber der kommende Tag ein Freytag war, so baten sie um Erlaubniß, an diesem Tage allein speisen zu dürfen, weil die Gesetze ihrer Religion ihnen nicht erlaube, an diesem Tage von andern Gerichten zu genießen, als welche die Kirche vorgeschrieben habe. Der gute König in Mesopotamien war es ganz zufrieden, und befahl, man solle ihnen nach ihrer Weise kochen, und den besten Wein aus sei-nem Keller geben; allein zugleich ließ er in einer Ecke des großen und schönen Saals, wo sie tafelten, einen Dolmetscher sich verstecken, der ihm alle die Gespräche wieder erzählen könnte, die sie führen würden, wenn sie sich allein und ohne Zeugen glaubten und der Freyheit der Tafel überließen. So ein guter Mann Hugo war, so plagte ihn doch die Neugier, zu wissen, was diese Fremdlinge von

ihm dächten, und was sie eigentlich im Sinne haben möchten, daß sie ihre Heimath verlassen, um in ein so fernes Land zu kommen. Die List gelang. Die Gäste, nachdem sie wie Helden und Pilgrimme geschmaust und getrunken hatten, wurden endlich so guter Laune, daß diese ganze erlauchte französische Ritterschaft sich das Vergnügen erlaubte, das die alte französische Sprache durch das Wort gab ausdrückte, und für das die neuere das Wort gascognade erfand.

O verehrungswürdige und liebe Einfalt unserer Vorfahren! Was wir eben erzählen wollen, ist eine von den Stellen, welche unsere Urурväter und unsere Urmütter vor drey hundert Jahren mit dem meisten Vergnügen lasen. Ihnen waren **Carls des Großen** und seiner Palatine Aufschneidereyen, witzige und sinnreiche Späße, die sie bewunderten, und noch mehr erstaunten sie über die Art und Weise, wie sie solche zu erfüllen wußten, als man sie beym Wort nahm. Aber wir, wir werden gezwungen seyn, einen Schleier über manchen Umstand zu werfen. Die zarten Ohren unsrer Zeitgenossen würden sich höchlich daran ärgern, wenn wir alles ohne diese Vorsicht und getreulich nachschil-

derten. Unser Zeitalter mag lieber errathen, was die Decenz ihm zu nackt vorzubilden verbietet.

Der Gäste waren vierzehn: Carl und seine zwölf Pairs und Olivier. Allein die Geschichte und die alten Romanenschreiber haben uns nur die Aeusserungen der Fröhlichkeit von sieben derselben aufbehalten.

Ich will, sagte Roland, so gewaltig in mein Horn stoßen, daß man es zu Jerusalem hören soll, obgleich diese Stadt viele Tagereisen von hier entfernt liegt.

Der gute Bayerfürst versicherte, daß er zwar alt sey, aber er wolle noch funfzehn Fuß hoch springen, wenn er durch diesen Beweis von seiner Stärke der Religion oder dem Staate, oder dem Monarchen, seinem Lehnsherrn, ein Nutzen fruchten könnte.

Richard ohne Furcht, Herzog von der Normandie behauptete, er wolle allein und mit seinen zwey Händen, wenn er seine zwey eisernen Handschuhe anhabe, dem ganzen Heere des Königs Hugo die Köpfe und Kinnladen einschlagen, so bald sich einer an diesem Hofe einfallen ließe, das geringste zu sagen, was ihm mißfiele.

Ogier der Däne sprach: wenn ich den Pfeiler

packe, (er zeigte zurück auf den, hinter welchem der Laurer saß) so soll der ganze Saal zusammenstürzen, und alle, die in Hugo's Pallast sind, sollen unter seinen Trümmern begraben werden, nur ihr, meine Waffenbrüder, nicht, denn ich will euch vorher durch ein kleines Kopfnicken warnen, daß ihr euch bey Zeiten aus dem Staube macht. (Der Spion wäre beynahe vor Furcht des Todes gewesen, als er den Ogier so sprechen hörte.)

Der ehrwürdige Erzbischof Turpin, dessen Kirchsprengel ganz Champagne begriff, und sich sogar bis zu den herrlichen Weinbergen der Mosel und des Rheins erstreckte, erinnerte sich ihrer in diesem Augenblick. Ihr Herren Ritter, rief er, der Wein hier zu Lande ist zwar ziemlich gut, doch ist er nur Tisane in Vergleichung mit dem Weine, der an den Rebengeländer gekeltert wird, wo ich meine Zehnten erhebe, und da ich von diesem meinem Wein eine ziemliche Anzahl Flaschen leeren kann, ohne daß er mir zu Kopfe steigt; so wollte ich mich anheischig machen, für jede Flasche Champagner, die ich zu Hause trinke, hier ein ganzes Stückfaß von diesem elenden mesopotamer Wasserwein in meinen Magen zu schütten.

Carl der Große wurde selbst von der allgemeinen Lustigkeit angesteckt, und rühmte sich, mit seinem guten Schwerdt Joyeuse die stärksten Krieger des Königs Hugo, und wären sie in dreyfache Panzer gehüllt, so leicht von einander zu spalten, als ob es Rüben wären.

Die Reihe kam nun an Olivier, den jüngsten und galantesten der anwesenden Ritter. Ihr Herren Ritter, sagte er, da es heute jedem unter uns erlaubt ist, frey vom Munde weg zu reden, so gestehe ich offenherzig, ich kenne niemanden hier, für den ich williger wäre, die unerhörtesten Dinge zu unternehmen, als die Prinzessinn Jacqueline. Ich weiß nicht, ob ihr sie mit eben den Augen angesehen habt, wie ich, aber beym St. Görgen! sie macht einem gar wunderliche Gedanken aufsteigend, und könnte ich nur eine einzige Winternacht, die zum Glück ziemlich lang sind, so recht nach Herzenslust mit ihr alleine seyn, so wollte ich ihren Reizen so viele Huldigungen und Opfer zollen, daß eine jede Stunde dieser langen Nacht durch einen neuen Beweis meiner Zärtlichkeit bezeichnet werden, und sie mir selbst den andern Morgen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte —

Man kann leicht denken, daß der Dollmetscher des Königs Hugo nichts sehnlicher wünschte, als die Herren Ritter von Tafel aufstehen zu sehen, damit er seinem Herrn alles haarklein sagen und hinterbringen könnte. Endlich begaben sich die Ritter zu Bette, dessen sie höchst bedürftig waren, und der Beherrscher von Mesopotamien erfuhr nun durch seinen Spion jedes Wort, das im Saal an der Tafel gesagt worden. Der gute König, dem diese Art zu spaßen ganz fremd war, empfand es höchlich übel, daß einer dieser Herren seine ganze Armee mit bloßen Faustschlägen zu Boden werfen, ein anderer allen Wein in seinem Keller austrinken, und ein dritter gar .... Er that einen theuern Schwur, es solle diese unverschämte Fremdlinge gereuen, so ihrer Zunge freyen Lauf gelassen zu haben. Den andern Morgen empfieng er den Kaiser und seine Palatine, als sie ihm die Aufwartung machten, mit einem gar grämlichen Gesichte, und sie wurden gewahr, daß er Truppen versammelte und Maaßregeln traf, ihnen vielleicht einen bösen Streich zu spielen. Ein junger französischer Sklave, der Zeuge von Hugo's Zorn bey Anhörung des Berichts des Spions gewesen war, warn-

te sie sogar auf eine ganz bestimmte Art, die ihnen keinen Zweifel mehr über des Königs Absicht ließ. Sie pflogen einen Augenblick unter sich Rath, was zu thun sey, und Roland und Richard nahmen es auf sich, das Wort zu führen, und thaten es mit einer Kühnheit, als ob jeder von ihnen an der Spitze einer Armee stünde. König von Mesopotamien, redete ihn Roland an, wir hören, daß du böse Absichten gegen unsern Kaiser und uns im Schilde führst, man sagt, du habest es übel genommen, daß wir gestern Abend, nach der Sitte unsers Landes uns damit belustigten, wer am besten aufschneiden könnte. Alles, was wir gesagt haben, war Scherz, und nicht im Ernst gemeynt; willst du aber doch noch länger darüber zürnen, so wisse, daß wir bereit sind, ins Werk zu setzen, wessen wir uns im Spaß gerühmt haben. — Ja, beym St. Görgen, rief Richard, ich habe mich vermessen, deine ganze Armee mit Faustschlägen zu Boden zu schmettern, und ich will den Anfang mit dir machen, in Hoffnung, mit den andern eben so leicht fertig zu werden. —

König Hugo, der nicht wenig verlegen war, ließ den beyden Palatinen nicht Zeit, noch mehr

zu sagen. Ihr Herren Ritter, unterbrach er sie, ich muß freylich bekennen, daß, was ihr Ausbrüche eurer guten Launen nennt, mir eben nicht geschienen haben vom besten Geschmack zu seyn, unterdessen, da es der schlechten Späße mehr als der guten giebt, und da etwas, wozu man sich anheischig macht, nur dann erst Tadel verdient, wenn man es nicht ausführen kann, so schwöre ich bey Muhameds Bart, daß euch kein Leid geschehen soll, und daß ich euch nach eurem Europa mit Ehre und Ruhm zurückkehren lassen will, sobald ihr im Stande seyd, durch die That zu rechtfertigen, wessen ihr euch in Worten gerühmt habt; vermögt ihr aber das nicht, so seht ihr selbst ein, daß nichts billiger ist, als daß ihr meine Gefangenen bleibt, und eure Freyheit durch ein starkes Lösegeld erkauft. — Wir gehen deine Bedingungen ein, riefen Carl und seine Ritter einstimmig! Man stelle uns auf die Probe. Um bey einer Sache von der Wichtigkeit mit der gehörigen Ordnung zu verfahren, wurde ausgemacht, daß das Loos entscheiden möchte, welche von den Gabs oder Gascognaden zuerst sollten realisirt werden. Der Nahme des Bayerfürsten wurde zuerst aus dem verdeckten

Gefäße gezogen. Man fragte ihn, ob er willens wäre, sein Versprechen durch die That zu rechtfertigen? Es ist wahr, gab er zur Antwort, daß ich mich anheischig gemacht habe, meines 120jährigen Alters ohngeachtet, noch 15 Fuß hoch zu springen, aber ich habe ausdrücklich hinzugesetzt, diesen Beweis meiner Stärke nur in dem Falle zu geben, wo meiner Religion oder meinem Kaiser ein Vortheil daraus erwachsen könnte. Da nun dieser Fall hier nicht eintritt, so hoffe ich, daß man auch nicht die Haltung meines Versprechens verlangen werde. — Hugo war anfangs über die Subtilität dieser Entschuldigung ein wenig verwundert, da ihm aber seine Wesire und Kadi's vorstellten, daß sie vollkommen rechtsbündig sey, so zog man das zweyte Loos. Es war Rolands Nahme, der unverzüglich sein Horn ergriff, und mit solcher Kraft hineinstieß, daß die ganze Stadt erzitterte. Unterdessen war die Frage, zu wissen, ob man das Blasen zu Jerusalem gehört habe. Dieß ließ sich nicht anders, als vermittelst eines Eilbotens in Erfahrung bringen, den man an den Patriarchen dieser Stadt abfertigte. Zum Glück war der Bote derselbe französische Sklave, der

Carln gewarnt hatte, und der nicht ermangelte, auch dem Patriarchen den Verlauf der Sache zu erzählen. Dieser meldete hierauf dem Könige, er habe wirklich zur gesetzten Stunde einen Schall vernommen, welcher von Mesopotamien her ertönt habe, und den man anfangs für die Posaune des jüngsten Gerichts gehalten, die sich schon im Thale Josaphat hören ließ.

Das dritte Loos enthielt den Nahmen des liebenswürdigen Olivier. Dieser wackere Ritter, weit entfernt, sich in Verlegenheit zu befinden, war vielmehr baß erfreut, in den Fall zu kommen, sein Versprechen realisiren zu dürfen. Sire, sagte er zu Hugo, ihr erinnert euch doch noch, wozu ich mich anheischig gemacht habe? — Der König erinnerte sich dessen nur gar zu gut, und hatte leider nur damahls nicht daran gedacht, als er beym Muhamed und allen Propheten schwur, die Ritter zur Erfüllung ihrer Gabs anzuhalten. Gern hätte er jetzt sein Wort zurückgenommen, aber der Mufti, die Imans, die Mollah's behaupteten, das Wort eines Königs, und sonderlich eines muhamedanischen, der bey Muhameds Bart geschworen, sey heilig. Das nehmliche erklärte man auch der

Prinzessinn Jacqueline. Sie wurde wohl hundertmahl bis an die Stirne roth, der König, ihr Vater, verfärbte sich, die Hoffräuleins der Prinzessinn wollten sich die Haare ausraufen, aber das Wort war einmahl heraus, und sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben. Vergeblich that man dem jungen französischen Ritter diese und jene Vergleichsvorschläge; er wollte von nichts anderem hören und wissen, sondern betheuerte, er wolle sein Versprechen pünktlich erfüllen, oder sich der schimpflichsten Knechtschaft und selbst dem Tode unterwerfen. Es fieng schon an dunkel zu werden, und Olivier, voll des Eifers eines worthaltenden Ritters, wünschte der Nacht Flügel.

Endlich kam sie, diese schöne Nacht, schön und erwünscht für Olivier. Jacqueline begann sie mit einem Strome von Thränen, und erschien am andern Morgen lieblich, reizend und frisch wie Aurora, als sie des verjüngten Tido's Arme verließ, und in einer einzigen Nacht ihre Jugend verlohren hatte. Der König Hugo war der einzige, der mit dem Tone der väterlichen Autorität an seine Tochter die Frage zu thun wagte, ob Olivier sein Versprechen pünktlich gehalten? — Ach, er hat

mehr gehalten, als versprochen, antwortete die sittsame Prinzessinn, und schlug die Augen nieder.

Nein, sagte der gute König Hugo, indem er sich an den Kaiser und die übrigen Palatine wendete, weiter will ich euch nicht auf die Probe stellen; ihr Herren Ritter, ich zweifle keinen Augenblick länger, daß ihr nicht im Stande wäret, meine Heere zu zernichten, und ihr, Carl, mit eurer Joyeuse meine Riesen zu spalten. Kehrt nach eurem Europa zurück, nachdem ihr in meinem Lande eurer Andacht und Neugier so vollkommen Gnüge geleistet.

Carl und seine Palatine schifften sich zu Joppe wieder ein, und kamen glücklich wieder nach Frankreich. Neun Monate nach ihrer Abreise wurde Prinzessinn Jacqueline von einem Sohne entbunden, den man Gallian nannte, und der in der Folge den Beynahmen, der Wiederhersteller erhielt, weil er wirklich in Spanien die Angelegenheiten Carls, in Konstantinopel das Reich der Christen, und in Mesopotamien die Angelegenheiten seiner Mutter wieder herstellte.

Dieser junge Gallian genoß schon in der Wiege des Schutzes zweyer Feen, die seine Erziehung ei-

nem Grafen von Damascus anvertrauten. Als er 14 Jahre alt war, brachte ihn der Graf seiner Mutter Jacqueline, die ihn als die einzige geliebte Frucht der einzigen schönen Nacht umarmte, die sie in ihrem Leben zugebracht. Sie erzählte ihm, wer sein Vater sey, und stellte ihn seinem Großvater Hugo vor, der ihn für seinen Enkel anerkannte, und an seinem Hofe behielt. Aber kaum war er ein Jahr daselbst, so bekam er Streit mit einem seiner Oheime, und war gezwungen, sich mit der Flucht zu retten, um der Rache der beyden andern zu entgehen. Er erkundigte sich bey seiner Mutter, wo er seinen Vater Olivier antreffen könne. — An Carls des Großen Hofe, antwortete sie, oder zu Genua bey seinem Vater Rinald. — Sogleich begab er sich auf den Weg nach Europa. Unterweges wurde er von seinen drey Oheimen angefallen und gezwungen, zur Vertheidigung seines Lebens den einen zu tödten. Er würde den Streichen der beyden übrigen unterlegen haben, wäre ihm nicht sein Großvater Hugo selbst zu Hülfe gekommen, und hätte ihm allen Beystand geleistet, seine Reise fortzusetzen. Als er nicht weit mehr von Genua, dem Hoflager seines Großvaters, des

Herzogs Rinald war, griffen ihn ein Trupp Straßenräuber an, und bildeten sich ein, mit einem solchen Jüngling leicht fertig zu werden; aber er erschlug ihren Anführer, zerstreute die übrige Bande, und hielt triumphirend seinen Einzug in der Stadt. Er gab sich seinen Großeltern Rinald und Oliva, und seiner Tante Belande zu erkennen, die unterdessen den Roland geheirathet hatte, aber zu Genua anwesend war, während ihr Gemahl und Bruder, Carl den Großen auf seinem Kriegszug in den Pyrenäen gegen die Saracenen begleiteten. Gallian hatte dieß kaum erfahren, so äußerte er das heftigste Verlangen, sich zu ihnen zu begeben. Er verweilte nur vierzehn Tage zu Genua, und trat die Reise zu Carls Heere an. Rinald gab ihm eine schöne Rüstung und ein wackeres Streitroß von Bayards edelem Stamme. Belande steckte ihm zwey Ringe an die Finger, in welche Reliquien gefaßt waren, die vor allem Unfall im Kriege schützten; sie bat ihn, den einen Ring dem Roland zu geben, und den andern selbst zu behalten.

Unser junge Held bestand auf seiner Reise zu Carl dem Großen mancherley Abentheuer, in welchen er Proben von seinem Muthe und von der

Güte seiner Waffen und seines Herzens gab. Endlich langte er bey dem Kaiser an, und fand ihn am Fuße der Pyrenäen gelagert. Zur Vorhut seines Lagers hatte der Kaiser zwey starke Heerhaufen geordnet; in dem einen befanden sich Roland, Olivier und einige andere Pairs; in der zweyten Vorhut, die noch weiter vom Lager entfernt stand, waren Gerard und seine Kinder, Arnald und sein Sohn Eymar befehligt.

Sobald Gallian sich zu erkennen gegeben hatte, nahm ihn der Monarch sehr gütig auf, und schlug ihn zum Ritter. Aber Gallian eilte, zu dem vorgerückten Heerhaufen zu kommen, bey welchem sein Vater Olivier war. Auf dem Wege dahin gerieth er in Gefechte mit verschiedenen saracenischen Streifpartheyen, die er alle nach einem hartnäckigen Gefechte schlug und zerstreute. Endlich erreichte er die berühmte Bergenge von Ronceval, die durch die Niederlage und den Tod so vieler Ritter und Helden Carls des Großen, und durch Ganelon's Verrätherey so berühmt geworden ist. Diese schreckliche Katastrophe war schon geschehen; er vernahm Rolands Horn, der Hülfe verlangte. Gallian eilte aus allen Kräften, und traf den Hel-

den tödtlich verwundet an. Sein Waffenbruder Olivier, Gallians Vater, lag in gleichem Zustande neben ihm, die beyden Helden hielten sich umfaßt, und ermahnten sich, als gute Christen zu sterben. In diesem traurigen Augenblicke war es, wo Gallian zum erstenmahl seinen Vater sah, und auch von ihm erkannt wurde.

Kaum hatte er die Zeit, noch in zwey Worten einige fromme, weise und edle Ermahnungen von ihm zu empfangen.

Die ersten Pflichten, die Gallian gegen seinen Vater ausüben konnte, waren die traurigen Pflichten des Begräbnisses und der Rache. Ein zahlreicher Saracenenhaufe kam, um die todten Palatine zu plündern. Gallian trieb sie allein in die Flucht, nachdem er ihrer eine große Menge erlegt. Ein einziger, der zurückgeblieben war, wollte die Stücken von Rolands Schwerdt stehlen, das im Gefecht zerbrochen war, aber mit einem Trümmer dieser furchtbaren Durandal durchstach ihn Gallian so wie einen schrecklichen Greif, der auf dem ehrwürdigen Leichnam sich seiner Raubgier überlassen wollte. Hierauf setzte Gallian Rolands Horn an den Mund und stieß, zwar nicht mit so vieler

Kraft, als dieser Palatin, doch immer als ein würdiger Heldensohn hinein. Der Kaiser, der schon auf dem Marsch nach dem Schlachtfelde war, vernahm den Schall, beschleunigte seine Ankunft, und langte noch zur rechten Zeit an, um die Leichname seiner Pairs wegführen lassen zu können. Rolands Körper wurde bis Blayes gebracht, wo man ihm ein prächtiges Denkmahl setzte, dessen Ueberbleibsel noch in dieser Stadt gezeigt werden. Olivier's Grab war näher an der Stätte seines Todes. Gallian ließ ihm zu St. Jean-pied-de-port ein Monument errichten. Nachdem er diese traurige Pflicht erfüllt, bat er den Kaiser um Erlaubniß, sich zu dem zweyten Vortrupp seines Heeres begeben zu dürfen, bey welchem seine Oheime Gerard und Arnald sich befanden. Er langte glücklich bey diesem Korps an, und vermischte seine Thränen mit den ihrigen über Rolands und Olivier's Verlust. Die beyden Fürsten wurden dadurch noch mehr zum Kampf gegen den Saracenenkönig erbittert. Man zeigte dem jungen Gallian eine Burg, welche nicht allein ein Platz von Wichtigkeit war, sondern auch noch einen kostbaren Schatz, nehmlich die schöne Fatime, die Tochter des Saracenenkö-

nigs, enthielt. Olivier's würdiger Sohn entbrannte bey dem Gemählde, das man ihm von den Reizen der schönen Saracenerinn gab, und riskirte den Angriff des Schlosses, fest entschlossen, es mit der Prinzessinn nicht besser zu machen. Alles gelang ihm; die Besatzung wurde niedergemacht, die Burg erobert, und die Prinzessinn in den Ritter verliebt. Sie versprach ihm, sich taufen zu lassen, und ihn nach den Ceremonien seiner Kirche zu heirathen, sobald er als Sieger über seine Feinde zurückkehren würde. Von dieser süßen Hofnung noch mehr angefeuert, stieß Gallian wieder zu seinen Oheimen, und zog mit ihnen dem Saracenenkönig und dessen Bruder, seinem Bundsgenossen, entgegen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, die Anfangs eine böse Wendung für die Christen nahm, denn die Oheime und Vettern unsers Helden wurden zu Gefangenen gemacht, und der Saracenenkönig wollte sie wider alles Kriegsrecht aufhängen lassen, als Gallian sie befreyte, indem er mit seinem Heerhaufen dem Feind in den Rücken fiel, und den Phalanx durchbrach, in dessen Mitte sich die Gefangenen befanden. Carl der Große und das übrige christliche Heer war unterdessen herange-

rückt, und machte die Niederlage der Saracenen vollkommen; der Kaiser erlegte den Bruder des Königs mit eigner Hand, und zwang ihn, demüthig um Frieden zu bitten, und seine Tochter dem Gallian zur Gemahlinn zu geben. Aber Gallian genoß nicht lange die Freuden der Liebe und des Friedens; ein Eilbote aus Mesopotamien brachte ihm die Nachricht, daß seine Mutter Jacqueline sich durch die Verrätherey seiner Oheime in der größten Gefahr befinde. Sogleich trat Gallian an der Spitze einiger seiner Vettern den Weg nach Asien an.

König Hugo war gestorben, und seine beyden Brüder hatten sich des Throns bemächtigt, und um seine Tochter Jacqueline auszuschließen, einen Bösewicht bestochen, daß er vorgeben mußte, sie habe ihn verführen wollen, ihre beyden Oheime zu vergiften, und ihm dabey gestanden, daß sie sich schon durch eben dieses Mittel ihres Vaters entledigt habe. Die unglückliche Prinzessinn hatte keinen andern Vertheidiger gefunden, als ihre Thränen, als ihr Sohn ankam. Zum Glück war die Zeit noch nicht verstrichen, die die Gesetze der Prinzessinn zu ihrer Rechtfertigung eingeräumt hatten.

Gallian erbot sich, ihre Unschuld in öffentlichem Kampf gegen ihren Ankläger zu beweisen. Dieß konnte man ihm nicht verweigern. Gallian überwand und tödtete ihn. Die beyden Oheime erfuhren gleiches Schicksal, als sie die Anklage behaupten wollten. Gallian ließ sie eben des Todes sterben, den sie seiner Mutter bestimmt hatten; sie wurden zum Scheiterhaufen verdammt. Jacqueline entsagte zum Besten ihres Sohnes der Krone von Mesopotamien, und gieng in ein Kloster. Gallian, nachdem er seine neue Regierung angetreten, kehrte nach Spanien zurück, um die schöne Fatime abzuhohlen, besuchte den Hof Carls des Großen, und erfuhr, daß der Verräther Ganelon noch lebe, der an dem Tode Rolands, Olivier's und so vieler andern treflichen Ritter Schuld war. Er vereinigte sich mit Ogier dem Dänen, um seine Bestrafung zu verlangen, und der Kaiser, der endlich von allen seinen Treulosigkeiten überführt wurde, befahl, daß er mit Pferden in Stücken zerrissen werden sollte.

Gallian trat mit Fatimen seine Rückreise nach Mesopotamien an. Er regierte viele Jahre mit ihr, zeugte aber keine Kinder. Nach dem Tode seines

geliebten Gemahlinn wurde ihm das Land unerträglich, wo er sie sterben gesehen. Er schiffte sich nach Europa ein, und begab sich zu dem Grabe des erlauchten Olivier, seines Vaters; hier bauete er sich eine Klause, und starb endlich vor Betrübniß, indem er an alle die Personen dachte, die ihm so lieb gewesen waren, und die er überlebt hatte.

IV.

IV.

Der Untergang des Feenreichs.

Zu der Zeit, wo Fee Melusine sich mit dem Grafen Raymund vermählte, herrschte Fürst Zangor in Andalusien. Er war der schönste nicht allein von allen Andalusiern, sondern auch von allen Spaniern. Er zählte erst siebenzehn Jahre; ein Alter, wo die Jünglinge in Spanien die ersten Anwandelungen von Liebe zu empfinden anfangen, wenn diese Krankheit sich nicht früher ihrem Herzen eingeimpft hat. Allein durch die Kraft eines Amulets, das in einem Armbande angebracht war, hatte Zangors Mutter, eine in den geheimen Wissenschaften sehr bewanderte Prinzessinn, ihren Sohn vor jenen mächtigen Eindrücken zu bewahren gewußt, welche der Anblick eines schönen Mädchens auf uns macht. Vergebens verließen die

liebenswürdigsten Schönheiten die Ufer des Guadiana, Guadalquivir, Guadeluna und Rio Xenil und die prächtigen Städte, welche diese Flüsse beströmen, um nach Almaden oder nach Sevilien zu wallfahrten, wo der Prinz seinen Hof hielt. Die Nachbarschaft eines weitläuftigen Waldes, der von Hirschen, Schweinen, Rehböcken und anderm Wilde wimmelte, machte, daß Zangor den Aufenthalt zu Almaden vorzüglich liebte. Die Jagd, die nächst der Minne und der Ruhmsucht, die Lieblingsleidenschaft junger Fürsten zu seyn pflegt, schien Zangors einzige Neigung zu seyn, und war es auch wirklich. Die verwittwete Zahahra, Mutter des Zangors, hütete sich wohl, bey ihrem Sohne eine Leidenschaft zu bekämpfen, welche sie mit Recht als ein zweytes Verwahrungsmittel im Nothfall gegen die Liebe ansah; aber da nichts auf der Welt vor Liebe zu schützen vermag, und da dieser sanfte Trieb der Seele eben so natürlich ist, als dem Wasser einer Quelle das Hinabströmen von einem abschüssigen Boden: so geschah es, daß Hunde, Pferde und Jagd in Vergessenheit geriethen, und daß die Kraft des Amulets sich darauf einschränkte, den Zangor zwar unempfind-

lich gegen die Reize schöner Sterblichen zu machen, aber ihn aus eben der Ursache desto empfänglicher für die Schönheiten der Feen werden ließ. Denn man muß wissen, daß in jedem menschlichen Herzen ein geheimes leeres Fach ist, welches Liebe allein ausfüllen kann, und unausbleiblich ausfüllt, sobald der von der Fügung des Schicksals dazu ausersehene Augenblick gekommen ist; dann ist es schlechterdings unmöglich, nicht für diesen oder jenen Gegenstand zu entglühen, und ich erinnere mich, einen schönen Jüngling gekannt zu haben, der, nachdem er lange sorgfältig vermieden hatte, etwas auf der Welt zu lieben, zuletzt in sich selbst verliebt wurde. Eine Art Krankheit, die ansteckender ist, als man glauben sollte.

Doch, ich komme wieder auf Zangor zurück, den wir zwar unempfindlich, doch im Begriff verlassen haben, es nicht mehr zu seyn. Als er einstmahls einen Rehbock verfolgte, verirrte er sich in dem Dickicht des Waldes von Almaden. Eine Stimme rief ihn bey seinem Nahmen; er machte Halt und schaute hinter sich. Sein Entzücken glich seiner Verwunderung, als er eine reizende Schönheit erblickte, die auf das reichste und kostbarste

gekleidet war, und deren Anzug von Diamanten und Juwelen stralte. Doch diese Pracht machte nur einen schwachen Eindruck auf ihn, denn die Reize der Dame verdunkelten alles. Er glaubte zu träumen, und verlohr Sprache und Bewegung. Die Fee, (denn das war diese Dame) weckte ihn aus seiner Verzuckung, um sein Herz noch mehr mit nie gefühlter Wonne zu berauschen: „Schöner Prinz, redete sie ihn an, du bist in dem Alter, wo man liebt, warum verschließest du dein Herz dem sanftesten aller Gefühle? Können die Freuden der Jagd, oder besser zu reden, können ihre Beschwerlichkeiten und Gefahren nur die geringste Vergleichung mit den Süßigkeiten der Liebe aushalten? Ach, wenn dein Herz der Zärtlichkeit sich öfnen wollte, wenn die Fee Gnomis sich schmeicheln dürfte — — Sie ist's, die jetzt mit dir spricht, die zitternd dir das Bekenntniß ihrer Liebe thut, und die, um es dir abzulegen, die äußersten Grenzen ihres Reichs verließ. Der Eingang zu meinem Königreiche ist dieser Brunnen, den du vor dir siehst, und den der unwissende Pöbel den Brunnen ohne Grund genannt hat. Mein Pallast liegt auf dem Boden seiner Tiefe; hier erwarte ich dich,

um deine Liebe zu krönen, wenn sie dir das edle Wagstück eingiebt, mich dort aufzusuchen."

Kaum hatte Gnomis diese letzten Worte ausgesprochen, so ergriff der Prinz hastig ihre schöne Hand, und drückte ihr einen brennenden Kuß auf, der ihr mehr sagte, als was seine Lippen verschwiegen. Nun gewiß, von ihm geliebt zu werden, heischte sie keine andere Antwort von Zangor, und in dem Augenblicke, wo er ihre Hand fahren ließ, und seine Arme ausbreitete, um seine Geliebte zu umfassen, entwischte ihm Gnomis durch die Kraft ihres Zauberstäbchens, und verwandelte sich schnell in einen geschmeidigen Aal. Diese unvermuthete Verwandelung machte den verliebten Prinzen ganz verplüſt; doch verfolgte er mit den Augen den geliebten Aal, und sahe, wie er in leichten Schlangenlinien nach dem Brunnen ohne Grund schlüpfte, und sich an dem Stricke hinabwand, bis man ihn nicht mehr mit den Augen erreichen konnte.

Wäre der Prinz von Andalusien den ersten Eingebungen seiner feurigen Leidenschaft gefolgt, so würde er unverzüglich, und auf demselben Wege der Spur der geliebten Erscheinung nachgeeilt seyn; aber die Ankunft des weisen Sapiedo, der

sein Hofmeister gewesen war, und aus dem er seinen Major-Domo gemacht hatte, hinderte ihn, diesen gefährlichen Vorsatz auszuführen. Sapiedo ließ sich von dem jungen Fürsten die Vision erzählen, von welcher er den Kopf noch ganz voll hatte, und zeigte ihm darauf, daß das Brunnen-Seil sehr alt sey, zugleich machte er die Bemerkung, daß die Fee selbst nicht anders als unter der Gestalt eines Aals es gewagt habe, sich daran hinab zu lassen. Als Zangor taub bey allen seinen Vorstellungen und Gründen blieb, so hieb Sapiedo, um eine Thorheit zu verhüten, mit einem Streich seines Säbels den alten Strick entzwey, der in den Abgrund mit einem fürchterlichen Geprassel hinabfiel, das wie unterirrdischer Donner klang, und von Blitzen und Flammen begleitet wurde, die aus der Tiefe des Brunnens empor zu steigen schienen.

Zangor gerieth in heftigen Zorn gegen seinen Mentor, der nun aus seiner üblen Laune und dem Tone des Unmuths, den er annahm, zu deutlich merkte, daß die Fee Gnomis ihm die heftigste Liebe eingeflößt habe. Sapiedo hatte in einem alten castilianischen Buche gelesen, daß man den Leidenschaften seines Herrn nie zuwider seyn

dürfe; er suchte also den seinigen wieder zu besänftigen, indem er ihm verspach, ein neues Seil an der Stelle des alten befestigen zu lassen. Dieser Vorschlag, dessen Ausführung Zangor für sehr leicht hielt, beruhigte ihn gänzlich. Er trat mit seinem weisen Führer den Rückweg nach dem Schlosse an. Unterwegens that er über den Brunnen ohne Grund, über die Fee-Gnomis und überhaupt über das Feen-Wesen, eine Menge Fragen an ihn, die jeden andern Mann, von weniger ausgebreiteten Kenntnissen als Sapiedo, in Verlegenheit gesetzt haben würden.

Der weise und gelehrte Exhofmeister aber befriedigte die Neugier seines gewesenen Zöglings in folgenden Worten:

„Zu der Zeit, wo Zoroaster gebohren wurde, (ich meyne den ersten dieses Nahmens, den Stifter der Magie, d. h. der Wissenschaften und aller Weisheit bey den asiatischen Nationen) gieng ein fürchterlicher Komet an unserer Erdkugel ganz nahe und gerade in dem Augenblicke vorüber, wo die Erde in ihrem Kreislaufe die Bahn des Wandelsterns durchschnitt. Der Schweif dieses Kometen, dessen weder Philo noch Confucius, noch Aristoteles

noch Plinius gedacht haben, streifte unsere Kugel oder wenigstens unsere Atmosphäre, mit dem feinsten und ausgebreitetsten Theile seines glänzenden Fächers; er zerbrach in dem harten Zusammenstoß. Das meteorische, von dem irrenden Stern abgelöste Bruchstück, gehorchte dem Gesetze der Schwerkraft, und senkte sich mit einem fürchterlichen Getöse auf die Oberfläche unseres Erdballs herab, während der Komet seinen kühnen Lauf durch die weiten Regionen des Himmels, mit der größten Gleichgültigkeit über den Verlust der Hälfte seines schönen Schweifes, fortsetzte.“

„Sie müssen wissen, gnädiger Herr, fuhr Sapiedo fort, daß dieser Kometenschweif von einem Ende bis zum andern mit Genien oder Feen, d. h. mit Wesen bevölkert war, deren Natur von der unsrigen ganz verschieden ist. Fürs erste, so sind die Genien und Feen unsterblich, und genießen einer ewigen Jugend; fürs zweyte, so haben sie von dem groben materiellen Stoff nur die Form und Gestalt, und diese Form und Gestalt sind bey diesen sonderbaren Individuen so unstät und wandelbar, daß sie solche, so oft es ihnen einfällt, verändern können. Was für eine Figur sie auch anneh-

men, so hat doch ihr Körper, wenn man es Körper nennen kann, so wenig Consistenz, daß er sich eben so wenig anfühlen läßt, als ein Schatten oder als das Bild, das sich im Wasser spiegelt, oder als die bunten Farben des Regenbogens; drittens, so wissen sie die Vergangenheit und Zukunft so gut als das Gegenwärtige. Die Natur hat keine Geheimnisse für sie, und mit eben der Leichtigkeit, mit der sie sich in den Aether empor heben, dringen sie bis in die innersten Tiefen der Erde; sie schalten und walten nach Gefallen mit den Schätzen, die ihr Schooß verschließt, und leiten nach ihrer guten und bösen Laune den Lauf der Quellen, den Gang der Winde, der Wolken und Wetter. Trotz dieser Superiorität über uns schwache Sterbliche, sind sie doch sehr geneigt, Anwandelungen von Liebe für unsere Gattung zu empfinden. So etwas hat man immer als ein großes Glück zu betrachten, den'n im Ganzen genommen sind die Genien und Feen eine tückische und schadenfrohe Race; selten trift man eins von ihnen an, es mag Gnome, Sylphe oder Ondine seyn, welches den Menschen einen Dienst leistete; gewöhnlich sind sie ihre Geißel und Peiniger."

„Was die Fee Gnomis anbetrifft, die Königinn der Gnomen, d. h. jener Gattung von Feen und unterirrdischen Genien, denen es in den Kellern, Brunnen, Bergwerken und tiefsten Gruben behaget, so haben die Einwohner von Andalusien noch nie Ursache gehabt, sich über sie zu beschweren, und man kann ihr nichts vorwerfen, als daß sie so karg mit den unermeßlichen Schätzen verfährt, die sie in ihrem Pallaste besitzet, welcher am Ende eben des Brunnens erbauet seyn soll, den man den Brunnen ohne Grund beygenahmt hat. Zwar hatte sie vor einigen Jahrhunderten die Güte, ein Seil an den Brunnen zu befestigen, damit die Einwohner von Andalusien sich an demselben in ihre Staaten hinablassen könnten. Aber dieser Brunnen ist so tief, daß sich noch niemand gefunden hat, welcher Wagehals genug gewesen wäre, diese Fahrt mit Hülfe dieses Mittels, zu unternehmen. —“

So ist mir diese Ehre vorbehalten! antwortete Zangor. Ich beschwöre dich, lieber Sapiedo, laß ohne Zeitverlust ein neues Seil verfertigen, und sorge nur dafür, daß hier und da große Knoten oder Wulste daran angebracht werden, die mir zum Halt, und statt Stufen dienen können, um in

das Reich meiner lieben Gnomis zu steigen; übrigens verbiete ich dir aufs schärfste, dich von meinem Vorhaben nicht das geringste gegen irgend jemand merken zu lassen, am allerwenigsten gegen meine Mutter und meine Schwester; denn beyde lieben mich zu zärtlich, und meine Schwester sonderlich würde durch ihre Besorgnisse und durch ihre liebevolle Unruhe, sich meiner Abreise nach dem Reiche der Unterirrdischen auf das lebhafteste widersetzen.

Sapiedo versprach dem Zangor das heiligste Stillschweigen, und verließ ihn im Gesicht des Pallastes Almaden, um das längste und stärkste Seil zu bestellen, das je in einer Seilerwerkstätte verfertigt worden war. Er machte sich nicht den geringsten Scrupel, in diesem Stücke den Wünschen des Prinzen zu willfahren, weil er aus einer Ueberlieferung wußte, daß ganz Spanien nicht im Stande sey, ein Seil zu liefern, dessen Länge für diesen Brunnen hinreiche. Er schmeichelte sich also, der Prinz werde durch das unübersteigliche Hinderniß der Unmöglichkeit gezwungen, endlich nach und nach sein Vorhaben aufgeben, die Fee Gnomis zu besuchen.

Die Fee ihrer Seits, deren einziges Dichten und Trachten dahin gieng, Zangors Liebe zu gewinnen, war ihm unsichtbar in den Pallast gefolgt, und hatte alle seine Tische, alle seine Consolen, bis auf den geringsten Gueridon mit Kostbarkeiten und Seltenheiten geschmückt. Unter diesen Kostbarkeiten befand sich eine, die dem Prinzen mehr werth war, als alle übrigen, selbst mehr werth, als alle Schätze der Welt. Es war das Portrait der Gnomis im Medaillon, mit Rubinen besetzt, und an einer Perlenschnur von seltener Größe hangend. Der Prinz küßte das schöne Geschenk, hieng es sich um den Hals, und wies dem angebeteten Bildnisse auf seinem Herzen seinen Platz an, damit sein beständiger Anblick seine Leidenschaft noch mehr entflamme. Voll Ungeduld, bald das Original zu sehen, hörte Zangor nicht auf, Sapiedo's träge Langsamkeit zu treiben, der auch die Seiler von Andalusien mit desto größerem Ernst zur Förderung anhielt, da er sich in seinem Herzen sicher glaubte, daß alle ihr Fleiß doch vergebens seyn würde. In der That, nachdem aller Hanf, und selbst sogar jeder Stoff, der sich zur Verfertigung eines Seils oder Stricks schickte, verbraucht wor-

den war, und man weder in Andalusien, noch in den angrenzenden Staaten nichts dergleichen mehr auftreiben konnte, so meldete er seinem Herrn mit anscheinendem Kummer: „das Gewicht, das man am Ende des Stricks als eine Sonde befestigt habe, wolle noch immer tiefer hinabgelassen seyn, denn das Seil bleibe beständig gespannt, was ein untrüglicher Beweis sey, daß das Gewicht den Boden des Brunnens noch nicht erreiche.“

Diese Schwierigkeit, die jeden andern abgeschreckt haben würde, vermochte nichts über einen Prinzen, und noch weniger über einen Verliebten. In seiner ersten Eigenschaft war Zangor berechtigt, wie Alexander und Timurkan, die wunderbarsten Dinge zu unternehmen; und seine zweyte setzte ihn in den Stand, selbst den Unmöglichkeiten zu trotzen, oder wenigstens Dinge auszuführen, die man dafür hielt.

„Nein, rief er, indem er das Portrait der Gnomis küßte, nein, anbetungswürdige Fee, kein Hinderniß, keine Gefahr soll deinen Zangor abhalten! er ist entschlossen, dir in deinem Pallaste sein Herz und seine Huldigung zu Füßen zu legen!“

Mit diesen Worten verließ er, nur von Sapiedo

begleitet, Almaden, und begab sich, aller Einwendungen seines klugen Rathgebers ohngeachtet, nach dem Brunnen ohne Grund. Als er dort angekommen, setzte er sich auf den Rand, nahm seine Schreibtafel, schrieb einige Zeilen, und bat den Sapiedo, sie seiner Mutter zuzustellen: sie enthalte, sagte er, eine Vollmacht, wodurch er sie zur Regentinn von Andalusien ernenne, so lange seine Abwesenheit dauern werde. Er übergab zugleich dem Major-Domo ein reiches Miniaturgemählde für seine Prinzessinn Schwester; „es ist das Portrait eines Bruders, setzte er hinzu; bewege meine Schwester, es als Armband zu tragen, und desto öfterer an mich zu denken; schwöre ihr in meinem Nahmen, daß ihre Freundschaft mir ewig theuer bleiben wird.“ — Er konnte diese letzten Worte nicht aussprechen, ohne einen tiefen Seufzer zu thun, und Thränen der Rührung zu vergießen; denn nichts glich der brüderlichen und schwesterlichen Liebe, womit der junge Prinz und die junge Prinzessinn einander zugethan waren. Zuletzt zog Zangor einen Ring von unschätzbarem Werthe von seinem Finger, und steckte ihn an Sapiedo's Hand, indem er ihm Lebewohl sagte.

Der Major-Domo erbebte vor dem Entschlusse seines Herrn; er warf sich ihm zu Füßen, und ließ es weder an Vorstellungen noch Thränen, noch dringenden Bitten fehlen, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Allein Zangor befahl ihm im Tone des Souverains, sich zu entfernen, und nicht hinter sich zu sehen. Sapiedo war also gezwungen, zu gehorchen. Kaum hatte ihn der Prinz aus dem Gesichte verlohren, als er anfieng, sich in den Brunnen von Knoten zu Knoten an dem Seile hinabzulassen. Als er so einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hinabgestiegen war, erreichte er endlich das Ende des Stricks, und wurde gewahr, indem er unter sich sah, (man zittert schon bey der bloßen Erzählung,) daß er noch nicht ein Viertel von der Tiefe des Brunnens erreicht hatte. Die Liebe schützte ihn vor dem gerechten Schrecken, das sich natürlicher Weise seiner Sinne bemeistern mußte. „Geliebte Fee, schrie Zangor, vollende du das übrige und komme mir zu Hülfe! Was nützt mir das Leben ohne dich? Mit Freuden opfere ich es dir. — Bey diesen Worten ließ der verliebte Prinz das Seil fahren, und sich durch seine eigene Schwere in den Abgrund hinabreißen.

Diese Probe seiner Liebe hatte Gnomis abgewartet, die bisher, seinen Augen unsichtbar ihm beständig zur Seite gewesen war. Sie befahl zweyen Geistern, die ihrem Befehle unterthan waren, ihn auf ihren Flügeln aufzufangen, und ihn vor dem fürchterlichen Falle zu schützen, dem er so kühn getrotzt hatte.

So langte Zangor glücklich im Pallaste von Gnomopolis an, wo ihn alle die Freuden erwarteten, die ein zärtliches Herz beglücken können, wenn es im Uebermaaße seiner Liebe und von dem großmüthigsten Entschlusse beseelt, Hindernisse besiegt hat, die dem Scheine nach unüberwindlich waren. Zangor war durch die lange Diät, die er hatte halten müssen, und durch die Anstrengung seiner Kräfte, ganz abgemergelt. Das erste, wofür die Fee sorgte, war also, ihm eine Tafel decken zu lassen, die reichlich mit Gerichten von Maulwürfen, Murmelthieren, Kaninchen, und überhaupt mit zubereiteten Speisen von allen den Thieren besetzt war, welche unterirrdische Wohnungen lieben. Der Prinz machte anfangs einige Umstände, Maulwurf- und Hamsterfleisch zu essen, aber die Kaninchen schmeckten ihm vortreflich, und er

fand

fand das Backwerk herrlich; denn es war vom fein- sten Kartoffelmehl gemacht. Ueberdieß waren alle Ragouts mit Trüffeln, und diese Trüffeln, die an Güte die berühmtesten Sorten übertrafen, söhn- ten ihn vollends mit der Kochkunst der Gnomen aus. Es versteht sich von selbst ohne weitere Fra- ge, daß Gnomis, deren Gewalt sich über Alles unter der Erde, und folglich auch über alle Keller erstreckte, die delicatesten Weine vorsetzen ließ. Aber was sind alle Freuden der Tafel für einen Liebhaber, der zärtlich liebt? Zangor seufzte also nach dem Augenblick, wo wieder abgetragen werden sollte, und die Fee, die seine zärtliche Ungeduld theilen zu wollen schien, beschleunigte selbst diesen ersehnten Augenblick, indem sie alle Penduluhren fortrücken ließ. Ein magisches Verfahren, das weit kürzer und schneller abgethan war, als wenn man den Lauf der Sterne hätte in Unordnung bringen und die Sonne früher untergehen lassen müssen, als gewöhnlich, oder als wenn man den Mond und die Gestirne am hellen Tage hätte zum Vorschein kommen lassen, wie das wohl ehemals in der alten schwarzen Kunst häufig zu geschehen pflegte. Gnomis außerdem wußte besser als Je-

mand, daß die Stunde, die vom Schicksal aus- ersehen war, um ihre eigene und des Prinzen Liebe zu krönen, noch lange nicht schlagen würde.

Kurz zuvor, ehe der Kaffee und die Liqueurs gebracht wurden, ließ sich eine herrliche Musik hören. Ein Gnome und eine Fee, zwar nur vom zweyten Rang im Feenstand, aber vom ersten Rang in Ansehung ihrer Talente, sangen ein Duett unter Begleitung zweyer Violinen, die statt der Saiten mit den Gedärmen von Kaninchen bezogen waren. Diese Art Saiten gaben einen Ton von einer schmelzenden Sanftheit von sich, den die Saiten oberirrdischer Tonkünstler nie erreichen können, die gewöhnlich aus den Gedärmen einer Art Katzen gemacht werden, und daher, ich weiß nicht was mißtöniges oder miauenmäßiges haben. Auch verfiel der Prinz in eine Art von Verzückung, und das süße Gift der Liebe theilte sich seinem Herzen nun auch noch durch den Sinn des Gehörs mit. Der Inhalt des Duetts war ein Lob von Gnomis Schönheit, und daß ein tapferer Prinz allein Mittel gefunden habe, ihr Herz zu erweichen, daß aber auch zweytausend Jahre verstreichen würden, ehe

wieder ein so vollkommenes Paar wie Gnomis und Zangor die Feenwelt verherrliche.

Der Prinz von Andalusien legte diese letzten Worte als einen Wink aus, daß der bestimmte Augenblick der Erfüllung seiner Wünsche nicht mehr ferne sey; aber er betrog sich. Die Feen fröhnen Gebräuchen, welche noch weit lächerlicher sind, als die unsrigen, und die dahin abzwecken, die feyerliche Verbindung zweyer Liebenden noch länger zu verzögern als auf der Oberwelt. Erst am zwey und vierzigsten Tage nach Anhörung jenes Epithalams, bestieg der Erzverliebte und mit Recht erzungeduldige Zangor das hochzeitliche Lager der geliebten Fee. Während diese beyden Neuvermählten in Gnomopolis die Süßigkeiten der ersten Flitterwochen schmeckten, ereignete sich zu Sevilla, wohin die Prinzessinn Zahara als Regentinn von Andalusien ihre Hofhaltung verlegt hatte, ganz das Gegentheil von dem Jubel, dem sich alle Unterthanen des unterirrdischen Reichs der Gnomen überließen.

Zangor's Schwester, die junge Prinzessinn Aracena, die ihren Bruder über allen Ausdruck liebte, hatte kaum den Entschluß dieses geliebten Bruders

erfahren, und daß er sich nach dem Brunnen ohne Grund begeben, als sie, ohne jemand etwas von ihrem Vorhaben zu entdecken, bey Nachtzeit den Pallast von Sevilla verließ. Mit dem festen Vorsatz, allem Trotz zu bieten, was ihr begegnen könnte, hatte sie ebenfalls den Weg nach diesem fatalen Brunnen genommen, und den Muth gehabt, sich an den Knoten des Seils hinabzulassen. Schon war sie am Ende, schon berührte sie das Sonden-Gewicht, als die beyden Geister, welchen Gnomis die Bewachung des Brunnens aufgetragen hatte, bey dem Schein ihrer phosphorischen Flügel Zangors Portrait erkannten, das diese zärtliche Schwester als Medaillon in ihrem Armbande trug. Sogleich näherten sie sich ihr, fingen sie in dem Augenblick auf, wo Kraft und Hofnung sie verließen, und trugen sie zu dem vielgeliebten Bruder, der sie mit allem dem Entzücken und der Rührung empfieng, welche die großmüthige That verdiente, die sie für ihn unternommen hatte.

Die Fee Gnomis wetteiferte in Aufmerksamkeit und verbindlichem Betragen, mit dem Prinzen von Andalusien gegen seine liebenswürdige Schwester, und gab sich alle Mühe, ihr den Aufenthalt von

Sevilla vergessen zu machen. Aber sie wurde bald gewahr, daß Aracena eine heimliche Schwermuth nährte, die um so ernsthafter und gefährlicher werden konnte, da die junge Prinzessinn äußerst zurückhaltend war, und sich über die Ursache ihres Grams auch nicht im geringsten herauslassen wollte. Man brauchte eben nicht Fee zu seyn, um diesem Gram auf die Spur zu kommen; man brauchte nur die Seufzer der Aracena zu belauschen, und in zwey großen schmachtenden Augen zu lesen, um sich zu überzeugen, daß Liebe an dem allen Schuld sey. Als die Fee sich dessen versichert hatte, wünschte sie nun auch zu wissen, wer der glückliche Paladin wäre, welchem die schönste Prinzessinn von Spanien ihr Herz gewidmet habe? Desto schneller diesen ihren Wunsch zu befriedigen, nahm sie ihre Zuflucht zu einer wahren Feenlist. Unter dem Vorwand, ein reiches Buket von Juweelen und Edelsteinen zu ordnen, womit sie, sagte sie, ihrer lieben Schwester ein Angebinde machen wollte, gab sie ihr ihr Zauberstäbchen zu halten. Aracena hatte es kaum in den Händen, als sie sich unter der Gewalt eines Zaubers befand, welcher den jungen Personen ihres Geschlechts ziemlich bekannt ist,

und von welchem selbst das unsrige nicht immer frey bleibt. Diese Art Zauber, den der gemeine Mann mit dem Nahmen Plauderhaftigkeit belegt, und welchen feinere Leute unter den Benennungen Sprachseligkeit oder unaufhaltsame Suade vermummen, ist nichts weiter als ein unwiderstehlicher Reiz zu schwatzen, der zu einem solchen Bedürfnisse wird, daß die Person, die davon angesteckt ist, nicht ehe Erleichterung spürt, als bis sie das Geheimniß entdeckt hat, welches ihr am meisten auf dem Herzen liegt. Kaum hatte also Aracena in ihren Händen das bezauberte Stäbchen ein paarmahl hin und her gedreht, als die Sucht zu plaudern, und die Begier, der Fee ihre geheimsten Anliegen zu entdecken, sie zu peinigen anfing. Sie zog also geheimnißvoll die Gnomis bey Seite, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, und erleichterte sich der Bürde, die sie drückte, durch folgendes Geständniß.

„Ich würde mich der Güte und Gnade unwürdig halten, die sie, liebe Fee, an mir zu verschwenden geruhen, ich würde den Wohlthaten, womit sie meinen Bruder und mich überhäufen, schlecht entsprechen, wenn ich nicht so viele ausgezeichnete Ge-

wogenheit durch das unumschränkteste Vertrauen erwiederte. Ja, mächtige Fee, die dankbare Aracena hält es für ihre erste Pflicht, Ihnen ihr Herz zu öfnen, und Sie über das aufzuklären, was darinnen vorgeht.“

„Von allen Empfindungen und Neigungen, welchen die menschliche Seele unterworfen ist, kannte ich noch keine andere als Freundschaft, und zwar die brüderliche Freundschaft. Wollte der Himmel, ich hätte nie eine andere Empfindung kennen lernen! Mein Bruder, der zugleich mein König war, beschäftigte alle meine Gedanken, allen meinen Eifer, alle meine Fürsorge; ich bin nur um ein Jahr älter als er, und ob er gleich aus einer zweyten Ehe entsprungen ist, so liebt er mich doch, ich darf es wohl sagen, so zärtlich, als ob wir beyde einerley Mutter gehabt hätten. Er hatte den Thron kaum einige Monate bestiegen, als der König von Castilien ihm den Krieg ankündigte. Eine blutige Schlacht, in welcher mein Bruder den Sieg davon trug, machte dieser Fehde aber ein schleuniges Ende.“

„Dem Ueberwundenen wurde der Friede nur unter harten Bedingungen bewilligt. Die erste die-

ser Bedingungen war: Don Roderigo, der junge Prinz von Toledo, sein wahrscheinlicher Kronerbe, solle als Geissel an dem Hofe von Sevilla bleiben. Mein Bruder hatte ihn Wunderdinge der Tapferkeit in der letzten Schlacht verrichten sehen, und eben dieses hatte das Kabinet von Andalusien bewogen, auf der schon erwähnten Bedingung zu bestehen. Roderigo war aber nicht die einzige Geissel, welche Zangor verlangte. Die Prinzessinn Ines, die Tochter des Königs von Arragonien, des Bundsgenossen des castilianischen Königs, mußte ihm gleichfalls ausgeliefert werden. Diese Prinzessinn war mit Don Roderigo verlobt. Da sie gewissermaßen sich als eine Gefangene an einem feindlichen Hofe betrachten konnte, so suchte und fand sie, wenigstens eine Zeitlang, nicht blos eine Beschützerinn, sondern eine Schwester und Freundinn in mir. Ich hatte Mitleid mit ihrem Unglück, und ich suchte aus allen meinen Kräften ihre Lage ihr erträglich zu machen. Mein Bruder wußte mir dieß aus einer angebohrnen Großmuth Dank, und sagte einstmahls in ihrer Gegenwart zu mir: „Ines ist deine Geissel und nicht mehr die meinige, ich empfehle sie deiner Freundschaft.“ Die Prin-

LB Coburg

zessinn von Castilien, von Dankbarkeit durchdrungen, wollte mir die Hand küssen; ich fiel ihr um den Hals und umarmte sie mit wahrer Zärtlichkeit. Ich gewann bald ihr ganzes Vertrauen. Sie gab mir einen Beweis davon, indem sie mir ihre heftige Leidenschaft zu dem Prinzen **Roderigo**, und die kalte Gleichgültigkeit entdeckte, womit **Roderigo** ihre Liebe erwiedere. Ich kannte letzteren noch nicht, ich wußte nur, daß er in der Citadelle in enger Verwahrung gehalten wurde. **Ines** erlangte durch meine Vermittelung, daß er eine gewisse Freyheit genießen, und die Erlaubniß haben sollte, in dem Pallast, und selbst in der Stadt, blos von einem Leibgardisten meines Bruders begleitet, umhergehen zu dürfen. **Ines** sagte mir so viel von ihrer Liebe für **Roderigo**, von seinen vielen herrlichen Eigenschaften und von der liebenswürdigen Gestalt dieses Prinzen vor, daß sie mich auf das vortheilhafteste für ihn einnahm, und in dieser günstigen Stimmung für den Erben des castilischen Throns befand ich mich, als Dankbarkeit ihn zu mir führte. Bey seinem Anblick gerieth ich in eine unbeschreibliche Bestürzung, deren Größe vielleicht mit nichts verglichen werden konnte, als

mit der Verwunderung, die ich der Donna Ines durch den lauten Schrey und das sichtbare Erstaunen auspreßte, deren ich mich beym Anblick ihres Liebhabers nicht erwehren konnte. Es war nur zu gewiß, nicht allein daß Roderigo mir nicht unbekannt war, sondern daß sogar zwischen uns gewisse geheime Verhältnisse Statt fanden. Ich muß Ihnen, liebe Fee, dieses Räthsel erklären."

„Einige Wochen zuvor, ehe der Krieg zwischen Castilien und Andalusien ausbrach, erschien ein armenischer Kaufmann, oder wenigstens ein junger Mensch in armenischer Tracht am Hofe von Sevilien; er zeigte ein Sortiment der schönsten Juweelen und Edelsteine vor. Er wurde an der Toilette der verwittweten Prinzessinn zugelassen, die ihm verschiedenes abkaufte, und ihn auch mir zuschickte. Die gute Miene des Fremdlings fiel mir auf; als er näher trat, entdeckte ich in seinen Blicken und in seinem ganzen Benehmen eine Verwirrung, die mir wesentlich von der Verwirrung unterschieden zu seyn schien, worin der Anblick eines Prinzen oder Prinzessinn, Leute seiner Art setzen können. Seine Augen verriethen wechselsweise Erstaunen, dann Bewunderung, dann Entzücken, dann ein gewisses

anderes Gefühl, dessen Namen ich Ihnen, gütige Fee, nicht zu sagen brauche, da Sie so sehr dazu gemacht sind, es andern einzuflößen. Der falsche Kaufmann, (denn es war ein verkleideter Prinz) erholte sich endlich von seiner Bestürzung, und zeigte mir das seltenste und schönste, was sein Juweelenkästchen enthielt. Eine Schönpflästerchen-Dose mit Amethisten besetzt gefiel mir vorzüglich; theils weil es selten ist, ein Sortiment dieses Edelsteins in der Vollkommenheit anzutreffen, und theils weil der verstellte Armenier mir diese Dose zu wiederholtenmalen überreichte, und es immer mit einer gewissen bittenden Stellung begleitete, die mich gleichsam zwang, diesem Stücke meine ganze Vorliebe zu schenken. Ich nahm ihm also die Dose aus der Hand. Seine Freude darüber war zu innig, zu groß, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sie zu verbergen. **Wie viel soll sie kosten?** fragte ich ihn. **Prinzessinn**, gab er zur Antwort, **wenn Sie diese Dose einige Tage behalten, und mit Muße nach allen ihren Details untersucht haben werden, dann sollen Sie selbst den Preis bestimmen.** Indem er so sprach und ich die Dose in der Hand hatte, schloß er sein Juweelen-

Käſtchen zu, und nützte die Dazwiſchenkunft eines der vornehmſten Kronbedienten meines Bruders, um das Zimmer zu verlaſſen.

Als der Kronbediente, der ſich beynahe eine Stunde mit mir beſprach, ſich wieder empfohlen hatte, nahm ich meine neue Schönpfläſterchen-Doſe und betrachtete mich in dem kleinen Spiegel, den ich beym Aufmachen im Deckel gewahr wurde. Indem ich ſie ſo in der Hand hielt, gerieth durch den Druck ein geheimes Federwerk in Bewegung. Der Spiegel ſchlug ſich herab, und ich erblickte hinter ihm ein Miniaturgemälde, das vortrefflich gemalt war, und worinne ich ſogleich das Portrait des vorgeblichen Juweelenhändlers erkannte. In dieſem Portrait machte die armeniſche Tracht dem griechiſchen Koſtum Platz. Zwey Mirthenzweige, die ſich oben und unten verſchlangen, bildeten die Einfaſſung. Der Held der Doſe war plötzlich der meinige geworden. Ich war allein und nützte alle Rechte der Einſamkeit. „Es iſt ein Paladin! ein „Prinz!“ rief ich entzückt, „ein Liebhaber, der „meiner würdig iſt, und der mir ſein Bildniß zu„rückgelaſſen hat! Warum entſagte er nicht ſei„ner Verkleidung? Wäre er ein armeniſcher

„Kaufmann gewesen, so würde ich meinen Prin-
„zessinnenstand gehaßt, und ihn vielleicht ihm auf-
„geopfert haben; aber er ist meines Gleichen, und
„meine Wahl ist entschieden! Mein Herz sagt es
„mir, daß der Himmel mir das Original dieses
„Portraits zum Gemahl ausersehn hat."

Ich ließ sogleich den vertrautesten und verschlagensten meiner Edelknaben rufen, und befahl ihm, dem Fremden nachzuspüren, und wenn er ihn ausfündig gemacht, ihn zu bitten, augenblicklich zu mir zu kommen. Aber statt der Antwort erhielt ich die Nachricht, daß der Armenier schon längst abgereist sey; man hatte ihn Sevilla in größter Eile verlassen gesehen.

Nach Verlauf einiger Tage erschien am Hofe meines Bruders ein Gesandter, der um meine Hand für Don Roderigo, Prinzen von Toledo und Sohn des Königs von Castilien, warb. Mein Bruder, der sich über einige Feindseligkeiten von Seiten der Castilianer zu beklagen hatte, gab eine abschlägliche Antwort, und das mit so wenig Schonung in seinen Ausdrücken, daß der Gesandte sich beleidigt fühlte, und von dem Augenblick an der Krieg zwischen beyden Reichen erklärt wurde. Ich

war so eingenommen von dem falschen Armenier, und ich dachte damals so wenig an eine Verbindung mit Castilien, daß ich es meinem Bruder Dank wußte, meine Hand dem Don Roderigo verweigert zu haben. Ja, ich freute mich herzlich, als sich kurz darauf die Nachricht verbreitete, sein Vater habe, uns zum Trotz, für seinen Sohn um die Prinzessinn Ines, die Tochter des Königs von Arragonien gefreyt, und sie auch von ihrem Vater erhalten."

„Ich hatte nur Freundschaft und Güte für die Prinzessinn Ines empfunden, als der Ausgang des Krieges sie zur Geissel meines Bruders, oder besser zu reden, zu meiner Gefangenen machte; aber von dem Augenblicke an, wo ich in Roderigo den falschen Armenier erkannte, von dem Augenblick an wurde mir die Gegenwart, der Umgang, ja die bloße Nähe der Ines unerträglich. Zangor hatte mir über sie eine unumschränkte Gewalt eingeräumt. Ich mißbrauchte sie, zwar dem Anscheine nach, als großmüthige Fürstinn, aber der Wahrheit nach, als interessirte und eifersüchtige Nebenbuhlerinn. Denn ich ließ den Gesandten von Arragonien rufen, und übergab ihm die Ines mit

dem Auftrag, sie kraft der Vollmacht, die ich von meinem Bruder empfangen hatte, unverzüglich an den Hof des Königes ihres Vaters zurück zu schicken."

„Nachdem ich mich auf diese Art der Verlobten meines Geliebten entledigt hatte, bemühte ich mich nun, durch Geschenke auch die übrigen Personen zu gewinnen, deren Beyhülfe ich zu Erreichung meiner Absicht benöthigt war. Da Roderigo seiner Seits gleiche Mittel anwandte, so waren wir in kurzem alles Zwangs entledigt, und sahen uns Stundenweise in vollkommener Freyheit. Ich würde mich vergeblich bemühen, liebenswürdige Königinn der Feen, Ihnen die Details meiner ersten Unterredung mit dem Prinzen von Toledo zu schildern, in dem Augenblick, wo Dankbarkeit und Liebe ihn, in seiner wahren Gestalt, als Thronerben des Königs von Castilien zu meinen Füßen warfen. Während also Zangor Castilien durch die härtesten Bedingungen zu Boden drückte, versüßte seine gütigere Schwester das Schicksal des Erben dieses Reichs durch ein weit sanfteres Joch, und das er willig trug. Was soll ich Ihnen mehr sagen? Roderigo betete mich an, und im Ueber-

maaß seiner Liebe hatte er sich das Herz genommen, mir sein Geständniß abzulegen. Ich meiner Seits war viel zu schwach, ihm ein Geheimniß aus dem zu machen, was mein Herz für ihn empfand, und gewiß, gütige Königinn der Feen, verdiente ich wegen dieser Schwäche Entschuldigung; denn hätte ich dem Roderigo sein Glück verheimlichen wollen, so würde ich dadurch das meinige selbst untergraben haben.“

„Diese Leidenschaft beschäftigte mich ganz, bis Zangor von seiner Liebe zu Ihnen hingerissen, plötzlich verschwunden war. Kaum erfuhr ich den zärtlichen und herzhaften Entschluß, den er gefaßt hatte, durch den Brunnen des Waldes von Almaden in Ihre Staaten hinab zu steigen, als meine Zärtlichkeit für diesen geliebten Bruder in ihrer ganzen Stärke erwachte; ich setzte mir vor, ihn entweder an Ihrem Hofe aufzusuchen, oder sein Schicksal zu theilen, wenn er bey seinem Vorsatz verunglücket seyn sollte. Dieses Projekt beschäftigte mich ganz, und meine Liebe für Roderigo litte dadurch um ein beträchtliches. Zangor war nicht allein mein Bruder, sondern auch mein geliebter Gebieter. Sie wissen wohl, große Fee,

daß, wenn ein Fürst allgemein geliebt wird, alle seine Unterthanen wähnen, seine Kinder zu seyn, und ihm wirklich mit jener kindlichen und unbegrenzten Liebe anhangen, womit Kinder ihrem Vater ergeben sind. Ist dieses bey einem großen Volke geschehen; ist durch die einmüthige Anhänglichkeit an seinem Oberhaupte, durch die Harmonie und Vereinigung aller Wünsche und Zwecke, nur eine einzige Familie aus dem Fürsten und seinem Volke geworden; hat dann dieser geliebte Fürst, der gewiß der glücklichste von allen seines Gleichen zu nennen ist, noch eine näher verwandte Familie an sich, eine Gattinn, Brüder, Schwestern, Blutsfreunde; so können Sie leicht denken, daß diese Gattinn, diese Brüder, diese Schwestern und Blutsverwandte, sich vor der großen Familie, d. h. vor dem Volke, durch einen noch größern Eifer, durch eine noch auserwähltere Liebe, kurz, durch noch großmüthigere Aufopferungen und Anstrengungen auszuzeichnen suchen werden. Und eben diese Empfindungen waren es, die sich meiner Seele in dem Augenblick bemächtigten, wo ich in dem Walde von Almaden ein auffallendes Beyspiel gab, wozu Anhänglichkeit und schwesterliche Liebe

selbst das schwächste Geschlecht begeistern können. Aber jetzt, wo ich, Dank Ihrer Güte, die belohnenden Früchte meines Entschlusses eingeerndtet habe, jetzt werden Sie sich wohl nicht wundern, wenn die beruhigte Schwester wieder zur besorgten Geliebten wird, und wenn mein Herz von Unruhe und Bekümmerniß erfüllt ist, so oft ich mir die Bestürzung, den Schmerz, die Leere, ja vielleicht die Verzweifelung vorstelle, worein meine so schnelle Verschwindung den Roderigo gestürzt haben müsse. Sollte er durch eine Ahndung auf die Spur meines Entschlusses gekommen seyn, sollten ihn seine Muthmaßungen in den Wald von Almaden getrieben haben, so zittere ich, daß mein Liebhaber . . . .“

„Beruhigen Sie sich, schöne Prinzessinn, unterbrach sie die Fee, von dem Augenblicke an, wo ihre Erzählung mich die Folgen ihrer raschen Verschwindung ahnden und mit Ihnen für das Leben ihres Roderigo zittern ließ, machte ich eine Bewegung mit der Hand, die Sie völlig von ihrer Sorge befreyt haben würde, wenn Sie ihre Absicht und Wirkung hätten errathen können. Aber zwölf von meinen unsichtbaren Begleitern haben diese Bewe-

gung, diesen Wink besser als Sie verstanden, und sind augenblicklich dem Prinzen von Toledo entgegen geeilt, und wo ich mich nicht irre, so ist er es selbst, dessen Ankunft das Jauchzen und die Trompetenstöße verkündigten, die Sie von Ferne vernehmen.

Wirklich war es Roderigo, den die zwölf dienstbaren Geister der Gnomis wie im Triumph zu der Prinzessinn von Andalusien brachten. Das süße Entzücken des verliebten Paars ist unmöglich zu beschreiben. Um es sich vorstellen zu können, muß man in gleichem Grade verliebt gewesen seyn, oder sich in gleicher Lage befinden. Zangor war ein wenig verwundert und erzürnt, als er den Prinzen von Toledo zu den Füßen seiner Schwester erblickte; aber Fee Gnomis flüsterte ihm den Aufschluß dieses Räthsels ins Ohr, und mit Freuden willigte er in diese Verbindung. Er nahm selbst die Hand seiner Schwester und legte sie in die Hand des Erbens von Castilien.

Man fragte den Don Roderigo, wo ihn die geflügelten Diener der Fee angetroffen hätten? Er erzählte, wie ein Schleier, den die Prinzessinn am Rande des Brunnens verlohren, seinen ausgeschick-

ten Boten zum untrüglichen Beweise gedient habe, daß sie in diesen Abgrund sich hinabgelassen haben müsse. Sogleich habe er beschlossen, sie auf demselben Wege aufzusuchen, und indem er diesen gefährlichen Entschluß ausgeführt, sey er plötzlich von unsichtbaren Händen angefaßt, und hieher gebracht worden.

Jetzt war das ganze Reich der Gnomen viele Wochen lang nur beschäftigt, durch Festivitäten und Lustbarkeiten ohne Zahl, die zwiefache Vermählung des Zangors und der Gnomis, des Roderigo und der Aracena zu feyern.

Unterdessen, wie wir schon oben bemerkt haben, trugen sich am Hofe von Sevilla weit tragischere Ereignisse zu. Die Verschwindung des Zangors und der Prinzessinn seiner Schwester hatte das Reich in Bestürzung gesetzt; Don Roderigo's Flucht vergrößerte die Unruhe, sonderlich, als der König von Castilien von den Andalusiern Rechenschaft foderte, was aus seinem Sohne geworden sey, den er ihnen zur Geissel anvertraut? Die Regentinn berief die Stände von Andalusien eiligst zusammen. Der erste Schluß, den ihre Versammlung faßte, war ein Befehl, den Major-Domo

Sapiedo zu verhaften, um ihn verantwortlich für die Verschwindung sowohl seines Souverains, als der Prinzessinn und des Prinzen von Castilien zu machen. Drey Monate lang dauerte die Untersuchung, und da weder Zangor, noch Aracena, noch Roderigo, nach Verlauf dieser Zeit wieder zum Vorschein kamen, so wurde Sapiedo des Todes würdig erklärt, und verurtheilt, den Kopf in dem Walde von Almaden am Rande des Brunnen ohne Grund zu verlieren.

Zwey Tage vor der Hinrichtung fieng man an, im Walde, in der Gegend des Brunnen, Bäume zu fällen, und eine Art von Amphitheater für die Zuschauer zu errichten; dies Amphitheater wurde, so wie der Rand des Brunnens, schwarz behangen. Die beyden Geister, welchen die Bewachung des Brunnens übertragen war, und die aus den angeschlagenen Bekanntmachungen ersahen, daß alle diese Anstalten den Tod des treuesten Dieners Zangors bedeuteten, benachrichtigten diesen Prinzen davon, welcher sogleich seine Unruhe darüber der Fee mittheilte. Die Fee lächelte über seine Besorgniß, und entdeckte ihm, um ihn zu beruhigen, was sie willens sey zur Rettung Sapiedo's zu thun.

Als die Stunde der Hinrichtung des Major-Domo's gekommen, und die Fee durch ihre Abgeschickte davon benachrichtiget worden war, berührte sie den Zangor, die Aracena und Roderigo mit ihrem Stäbchen, um sie unsichtbar zu machen, und befahl den geflügelten Geistern, diese drey Personen und sie auf den Richtplatz zu versetzen, wo zugleich eben diese Geister in einem Nu, zwey prächtige Thronen zu ihrem Empfang aufrichteten. Der Anblick dieser Thronen setzte den Groß-Senechal nicht wenig in Verwunderung, der sich voll Unwillen erkundigte, auf wessen Befehl und durch wen diese Thronen errichtet worden wären? aber je mehr er sich erkundigte, je weniger konnte man ihm berichten, bis endlich die Ankunft der Häscher, des Nachrichters und des Sapiedo seinen vergeblichen Fragen ein Ende machten. Als der Major-Domo tief bekümmert an dem Orte angelangt war, wo er den Kopf verlieren sollte, verlangte der Nachrichter vom Seneschal ein Schnupftuch, um ihm die Augen zu verbinden. Dieser zog sogleich das seinige aus der Tasche, und war nicht wenig bestürzt, zu sehen, daß ihm, je mehr er von diesem Schnupftuch herauszog, immer noch mehr heraus-

zuziehen übrig blieb. Voll Ungeduld über dieses unbegreifliche Taschenspieler-Stückchen, und voll Eifer, das Urtheil der Stände vollziehen zu lassen, befahl er dem Nachrichter, mit seinem Schwerdt ein hinreichendes Stück von diesem Schnupftuche abzuhauen. Der Nachrichter schickte sich an, dem Befehl des Seneschal zu gehorchen; aber als er sein Schwerdt aus der Scheide ziehen wollte, fand sich's, daß es wohl ein Gefäß aber keine Klinge hatte. Das Volk, welches schon Zeuge des ersten Wunders gewesen war, wurde noch mehr von diesem zweyten in Erstaunen gesetzt, und rief mit lautem Geschrey: daß Sapiedo unschuldig sey. In dem Augenblicke hob Gnomis den Zauber auf, der sie und ihre Begleiter unsichtbar machte, und zugleich fielen auch die Fesseln von den Händen und Füßen des Major-Domo's. Durch die Kraft desselben Stäbchens verwandelte sich die schwarze Behängung des Amphitheaters und des Brunnens in einen ungeheuer großen goldgestickten Teppich. Das Jubelgeschrey des Volks erscholl noch stürmischer bey Erblickung dieser neuen Unbegreiflichkeiten, und sonderlich der plötzlichen Erscheinung seines Fürsten, der Prinzessinn seiner Schwester und des

Erbens von Castilien und der Königinn der Gnomen. So endigte sich, statt mit Blutvergießen, dieser Morgen durch die lauterste und allgemeinste Freude. Die Fee, ihre drey Begleiter und Sapiedo stiegen in den Wagen des Seneschalls, der groß genug war, sechs Personen zu fassen, und der Seneschal, welcher zuletzt hineinstieg, nahm selbst die Zügel, und kutschirte sie nach Sevilla, wo Zangor die Fee in den Besitz einer neuen Krone setzte. Es wurde ausgemacht, daß sie, wechselsweise, sechs Monate zu Sevilla und sechs zu Gnomopolis residiren sollten. Sapiedo wurde von seinem Herrn reichlich für seine Treue und das ausgestandene Schrecken, durch neue Ehrenstellen und Gnadengehalte belohnt. Don Roderigo ließ an dem Hofe von Castilien die Vermählung notificiren, die er in dem Reiche der Gnomen geschlossen hatte. Er nahm hierauf von Gnomis und Zangor, wiewohl höchst ungern, Abschied, und reiste nach Toledo, um seinem Vater die schöne Aracena vorzustellen, und ihm begreiflich zu machen, daß die Wahl dieser Schwiegertochter seine Einwilligung um so mehr verdiene, da sein Herz sie, und zwar zuerst mit seinem Beyfall getroffen. Der König von Castilien,

als er die schöne Prinzessinn erblickte, gab seinem Sohne freudig seine Einwilligung, und umarmte seine neue Schwiegertochter mit der Zärtlichkeit eines liebenden Vaters. Um öffentlich zu bezeugen, wie sehr ihm diese Verbindung behage, sendete er nach allen Gegenden Spaniens seine Herolde aus, und ließ ein Turnier ausrufen, welches zu Toledo die vierzehntägigen Lustbarkeiten und Feste beschließen sollte. Auf diesen Ausruf fanden sich eine Menge Paladine und Ritter von allen Seiten ein, die an Rüstung, Rossen und Gestalt mit einander um den Vorzug wetteiferten. Don Roderigo würde sie alle verdunkelt haben, wenn es seine Absicht gewesen wäre, um den Preis des Turniers zu streiten; aber so ließ er sich es mehr angelegen seyn, die Honneurs vom Turnier zu machen, als den Dank zu erkämpfen. Nur der Formalität wegen erschien er im Costum und über und über gewapnet. Das Turnier neigte sich zu Ende, ohne daß er jemand aufgefodert hätte, oder von jemand aufgefodert worden wäre, als ein unbekannter Paladin, auf einem prächtigen Streithengst und in vergoldeter Rüstung mit aufgezogenem Visir in die Schranken ritt, und mit einer Stimme, welche Zorn und

Ingrimm verrieth, ihm zurief: Roderigo, dir gilt's! Aber wenn deine Tapferkeit deinem Ruf entspricht, so entsage diesem Schattenbild von Fehde; lege deine stumpfe Waffen ab, und vertausche sie, wie ich, mit Waffen zum ernstlichen Scharf-Rennen.

„Verwegener Paladin! antwortete kaltblütig der Prinz von Castilien, ich nehme deine Ausfoderung an. — Und ich, erwiederte der Unbekannte, will dir die Ursache nicht verschweigen, warum ich sie an dich ergehen ließ: wisse, daß ich in dir einen ehrlosen und eydbrüchigen Paladin, einen ausgearteten, seines Standes unwürdigen Ritter erblicke, dem ich, mit der Spize meines Schwerdts auf der Gurgel, das Bekenntniß abdringen werde, daß die Prinzessinn von Andalusien weder an Schönheit noch Verdienst der von Arragonien gleich kommt. — Ich verstehe dich, entgegnete der Prinz von Toledo, du bist es, den Donna Ines zu ihrem Ritter und Verfechter erwählt hat. — Der bin ich.“ —

Roderigo antwortete nichts weiter, sondern begnügte sich, seinen Knappen zu befehlen, ihm

sogleich seine Streit-Lanze und sein Schlacht-Schwerdt zu bringen.

Als das Gerücht sich verbreitet hatte, daß der Prinz von Toledo von einem arragonischen Ritter zu einem ernstlichen Kampf auf Tod und Leben ausgefodert worden sey, stellten alle übrigen Ritter ihre Schein-Kämpfe ein, und bildeten einen Kreis um die beyden Gegner, damit sie Zuschauer dieses blutigen Zweykampfs seyn mögten. Sobald die Trompete das Zeichen gegeben, sprengten beyde ihre Rosse an, und trafen auf einander mit dem Ungestüm und der Gewalt eines Felsenstücks, das aus einer Wurfmaschine gegen die Mauer einer belagerten Stadt geschleudert wird. Ihre Lanzen zertrümmerten in Stücken, und der Stoß war so heftig von beyden Seiten, daß beyde Kämpfer aus Bügel und Sattel gehoben wurden, und ihre ledigen Rosse in den Schranken umherliefen. Die beyden Ritter erhoben sich schnell wieder von ihrem Sturz, entblößten ihre Schwerdter, und griffen sich zu Fuße noch wüthender an, als sie zu Pferd gethan hatten. Mehr als einmahl gelang es ihren zweyschneidigen Klingen, die Riemen zu zerhauen,

welche den Harnisch und den Helm mit einander verbinden, und durch die Blößen, welche die gelüftete und getrennte Rüstung gab, zeichnete jeder seinen Gegner mit Blut und Wunden. Roderigo verrieth mehr körperliche Stärke, der Unbekannte aber mehr Behendigkeit und Gewandtheit. Der letztere nützte geschickt den Augenblick, wo Roderigo den Arm hoch empor schwang, und versetzte ihm eine tiefe Wunde unterhalb der Schulter. Der Prinz von Toledo gerieth in Wuth bey dem Anblick seines Blutes, das stromweise herausquoll; er drang mit aller Hitze der Rache auf seinen Gegner ein, und ließ solche gewaltige Streiche auf seinen Helm herabdonnern, daß es ihm gelang, ein Stück einige Finger breit von dem Halskragen seines Gegners abzuhauen, und seine Gurgel seinen Hieben bloß zu stellen. Das Leben des Arragoniers befand sich nun in der Gewalt des Roderigo, der im Ringen ihn zu Boden warf, und ihm mit vorgehaltener Spitze seines Schwerdts zurief: Ueberwundener, bekenne, daß die Prinzessinn von Arragonien der von Andalusien an Schönheit und Verdienst nachsteht! — Lieber tausendmahl sterben, als dieß bekennen! antwortete der halsstarrige Rit-

ter. — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Roderigo ihn durchbohrte.

Roderigo, undankbarer Roderigo! rief der Ritter mit sterbender Stimme, um das Maaß deiner Ungerechtigkeiten voll zu machen, blieb dir nichts übrig, als mir auch das Leben zu nehmen! — Roderigo erbebte bey Anhörung dieser Worte, er glaubte die Stimme zu kennen; er löste eiligst die Riemen des Helms, und nahm ihn von dem Haupte des Sterbenden. O! Anblick, der ihm das Herz zerriß! es war die unglückliche Prinzessinn von Arragonien, die ihre unvergoltene Liebe zu ihm jetzt mit dem Tod besiegelte. Schmerz, Bestürzung, Schrecken, und das Blut, das er aus seiner eigenen Wunde verlohr, beraubten ihn des Gebrauchs seiner Sinne. Man eilte herbey, man trug ihn in seinen Pallast, bleich, entstellt, mit Blut überdeckt, und fast so leblos wie Ines. Der König von Castilien und selbst die Prinzessinn von Andalusien beklagten das tragische Ende dieser Unglücklichen, und theilten den Schmerz, den der Prinz von Toledo ihrem Andenken weyhte. Der König ließ eine Kapelle von weißem Marmor an der Stelle erbauen, wo Ines durch Roderigo's

Schwerdt gefallen war. Ihr Leichnam ruhte in dieser Kapelle in einem Grabmahl von Jaspis, und oft besuchte es Roderigo und widmete Thränen der Reue ihrem Gedächtnisse.

Einige Monate nach den Obsequien der unglücklichen Prinzessinn fühlte sich Don Roderigo's Gemahlinn schwanger, und erhielt von ihrem Schwiegervater die Erlaubniß, nach Sevilien zu gehen, und ihre Niederkunft daselbst abwarten zu dürfen. Die Schwangerschaft der Fee Gnomis offenbarte sich fast zu gleicher Zeit, und die Wehen der Entbindung ergriffen auch beyde an einem Tage. Während die Hebammen beschäftigt waren, ihren Verrichtungen obzuliegen, bemerkte man plötzlich einen Spindelbaum von ungeheurer Höhe und Dicke, der, wie durch ein Wunder, vor der Pforte des Pallastes gepflanzt erschien, wo die Prinzessinnen sich aufhielten. Man weiß, daß dieser Baum die bösartige Kraft hat, die Entbindungen zu erschweren. Zangor befahl, daß man den Baum in Brand stecken solle; aber das Feuer vermogte nichts über ihn; er wollte ihn umhacken lassen, aber die Axt konnte ihm nichts anhaben. Zangors Bestürzung wuchs mit jedem Augenblick.

Indem er den Baum mit größter Aufmerksamkeit betrachtete, wurde er eine Stelle gewahr, wo ein Stück Rinde fehlte, und wo die Nahmen der Fee Urgela und des Geistes Agramont in den Stamm eingegraben standen. Man erinnerte sich, daß diese Fee und dieser Geist bey der Geburt eben der Prinzessinn Ines zugegen gewesen waren, die im Zweykampf zu Toledo durch die Hand des Prinzen Roderigo fiel. Man errieth nun leicht, daß diese Bezauberung ihr Werk sey, und daß die Hindernisse, welche sie der Niederkunft der Gnomis und der Aracena im Weg legten, eine Rache für den Tod ihrer Lieblinginn seyn sollte. Fee Gnomis würde zwar dieses Zauberstückchen leicht haben vereiteln können, aber ihre Schwangerschaft hinderte sie daran, denn die Macht einer Fee ist dann ohne Kraft. Fee Gnomis ergriff also mit Aracena das einzige Mittel, das ihnen übrig blieb, nemlich sich aufs Bitten zu legen, und zu versuchen, ob sie auf diese Art die Fee Urgela und den Geist Agramont besänftigen und erweichen könnten. Sie thaten beyde das Gelübde, gleich nach ihrer Niederkunft ihr schönes Haar auf Ines Grab zu opfern, und wenn ihre Kinder einmahl heyrathen

würden, von welchen sie entbunden werden sollten; so gelobten sie, daß diese Feyerlichkeit nirgends anders als auf diesem Grabe geschehen solle. Kaum hatten sie dieses Gelübde abgelegt, so verschwand der Spindelbaum, und beyde kamen glücklich in die Wochen: Aracena mit einem Prinzen, der Gußmann genennet wurde, und Gnomis mit einer Prinzessinn, der sie nach ihrem Vater den Namen Zangora gab.

Die beyden Kinder waren Wunder an Schönheit. Die Mütter begaben sich nach geendigtem Wochenbette zu Ines Grab, um ihr erstes Gelübde zu erfüllen, und sich daselbst die Haare abzuschneiden. Hierauf schieden sie von einander. Gnomis reiste zu Zangor, dem sie mit ihrem Kahlkopf so lieb und werth blieb, wie zuvor, und Roderigo liebte seine Aracena ebenfalls nicht minder, wenn gleich ihr schönes langes Haar von ihrem Haupte verschwunden war. Allein das konnte den Unmuth beyder Damen nicht besänftigen, die mit sich selbst höchst unzufrieden waren, so oft sie in einen Spiegel schauten. Um das Opfer zu ersetzen, das sie mit ihren Haaren gebracht hatten, verfielen beyde, ohne sich darüber verabredet zu haben,

haben, auf einerley Hülfsmittel; sie erfanden nemlich einen künstlichen Haarschmuck oder die Perücke, ein Hülfsmittel, das damahls noch unbekannt war, und dessen Erfindung eben so glücklich und sinnreich ausgedacht dünkte, als es uns jetzt allgemein und alltäglich vorkommt.

Die Schönheit der Prinzessinn Zangora nahm mit jedem Jahre dergestalt zu, daß in ganz Andalusien von nichts die Rede war, als von ihr. Gleiche Wunderdinge erzählte das Gerücht in allen Städten Castiliens von dem Prinzen Gußmann. Aber, obgleich beyde dazu gemacht waren, die heftigste Leidenschaft einzuflößen, so schienen sie doch selbst ganz unempfindlich für Liebe zu seyn. Unterdessen waren sie bis zum achtzehenten Jahre herangewachsen, und ihre Eltern dachten nun darauf, sie zu vermählen, und zwar, wo möglich, aus ihnen ein Paar zu machen. Es kam nur darauf an, zu wissen, ob dieser Plan, den die Politik vollkommen gut hieß, auch durch die Herzen der beyden jungen Leute sanctionirt werden würde; denn Gußmann und Zangora hatten sich einander noch nie gesehen. Um dieß zu entdecken und zu erfahren, ob man bey ihnen auf wechselseitige Nei-

gung werde rechnen dürfen, verschrieb man, erstlich nach Toledo und dann nach Sevilien, einen berühmten flamländischen Mahler, der sonderlich im Portraitmahlen und im Treffen seines Gleichen suchte. Auch gelang es ihm, den Prinzen Gußmann und die Prinzessinn Zangora bis zum Sprechen ähnlich abzukonterfeyen, ohne daß weder der eine, noch die andere davon im mindesten etwas geahndet hatten; denn man hatte im Pallaste den Künstler immer an einem Orte versteckt, wo er die Züge der Person, die er mahlen sollte, mit Muße copiren konnte, ohne bey seiner Arbeit gestört oder entdeckt zu werden. Er hatte den Einfall gehabt, die Prinzessinn im Kostum eines Sträußermädchens, und den Prinzen in Schäfertracht abzubilden. Man hieng nun, unter mehrere neugekaufte Gemählde gemischt, das Portrait des schönen Schäfers im Zimmer der Zangora und das Bild des niedlichen Sträußermädchens im Zimmer des Prinzen Gußmann auf. Die beyden Talismane der Prüfung thaten ihre Wirkung. Zangora konnte es nicht satt werden, das Bildniß des liebenswürdigen Hirtens zu betrachten, und den Prinzen Gußmann fand man Tage lang im Anschauen

der Schülerinn Florens verlohren. Auf die Fragen, welche beyde wegen dieser Gemählde thaten, gab man ihnen zur Antwort, sie wären durch einen Künstler nach der Natur gemahlt, der vor kurzem gestorben, und aus dessen Nachlaß man sie, als zwey vollendete Meisterstücke erstanden habe, die aber fast noch merkwürdiger durch ihre frappante Aehnlichkeit, als durch die Schönheit der Mahlerey wären. Gußmann schloß daraus, das schöne Sträußermädchen müsse in irgend einem Dorfe Spaniens verborgen seyn; und Zangora folgerte das Aehnliche in Ansehung des Schäfers, nach welchem ihr Herz insgeheim schmachtete. Der junge kastilianische Prinz ließ es aber nicht dabey bewenden. Ohne seinen Eltern noch seinem liebsten Vertrauten ein Wort von seinem Vorhaben zu entdecken, verließ er in einer Nacht den Pallast als Hirte verkleidet, den Hirtenstab in der Hand und die Hirtentasche übergehangen. Im ersten Dorfe kaufte er sich einen Schäferhund und ein zwanzig Stück Schafe, die er vor sich her trieb, als ob er in seinem Leben nichts anders getrieben hätte, und so nahm er in kleinen Tagereisen den Weg nach Sevilien, nicht aus Eingebung oder

durch ein Spiel des Zufalls, sondern aus Gründen reiflicher Ueberlegung. Er hatte sehr wohl bemerkt, daß der Hintergrund des Gemäldes, auf welchem das geliebte Sträußermädchen abgebildet war, einen Brunnen vorstellte, dessen Wasser aus zwey aufgesperrten Drachen-Rachen floß. Nun war ihm aber aus der geographischen Kunde von Spanien bekannt, daß es in der Gegend von Sevilien einen Brunnen gebe, der gerade so aussähe, und deswegen der Drachenbrunnen genannt werde, und zu dessen Wasser viele Kranke ihre Zuflucht nähmen. Der verliebte Gußmann glaubte, dieser Brunnen könne vielleicht auch seine Krankheit heilen, denn er schmeichelte sich mit der Hofnung, längs den schönen Wiesen, welche die Quelle dieses Brunnens wässerte, dem Gegenstande seiner Leidenschaft vielleicht zu begegnen.

Dieser Brunnen lag im Bezirk des Parks des Beherrschers von Sevilien. Gußmann fand sich in diesem Park bey so früher Tageszeit ein, daß er noch Niemanden antraf, als den Pachter der Wiesen, der ihm für eine kleine Vergütung erlaubte, seine Schafe hier weiden lassen zu dürfen. Der falsche Hirte hatte bald den Drachenbrunnen

ausfündig gemacht, und mit Vergnügen bemerkt, daß in seiner Nachbarschaft der Schmelz der mannichfachsten und lebhaftesten Blumen blühte, er bemerkte auch eine niedliche Rasenbank, auf welcher ein Stückchen von einem Bande liegen geblieben war, das wahrscheinlich zu Bindung eines Straußes gedient haben mogte. „Das Straußermädchen ist nicht fern!“ dachte er tief gerührt bey sich selbst, geschwind wollen wir uns bey ihr durch eine Huldigung zu empfehlen suchen, die ihrem Geschmack schmeichelt.“ Er pflückte und sammelte nun verschiedene Blumen, bey deren Wahl und Ordnung die Liebe seine Hand führte. Hierauf band er den Strauß mit dem Bande zusammen, welches das Ohngefähr ihm hatte finden lassen, und legte das Bucket auf den Rasensitz, und zwar an einen Ort, wo es sogleich in die Augen fallen mußte; er selbst aber lagerte sich nicht weit davon ins Gras, und unvermerkt schlummerte er hier ein, weil theils die ungewohnte Fatigue des weiten Marsches ihn ermüdet hatte, und theils die große Hitze ihn auch zum Schlafe einlud.

Die junge Prinzessinn Zangora, die durch den Nachtigallengesang und den schönen Morgen früh

wach geworden war, erinnerte sich, als sie die Augen aufschlug, daß heute das Geburtsfest ihres Vaters des Prinzen Zangor sey. Sie rief sogleich die junge Marthesa, diejenige von ihren Hoffräulein, die sie am meisten liebte, und entdeckte ihr ihren Plan, zum Drachenbrunnen zu gehen, und einen Strauß für ihren Vater zu pflücken. Die Oberhofmeisterinn der Prinzessinn fand dieses recht gut ausgedacht, und ernannte zwey der ältesten Kammerfrauen, um Zangora und Marthesen zu begleiten. Man kann sich leicht vorstellen, daß die beyden alten Duennen nicht so leichtfüßigen Schrittes als die Prinzessinn und ihre junge Favorittinn einher wandelten, und daß also letztere beym Brunnen eine ziemliche Zeit vor ihren Begleiterinnen anlangten. Zangora wieß der Marthesa einige Blumen, die in einer gewissen Entfernung standen, und bat sie, solche zu pflücken, sie wolle sie unterdessen auf dem Rasensitze abwarten. Marthesa befolgte den Auftrag, und die Prinzessinn war kaum nach der Bank zu gegangen, als sie das galante Buket erblickte, welches hier lag. Sie konnte den Urheber dieser Galanterie nicht gleich gewahr werden, weil ein niedriges Myrthen-

gesträuch ihn noch ihren Augen verbarg; aber als sie das Buket aufheben wollte, erblickte sie nicht weit davon im Grase den liebenswürdigsten der Schäfer, der in einen tiefen Schlummer versunken lag, und sein schönes Gesicht nach ihrer Seite gekehrt hatte. Welch eine entzückende Ueberraschung für Zangora! Sie erkannte in ihm sogleich das Original zu dem Bilde, das schon seit langer Zeit alle ihre Gedanken beschäftigte. Sie betrachtete ihn, in Bewunderung und Liebe verlohren; und im süßen Rausch ihrer Sinne entwischte der Strauß ihren Händen, fiel auf das Gesicht des Schläfers und weckte ihn auf. Wer schildert nun die Verwunderung und die Freude des Geliebten? Die Prinzessinn sehen, das Idol seines Herzens in ihr erkennen, ihr zu Füßen fallen, und ihr die Hände küssen, das alles war nur das Werk eines Augenblicks! Die Hand war geküßt, ohne daß Zangora noch daran gedacht hatte, sie wegzuziehen. In dem Augenblick kam Marthesa dazu. Voll Verwunderung über den Anblick, brach sie in ein lautes Geschrey aus. Die beyden alten Duennen hörten dieses, eilten herbey, und schrien noch zehnmahl ärger als Marthesa; die Leib-

wache kam, und Gußmann ward in Verhaft genommen.

Nicht als ob Zangora sich über den Schäfer beklagt, oder ihn einer zu großen Keckheit beschuldigt hätte, im Gegentheil, sie verfolgte ihn mit den Augen, und seufzte tief, als man ihn wegführte; auch hatte sie den Strauß wieder aufgehoben und an den Busen gesteckt, weil sie muthmaßte, niemand anders als dieser Schäfer könne ihn gebunden haben. Aber der Unbekannte war ertappt worden, daß er einen verwegenen Kuß auf die Hand der Prinzessinn gedrückt hatte, und was dieses Verbrechen noch mehr erschwerte, er hatte dazu auf den Knien gelegen, und ganz die Stellung eines Liebhabers angenommen. Jeder beklagte zum voraus das Schicksal des jungen schönen Bauers, daß er sich durch seinen sträflichen Frevel, nach den strengen Gesetzen Castiliens, des Lebens verlustig gemacht.

Der Prinz von Andalusien, den man von allen Umständen des Vorfalls sogleich benachrichtigte, ließ den Schäfer und seine Tochter herbeyführen: aber kaum war Gußmann vor ihn gebracht, als er in ihm das Original des Portraits erkannte,

das in dem Zimmer seiner Tochter aufgehangen worden war. Statt also den Schuldigen hart anzufahren, fiel er ihm um den Hals, und begrüßte ihn als seinen Schwiegersohn, zum großen Erstaunen des ganzen Hofs, der fast an der Wahrheit von dem zweifelte, was er mit Augen sah.

Es mangelte nun nichts mehr, um die Vermählung des verstellten Schäfers mit dem Sträußermädchen zu vollziehen, als die Einwilligung des Don Roderigo und der Aracena. Man meldete unverzüglich nach Toledo die ganze Geschichte des sonderbaren Vorfalls beym Drachenbrunnen. Diese Nachricht erfüllte Gußmanns Eltern mit der größten Freude. Sie beschlossen selbst nach Sevilla zu reisen, und Augenzeugen von dem Glück ihres lieben Sohnes zu seyn. Aracena vergaß in dem Augenblick den Theil ihres Gelübdes, das sie am Tage von Gußmanns Geburt abgelegt, und wodurch sie sich anheischig gemacht hatte, die Vermählung ihres Sohnes nirgends anders, als auf dem Grabe der unglücklichen Prinzessinn von Arragonien zu feyern. Gleiche Vergessenheit hatte von Seiten der Gnomis und des Zangors statt; die Fee Urgela und

der Geist Agramont hingegen, die eifrigen Rächer des noch nicht besänftigten Schattens der Prinzessinn, hatten es nicht vergessen. Dieser Geist und die Fee erhoben also einen schrecklichen Sturmwind, der zu drey wiederhohlten Mahlen die Gerüste, Triumphbögen und andere Zurüstungen zu den Hochzeitfeyerlichkeiten umstürzte, welche zu Sevilien errichtet worden waren.

Diese deutlichen Beweise des Unwillens der beyden Beschützer der Ermordeten erinnerten an das versprochene und vergessene Gelübde. Man machte zu Sevilien mit den Anstalten Stillstand, und es wurde beschlossen, sich schleunig nach Toledo zu verfügen, und die Vermählung auf Ines Grab in der kleinen Kapelle zu feyern, die ihrem Andenken errichtet war. Diese Veränderung des Lokals veranlaßte aber auch eine gewaltige Veränderung in dem Ganzen der Feyerlichkeit, und in den Anstalten und Einladungen, welche man zu Ehren dieses Tages getroffen hatte; denn Zangor hatte alle Prinzen, Prinzessinnen und Paladine von Spanien eingeladen, und die Fee Gnomis hatte sämmtliche Feen und Geister des Feen- und Geisterreichs gebeten, um

den hochzeitlichen Pomp durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Zangor mußte sich nun gegen die Prinzen, Prinzessinnen und Paladine wegen der Kleinheit des Orts entschuldigen, den man zu wählen gezwungen sey, und der nicht erlaube, in der Kapelle mehr als zwanzig Personen zuzulassen, die nur aus den nächsten Verwandten der beyden Neuvermählten gewählt werden könnten; aber die Geister und Feen, die von Natur äußerst neugierige Wesen sind, hielten Rath, wie sie sämmtlich in der Kapelle, trotz der Kleinheit des Raums, Platz fänden. Es wurde beschlossen, daß sie sich alle, einen einzigen ausgenommen, verwandeln wollten, so lange die Ceremonie dauere: nemlich die Feen in Fliegen, Ameisen und Raupen, die Geister in Käfer, Schmetterlinge und Kellerläuse; und weil die Geister oder Feen, wenn sie sich aus eigener Bewegung verwandelt haben, ihre erste Gestalt nicht wieder annehmen können, als durch die Hülfe eines andern Geistes oder einer andern Fee, die ihnen diesen Dienst leistet, so trug man diese Verrichtung dem Geist Descuidado (oder Sorgenlos) auf, der ein sehr unbehülflicher, und nach Festen und Feyerlichkeiten wenig

lüsterner Geist war, indem er sich wenig oder nichts um das bekümmerte, was auf der Erde oder im Geisterreich vorgieng. Dieser versprach, sich außen an der Thüre der Kapelle aufzuhalten, und beym Herausgehen aus der Versammlung, jede verwandelte Fee oder jeden verwandelten Geist mit seinem Zauberstabe zu berühren, um ihnen ihre erste Gestalt wieder zu geben.

Als diese Vorsichtsmaaßregel getroffen war, schritt man zur Feyerlichkeit selbst, die in Gegenwart der zwanzig nächsten Verwandten des Gußmann und der Zangora vor sich gieng, die Feen und die Geister nicht gerechnet, die zugegen waren, und sich, wie gesagt, in die kleinsten Thiergestalten verwandelt hatten, um so wenig Raum als möglich, einzunehmen; kaum war die Thüre verschlossen, so kam die Fee Melusine, und verlangte von dem dicken Descuidado, daß er sie einlassen sollte; aber dieser schlug es ihr in groben Ausdrücken rund ab, und machte ihr Vorwürfe, daß sie so spät käme. Melusine gerieth in Zorn, und weil ihr der Entschluß unbekannt war, den ihre Collegen und Colleginnen aus Vorsicht gefaßt hatten, so berührte sie augenblicklich den Descui-

dado mit ihrem Stab, und verwandelte ihn in eine häßliche Kröte. Nach dieser Rache entfernte sie sich, ohne sogar die Versammlung zu würdigen, ihr in der Kapelle beyzuwohnen; so böse war sie über den unhöflichen Empfang ihres Thürhüters geworden.

Dieses sonderbare Ereigniß machte auf ewig dem Feenreich ein Ende, das so viele Jahrhunderte gedauert hatte; denn als die Ceremonie vorbey war, fanden die Feen und Geister Niemanden, welcher den Zauber ihrer Verwandelung lösen konnte. Sie verwünschten wohl tausendmahl den Descuidado, den sie unter seiner Krötengestalt recht gut erkannten, aber alle ihre Verwünschungen konnten dem Uebel nicht abhelfen, das er angerichtet. Melusine selbst hatte einige Zeit darauf Ursache, sich ihre Rache reuen zu lassen, denn da sie nichts von dem wußte, was zu Sevilien vorgegangen war, und an einem gewissen Abend beym Mondschein es rathsam fand, sich in eine Sirene zu verwandeln, in der Zuversicht, daß der erste Geist oder die erste Fee, die ihr begegne, die Gefälligkeit haben würde, sie mit dem Stäbchen zu berühren; so befindet sie sich noch immer in dieser

betrüglichen Erwartung, und ist gezwungen, wider ihren Willen diese monstreuse Gestalt zu behalten. Sie ist schon von vielen Personen so gesehen worden, allein ihre ganze Zauberey schränkt sich jetzt auf diese Art von Erscheinungen ein; denn die Macht einer Fee hört auf, so lange sie verwandelt ist. Seit dem fatalen Vorfall in der Kapelle der Ines, hat also das Feenreich, durch Descuidado's Unvorsichtigkeit und **Melusinens** Jähzorn, seinen Untergang gefunden.

VII.

Laurin,

der Zwergen-König.

Hört an die wundersame Mähr von Laurin dem Zwergen-König, *) vernehmet, was er that, und wie es ihm ergieng.

*) Diese Erzählung ist der vierte Theil des Heldenbuches, (von welchem ich die Ausgabe Frankf. a. M. 1560. vor mir habe,) welches im Original also überschrieben ist: „Von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, Wie er seinen Rosengarten mit so großer Mannheit und Zauberlist bewaret, biß er zuletst von den Helden bezwungen wardt vnd jhr Gauckelmann sein mußt.“ u. s. w. Dieses Buch hat Heinrich von Osterdingen, (nach andern Of-

Zuvor aber laßt euch, als ein Eingang zu dieser wundersamen Geschichte, etwas erzählen von dem Wesen und Ursprung der Zwerge, Riesen und Helden.

Zuerst

terdingen und **Efterdingen,**) dem Heldenbuche zu gefügt, wie er selbst am Schluße desselben sagt:

„Heinrich von Osterdingen
Diese abenthewr gesungen hat, u. s. w."

Flögel hat (Gesch. der Komisch. Litteratur I Th. S. 211.) angenommen, **Wolfram von Eschenbach** habe die beyden ersten Bücher des Heldenbuches, und **Osterdingen** die beyden letztern gesungen. Allein, er irrt sich zuverläßig. Nur ein wenig Aufmerksamkeit bey der Lektüre des Heldenbuches wird sogleich für das Gegentheil sprechen. Offenbar sind die drey ersten Bücher von **Eschenbach**, und nur das vierte Buch allein von **Osterdingen**. Dieses hat auch **Schütz** bemerkt, (in seinen Nachrichten von dem alten Heldenbuche; in der **deutschen Monatsschrift**, Mon. April. Jahrg. 1795. S. 372 — 388.) und jeder Leser wird es bemerken, der es sich angelegen seyn lassen will, den Ton und die Manier, in welcher die drey ersten Bücher geschrieben sind, mit der Manier, in welcher das vierte Buch geschrieben ist, zu vergleichen.

Zuerst entstanden die Zwerge auf der Welt. *) Land und Gebirge waren damals noch wüste und ungebaut, und viel Gold und Edelgestein lag versteckt in den Gebirgen. Darum erschuf der Herr die Zwerge gar listig und weise, und gab ihnen Verstand, zu erkennen, wozu alle Dinge gut und heilsam waren. Sie wußten um die Kräfte der Steine und kannten ihre Güte. Etliche Steine gaben große Stärke, etliche machten diejenigen unsichtbar, welche sie bey sich trugen, und das nannte man eine Nebelkappe. Darum bebauten die Zwerge die Berge gar klug und einsichtsvoll, und wurden reich und mächtig.

*) Diese Erzählung ist, so viel wie möglich und schicklich, mit Beybehaltung der Original-Simplicität, nach dem Berichte gemacht worden, welcher auf ein paar Blättern, unter der Ueberschrift: „**Wie die Helden des ersten sind auff kommen, auch wie sie wieder ab sind gangen, vnd ein end genommen haben** u. s. w." dem **Heldenbuche** als Anhang (vermuthlich von neuerer Hand) beygefügt worden ist. Dieser Bericht ist in Prosa, und nicht in Versen, wie das Heldenbuch selbst, abgefaßt.

Es vermehrten sich aber indessen die wilden Thiere und Würme *) gar sehr, so daß die Zwerge in große Gefahr kamen, und sich derselben nicht mehr erwehren konnten. Da ließ der Herr die Riesen entstehen, die Unthiere zu bändigen und zu erschlagen, damit das Land wie zuvor konnte gebaut werden.

Aber die Riesen blieben nicht lange ihrer Bestimmung getreu. Sie vergriffen sich bald selbst an den Zwergen, deren Beschützer sie seyn sollten, und thaten ihnen viel Leid und Schmach an.

Da schuf der Herr die Helden, die waren „ein mittel volck, vnder der dreyen hand volck." — Diese sollten den Zwergen zu Hülfe kommen gegen die pflichtvergessenen Riesen, und gegen die schädlichen Thiere und Würme.

Diese Helden liebten den Krieg, und waren stark und behende. Sie ehrten und schützten die

*) Würme, d. i. Drachen, Lindwürme, Serpenten u. s. w. wie die alten Romanziers diese Unthiere nannten, ohne welche eine abentheuerliche Helden- und Rittergeschichte gar nicht seyn konnte.

Fräuen, und bestanden, ob ihrer Schönheit und Minne, viel Abentheuer zu Schimpf und Ernst.

So viel als Eingang zu unserer Erzählung, und nun zu derselben selbst.

* * *

In Steyermark lebte ein junger kühner Degen,*) Dierlieb genannt, der hatte eine schöne Schwester:

„Sie was ein wunnigliche Maget **)
Von der man gar viel lobes saget.“

Diese gieng eines Tages, begleitet von ihren Frauen und Zofen, von ihrem Bruder und seinen Rittern, ins Grüne, und lustwandelte gar vergnügt auf den schönen Auen umher, als plötzlich Laurin, der Zwergen-König, ***) durch seine Ne-

*) d. i. Ritter.

**) d. i. Magd; Fräulein; Jungfrau.

***) Der Uebersetzer des Boccacio: **von vortrefflichen Weibern** Augsb. 1543. **Dr. Heinrich Steinhöwel** sagt in der Vorrede dieses Buchs ausführlich, daß ein gewisser **Graf Laurenz von Tyrol** wegen seiner reichhaltigen Erzgruben der Klei-

belkappe allen Augen unsichtbar, sich herbey schlich, das schöne Fräulein ergriff, und mit sich davon führte.

Als er sich mit ihr in Sicherheit sah, machte er sich ihr sichtbar, erklärte ihr seine Liebe, sprach viel von seinen Schätzen, und bot ihr Hand und Krone an.

Da antwortete ihm das Fräulein:

„Gab Dietlieb mein Bruder mich dir zum Weibe, so bin ich es sehr wohl zufrieden deine Gemalinn zu werden, ist das aber nicht, so wirst du nichts von mir erlangen, und ich werde nie die Deinige werden.“

Laurin bot seine ganze Beredsamkeit auf, sprach von seiner Herrlichkeit und Macht, legte ihr Krone und Zepter zu Füßen, und bat sie um ihr süßes Ja; aber vergebens. Die schöne Maid spottete über seine Gestalt, und wollte sich nicht nach seinem Willen fügen.

ne **Laurin** mit seinen Erdmännlein oder Zwergen geheißen habe. Aus diesem Manne haben die Romanziers unsern Zwergen-König Laurin gemacht, dessen Abentheuer wir hier lesen. S. Flögels Gesch. der Kom. Litter. I. Th. S. 212.

Der König hörte nicht auf von seinem Reichthum zu sprechen, und endlich schien es, das Fräulein werde sich eines bessern bedenken. In dieser Hoffnung setzte der Kleine die Vorzüge seines Besitzthums noch deutlicher heraus.

„Da sprach sich die minnigliche: *)
Seit **) jr denn viel guts so reiche,
So sollen wir alles trawren lan. ***)
Der König zu lachen da begahn.“ ****)

Indessen erhob sich unter der Linde im Grünen großes Klagen über das Verschwinden des Fräu-

*) Die Minnigliche. Dieses Wort wird im Heldenbuche immer als Substantivum gebraucht, so wie wir etwa sagen: Die Schöne. Schade, daß unsere neuern Dichter dieses Wort haben verloren gehen lassen! — Der Reim zeigt, daß im Original die **Minnigleiche** gestanden hat. Man hat im XV. und XVI. Jahrh. die Sprache des Originals modernisirt; d. i. wie **Morhof** sagt: „von Meister Klügling verbessert, oder verschlimmert.“

**) Seyd.

***) lassen.

****) begann.

leins. Niemand wußte, wohin sie gekommen war, und nirgends war sie zu finden. Die Frauen und Zofen beweinten den Verlust ihrer Gebieterinn, und ihr Bruder Dietlieb, dem dieser Unfall gar sehr zu Herzen gieng, wußte sich nicht zu rathen und zu helfen.

Er ließ sogleich sein Roß satteln, und ritt, um sich Rathes zu erholen, zum alten **Meister Hiltebrant** *), dem er sein Leid klagte.

Der Alte gab ihm gar weislich Bescheid, die Schwester aufzusuchen. Er selbst erbot sich, ihn

*) Dieser **Hiltebrant**, (auch **Hildebrand**) war ein weiser und kluger Mann, weshalb er auch den Namen **Meister** führte. Er war ein Sohn Herzogs Bechtung von Meran, und der Erzieher **Dietrichs**, des Helden, dessen Abentheuer in den erstern Theilen des Heldenbuchs besungen sind. Er machte den Zug gen Worms mit, zum Kampf in Grimmhilds Rosengarten, und ob er gleich schon alt war, kämpfte er damals doch so herzhaft mit gegen König Gibbich, daß dieser unterliegen mußte. Er starb endlich, erschlagen von König Günthern, Bruder der Prinzessinn Grimmhild. — S. meinen Aufsatz: **Deutsche Helden der Vorzeit**, im XVIII. Bde. der **Bibliothek der Romane**. S. 92. 93. R.

mit seinen Rittern auf diesem Zuge zu begleiten, und ihm beyzustehen mit Rath und That.

Das Vorhaben wurde sogleich ausgeführt. Man rüstete und wapnete sich, man saß auf, und die Fahrt wurde angetreten.

Auf der Haide fanden sie einen Waldmann, vorher ein „König der Berge,“ jetzt von König Laurin geächtet und verbannt. Auf diesen ritt Hiltebrant zu, und wollte ihn sogleich bey dem Schopf nehmen. Er aber bat und klagte:

„Was wollt Ihr mir thun? Ich bin ein armer Waldmann. Mich hat geächtet König Laurin, ein Zwerg von großer Stärke, der wohl hundert Mann bestehen mag.“

„Sag uns mehr von diesem Könige Laurin;“ — sagte der Alte sehr listig und ausforschend.

„Er ist ein mächtiger Herr; — fuhr der Waldmann fort; — ungefähr zwey und dreyßig Jahr alt, und ist sehr stark und reich. Seinen Hof hält er auf einem schönen grünen Anger, auf welchem

er einen herrlichen Garten angelegt hat. Ein seidener Faden geht um den Garten herum, und vier goldene Pforten führen in denselben. Sind sie geschlossen, so erbricht sie keines Menschen Stärke leicht. Wollte einer den Faden zerreißen, der müßte seine Kühnheit mit dem Leben büßen, und die Rosen des Gartens, wird er wohl ungebrochen lassen. Die Verwegenheit an den Faden zu zerren und zu reissen, kostet einem jeden der das zu thun wagt, den rechten Fuß und die linke Hand."

Nun wußte der Alte genug, und führte seinen Zug sogleich zu dem Held Dietrich nach Bern, der ein starker und kühner Kämpe war, und keine Gefahr scheute.

Dieser wurde von dem Endzweck des Zugs belehrt, und versprach sogleich, die Ritter auf ihrer Fahrt nach Laurins Rosengarten zu begleiten. Wittich erbot sich, ein kühner Degen, sein Waffengesell zu seyn. Der Ritt gieng sogleich auf den Rosengarten zu, und Dietrich sprach:

„Ich muß sehen die Rosen rot,
Sollt ich drumb kommen in grosse not."

Sie ritten, ohne sich aufzuhalten, gerade nach Tyrol, und waren sehr begierig, das Abentheuer, auf welches sie ausgeritten waren, zu bestehen.

„Da kamen die zween Helden kün,
Auf einen Anger der was *) grün
Für ein schönen Rosengarten.
Darumb so warn all die Pforten
Von rotem Gold und edlem Gstein,
Viel Schönheit in dem Garten lag,
Die Rosen gaben süssen gschmack **)
Und dazu gar lieblichen schein.“

Dietrichen gefiel der Garten gar sehr, und er mochte in demselben keinen Schaden anrichten. So dachte aber nicht **Witrich** sein Gefährte. Dieser schlug die Pforten ein, zertrat die duftenden Rosen und verheerte den herrlichen Garten mit Ingrimm und großer Kühnheit.

*) war.

**) d. i. Geruch. — In Nürnberg sagt man noch statt riechen, schmecken. Man fragt dort: „Wie schmeckt die Blume?“ — Ein Blumenstraus heißt daselbst: eine Schmecke.

Siehe, da kam König Laurin einher geritten. Er saß gar stattlich zu Rosse, und führte einen mit Golde umwundenen Speer. An dessen Spitze hieng ein seidenes Fähnlein, in welches sehr natürlich anzuschauen, zwey Windhunde gewirkt waren. Er saß auf einem grauen, mit einer goldenen Decke belegten Rößlein, welches mit einem goldenen Zaume gezäumt, und mit einem, mit Edelgesteinen besetzten Sattel, gesattelt war. Seine Füße standen in goldenen Stegreifen. Roth war Beingewand und Schurz. Ein schönes Schwerdt prangte an seiner Hüfte, eine glänzende Sturmhaube bedeckte sein Haupt, und seinen Leib verhüllte ein köstlicher Harnisch, wohlgehärtet mit Drachenblut. Um den Leib schlang sich sein Zaubergürtel, der ihm zwölf Männer Stärke gab. An seinem linken Arme trug er sein goldenes Schild, mit Sperbern und Leoparden bemahlt. Ein seidener, mit Edelgesteinen besetzter Waffenrock umgab ihn, und auf der Krone, welche seinen Helm zierte,

„Saßen vnd sungen Vögelein,
Nachtigal, Lerchen vnd die Zeise,
Fein sittsam vnd in stiller weise.
Lieblich geleich als ob sie lebten

Vnd in einn grünen Wald vmbschwebten.
Mit listen was solches erdacht
Vnd mit Zauberey wohl verbracht."

Kaum sah er, als er an seinen Garten kam, wie es jetzt darinn' aussah, und erblickte die beyden Ritter als Urheber des angestellten Frevels, als er sein Roß anhielt, und vor Grimm beynahe die Sprache verlor.

Die Ritter welche ihn erblickten, staunten, und Witrich sprach zu seinem Waffengesellen:

„Das mag gar wohl ein Engel seyn.
Ich glaub S. Michael der weiß
Fährt erst daher vom Paradeis."

Sie grüßten ihn fein höflich und zierlich. Er aber bekam die Sprache wieder und ließ sie hart an. Er sprach:

„Ir Holzböck vnd ir wilden Affen!
Was habt ir in dem mein *) zu schaffen?
Ir mögt gar wol zwen narren sein.
Ewr jeglicher **) ist ein recht Waldbawr.

*) Das Mein; — das Meinige. Mein Eigenthum.

**) Ein jeder von euch.

Wer hat euch Esel hergebeten,
Das jr mir hie habt so zertreten
Die meinen schönen Rosen rot?“ *)

„Ihr seyd des Todes! — fuhr er fort. — Oder ihr laßt Fuß und Hand für euere Verwegenheit hier.“

Diese Anrede verdroß Held **Wittichen** fast sehr.

„Was bildet sich dieses Wichtlein wohl ein? — sprach er; — Uns also Hohn zu sprechen?“

„Roß vnd Mann sind beyde klein,
Ich nehm es wol bey einem Bein,
Vnd würff es an die steinen wandt,
Das thet ich wol mit einer handt.
Dauon müß es denn liegen todt
Hie in den liechten Rosen rot.“

„Sey ruhig! versetzte Dietrich; — Bewegenheit ohne Noth ziemt keinem klugen Mann.“

„Und Verzagtheit keinen Ritter; — fuhr Wittich fort. — Ich weiß nicht was du willst? Getrauen wir beyde uns doch wohl einen ganzen

*) Wer fühlt nicht den Wohlklang dieser Zeile?

Schlachthaufen anzugreifen, warum sollten wir diesen Zwerg fürchten? Du nennst dich einen „Biedermann“ und willst dich von diesem Knäblein höhnen, willst dir von ihm drohen lassen? Leide du das, wenn du kannst. Ich dulde es nicht.“

Damit stürzte er sogleich den Helm auf den Kopf, schwang sich auf den Sattel, legte die Lanze ein, und sprengte auf seinen kleinen Gegner zu.

Dieser bot ihm die Lanze, und sie trafen sogleich auf einander.

Ein kraftvoller Stoß unter den Helmkragen, geführt von des Kleinen Hand, streckte Freund Wittichen straks zu Boden. Er taumelte aus dem Sattel, und maß die Erde.

Alsobald sprang Laurin von seinem Rosse, geschäftig ihm Hand und Fus, als Pfand, abzuhauen.

Da sprang Dietrich herbey und sprach:

„Was willst du thun?“

„Pfand will ich nehmen für meinen verwüsteten Rosengarten; — entgegnete der Zwerg. — Auch du mußt Hand und Fuß lassen, und wärst du auch Dietrich der Berner.“

„Der bin ich!“

„Desto besser! — fuhr Laurin fort, indem er Wittichen an Händen und Füßen knebelte. — Desto besser! ich kann dich ohnehin nicht leiden.“

„Nimm deine Lanze, und laß sehen, was du gegen mich vermagst.“

„Recht gern!“

Alsobald saßen beyde auf, und nahmen Feld ein, gegen einander zu rennen. Schon hatten sie die Lanzen eingelegt und gesenkt, und schon drückte Dietrich seinem Rosse die Sporen in die Seite, seinen Lauf zu beflügeln — als auf einmal querfeldein der alte Hiltebrant, der kühne Wolffhart und der edle Dietlieb der Steyerer, herbey gesprengt kamen.

Hiltebrant ritt rasch zu und fiel dem Berner in die Lanze.

„Was wollt ihr thun? — schrie er ihm zu. — Ihr mögt dem Zwerge nie zu Rosse bestehen. Er wirft euch ab. — Wollt ihr mit ihm kämpfen, so steigt ab vom Rosse, geht ihm zu Fuße mit Schild und Schwerdt zu Leibe, und „trefft ihn recht wohl an die Ohren, daß er das Aufstehen vergißt.“

Diesen Rath befolgte der Berner, stieg ab von seinem Rosse, und forderte seinen Gegner auf einen Fußkampf heraus.

Dieser nahm die Ausforderung sogleich an, und beyde giengen mit Schild und Schwerdt auf einander los.

Es erhob sich ein harter Kampf. Laurins dritter Schlag schlug dem Berner das Schild aus der Hand, was ihm gar sehr verdroß.

Er nahm das Schild wieder auf, und gieng wüthend auf seinen Gegner los. Dieser wehrte sich aber tapfer, und nur mit großer Anstrengung gelang es endlich Dietrichen, seinen Gegner zu ermüden.

„Der Teufel hat den alten Hiltebrant mit seinem Rathe hieher geführt!“ — knirschte Laurin.

„Schimpf auf meinen lieben Meister nicht! — entgegnete ihm Dietrich; — oder ich schlage dich sogleich zu Boden.“

Damit gab er ihm einen Schlag an die Ohren, daß ihm der Kopf brummte.

Laurin taumelte zurück, kam aber bald wieder zu sich, zog sein Zauberkäpplein hervor, stürzte es

über den Kopf, und war sogleich unsichtbar. Nun brachte er seinen Gegner in große Noth, und schlug ihm mehr als zwölf Wunden. Dietrich hieb wie ein Verzweifelter um sich herum, fühlte immer das Schwerdt seines Gegners, und wußte ihn doch nirgends zu treffen. Er tobte und fluchte, er schalt und schrie, und wußte seinem ohnmächtigen Grimme kein Ziel zu setzen.

Da nahte sich ihm der alte Hiltebrant, und gab ihm einen weisen Rath, den er sogleich zu benutzen suchte.

„Ich bin allenthalben verwundet, schrie er seinem Gegner zu; — und du gehst mit zauberischer Hinterlist zu Werke. Das mag dir keine Ehre bringen. Wirf deine Nebelkappe ab, deine Waffen von dir, und laß uns unsere Stärke im Ringen gegen einander versuchen.“

Laurin, der sich auf die Kraft seines Zaubergürtels verließ, der ihm zwölf Mannes Stärke gab, war sehr wohl mit diesem Antrage zufrieden, und der Ringkampf begann.

Der Zwerg packte Dietrichen bey den Knieen, und warf ihn mit seltsamer Stärke nieder, daß

vom

vom Fall und Sturz des Helden der Boden laut ertönte. Dietrich wurde wüthender als zuvor, griff seinen Gegner mit nervichter Faust in den Gürtel, hob ihn hoch über sich in die Luft, und schleuderte ihn weit hinweg durch die Luft an den Boden. Der Zaubergürtel riß, des Zwergen Stärke war dahin, und der Berner wurde seines Gegners Meister. Sogleich lief der kluge Hiltebrant hinzu, hob den Gürtel auf, und nahm ihn zu sich.

Laurin flehte überwunden um sein Leben. Dietrich wollte nichts davon hören, und drohte ihm schnaubend den Tod.

Da ermannte sich Laurin, und lief mit wohlüberdachtem Plane auf Dietlieb zu.

„Edler Ritter! — schrie er; — nimm dich deines Schwagers an. Denn wisse, bey mir ist deine Schwester, die Königinn meines Reichs, die Eigenthümerinn meiner Schätze und Macht.“

Da Dietlieb das vernahm, trat er zu Dietrichen und bat ihn:

„Gebt mir den kleinen Laurein
Als lieb euch alle Ritter sein.“

Davon wollte aber der edle Berner nichts hören. Er zeigte ihm seine Wunden und sprach:

„Seht wie ich gezeichnet bin durch List und Bosheit dieses Buben! Ich muß Rache haben, und er muß sterben.“

Dietlieb erbot sich statt seines Schwagers zum Kämpen, und wollte die Sache desselben verfechten. Da aber der Berner das Erbieten nicht annahm, entschloß der Steyerer sich kurz, schwang sich auf sein Roß, nahm Schild und Lanze, und trotzte so Dietrichen den Kampf ab.

Und nun erhob sich ein schrecklicher Zweykampf. Sie sprengten hart zusammen, und ihre Spere flogen in Splittern weit umher. Schnell verließen sie ihre Rosse, griffen zu den Schwerdtern, und giengen ergrimmt auf einander hinein. Das Schlagen und Stechen wollte kein Ende nehmen. Blut floß in Strömen, und keiner wollte dem andern weichen.

„Sie wuten im Blut über die sporn.
Den liechten Rosen vnd dem Klee,
Geschah da aus der massen weh.“

Endlich spaltete Dietlieb seines Gegners Schild mit einem mächtigen Streiche. — Dietrich nahm sogleich sein Schwerdt in beyde Hände, holte weit aus, und versetzte dem Steyerer einen solchen kräftigen Hieb über den Kopf, daß er zu Boden taumelte. — Dietlieb raffte sich wieder auf, und lief seinen Gegner an. Dieser empfieng ihn so kräftig, daß Dietliebs Schild zerspaltet, mit einem Hieb, ihm von der Faust flog. — Nun waren sie beyde ohne Schild, und giengen mit dem Schwerdt auf einander hinein.

Aber länger konnte der alte Hiltebrant den grimmigen Kampf nicht mit ansehen. Auch Wolfhart und der wieder losgebundene Wittich, machten sich herbey. Sie liefen alle viere zwischen die Kämpfenden, und Hiltebrant rufte: „Friede!“ aus.

„Höret meinen Rath, — sagte der Alte; — und zerhackt Euch nicht die Knochen vergeblich. Ihr seyd Freunde, und müßt Euch einander nicht nach dem Leben stehen. — Macht Friede, und schenkt dem Zwerge das Leben, das Ihr ihm nicht gegeben habt. — Er soll Buse geben und Ersatz.“

Da Dietrich seinen Meister also sprechen hörte, verwandelte sich sein Zorn sogleich in gute Freundschaft, denn er ehrte seines Erziehers Gebot wie einen Befehl.

Die Kämpfer gaben die Hände einander, und warfen die Schwerdter in die Scheiden.

Laurin trat herzu und begann:

„Es ist wohl wahr, edler Steyerer, daß ich deine Schwester Siegmilde geraubt, und in mein Reich mit List geführt habe. Dort ist sie Herrin all dessen, was mein ist. Aber noch ist ihre Ehre unverletzt:

„Sie ist noch her ein reine Meydt;
Das wiß für ein gantze warheit.

Dieses Geständnisses freute Herr Dietlieb sich sehr. — Aber Laurin fuhr fort:

„So bitte ich euch nun insgesammt, ihr viel edlen Helden! kommt mit mir und kehrt bey mir in meinem Berge ein, wo es euch sehr wohl gefallen wird, und wohl gehen soll.“

Auf Hiltebrants Rath wurde diese Einladung angenommen, und ritten dem Zwerge nach.

In der stärksten Abenddämmerung erreichten sie endlich den Berg, Königs Laurins Wohnung. Der Zwerg zog an einer Glocke, und der Berg wurde aufgethan.

„Als nun der Berg ward aufgethan,
Ein liechter Schein herfür ward gahn,
Der leuchtet schön, recht als der tag,
Von krafft des gsteins so darinn lag.“

Sie kamen in den Berg, wo sie mit staunenden Augen viele Wunderwerke beschauten. Sie hörten Vögelsang und liebliche Musik. Die Zwerge wandelten hin und her, und bewirtheten sie gar freundlich und gut.

Als der Tag anbrach, verließen sie den Berg, dem kleinen König in sein Hoflager zu folgen. Sie ritten von dannen, und kamen auf einen schönen grünen Plan, auf welchem sie allerley Thiere sahen, Vögel gar anmuthig singen hörten, und froh und guter Dinge waren.

Gegen über lag ein Berg, daran hieng ein goldenes Horn. Laurin gab mit demselben ein

Signal, und der Berg that sich sogleich auf. Er gieng hinein, und die andern folgten ihm nach.

Hier sahen sie nun des Königs prächtige Hofhaltung, und gewahrten seinen Reichthum und seine Schätze.

Die Zwerge lebten hier, wie die Menschen auf der Welt. Sie spielten, sangen und tanzten, und lebten vergnügt. Einige rennten im Turnier gegen einander, andere rangen mit einander, balgten, rangen und schlugen sich ritterlich unter einander. Das machte den Fremden viel Spas.

Der König zog sie zur Tafel, wo sie fürstlich bedient, und durch Sänger und Saitenspiel ergözt wurden.

Endlich kam auch, die Gäste zu bewillkommen, Siegmilde, die schöne Jungfrau herbey.

„Ein reiche Kron die was güldin
Trug auff die edle Königin.
Edelgesteins lag viel daran,
Ein Landt mögt es nit vergolten han.

In dieser Kron lag auch ein stein,
Wem er unter die Augen schein
Der ward frölich und gemeyt. *)"

Sie empfieng die Gäste sehr freundlich, hies sie willkommen, und fiel ihrem Bruder um den Hals.

Dieser fragte sie:

„Wie geht es dir, liebe Schwester? — Hast du Lust hier zu bleiben oder nicht?"

„Ach lieber Bruder! antwortete das züchtigliche Fräulein; — Ob es mir hier gleich sehr wohl geht, ob ich gleich alle meine Wünsche hier zuvorkommend erfüllt sehe, so sehne ich mich doch herzlich, wieder bey meinen Freunden und Bekannten zu seyn, und nicht mehr unter diesen Zwergen und Heiden leben zu dürfen. Denn

Diß ist ein vngetaufts gepiet, **)
Sie glauben an Christ vom Himmel nit.

*) gemuthet; wohlgemuthet.

**) Gebiet.

Ir glaub der ist mir gar vnwert
Mein gemüth heim zu landt begert."

„Sey ruhig, liebe Schwester! — tröstete sie Dietlieb. — Ich entführe dich dem Zwerge gewiß, darauf kannst du dich verlassen."

Indessen wurden die Ritter mit Sang und Saitenspiel ergötzt, und als sie entwappnet waren und schöne Kleider bekommen hatten, setzten sie sich zur Mahlzeit. Hier wurde die Zeit mit allerley Kurzweil verbracht, und endlich, als die Tafel aufgehoben war, hies der König Siegmilden in ihr Gemach gehen.

Dahin folgte er ihr bald nach, und klagte ihr, wie es ihm ergangen war, daß man seinen Rosengarten zerstöhrt, und ihm seinen Gürtel zerrissen habe.

Die schöne Siegmilde suchte ihn mit freundlichen Worten zu trösten, und bat um das Leben der Ritter, welches er ihr versprach. Dafür beschenkte sie ihn mit einem güldenen Ringlein:

"Vnd wer das trug an seiner handt
Dem macht es zwölff Mannes krafft bekannt;"

ihn damit für den Verlust seines Gürtels zu entschädigen.

Aber Laurin gedachte Arges in seinem Herzen, und ließ den edlen Steyerer zu sich entbieten.

Dietlieb kam, sein Begehren zu vernehmen.

„Ich werde dir — sprach Laurin; gnädig seyn um deiner Schwester willen, auch weil du dich meiner gegen den Berner annahmst, will ich dich wohl belohnen mit Schätzen und Kostbarkeiten; jedoch verlange ich dagegen von dir das Versprechen, deiner Gesellen dich nicht anzunehmen. Denn diese verlassen lebendig diesen Berg nicht wieder.“

„Wie unterstehst du dich, mir so etwas zuzumuthen? — fragte Dietlieb ganz zornig. — Was ihnen geschehen soll, geschehe auch mir.“

Da lachte der Zwerg gar heimtückisch und sprach:

Du wirst es schon näher geben.“

Damit gieng er fort, und verschloß ihn schnell in das Gemach.

Nun aber gieng Laurin mit verstellten Mienen zu Dietliebs Gesellen, hies sie lustig seyn, und setzte ihnen einen zauberischen Schlaftrunk vor. Diesen hatten sie kaum zu sich genommen, als sie alsobald entschliefen.

Da ließ Laurin sie fesseln und binden, und rufte einen Riesen herbey, der die Helden alle viere an eine Stange hieng, sie forttrug, und in einen abscheulichen Kerker warf.

Als die Helden dort erwachten, fanden sie sich schimpflich gefesselt, und geriethen in große Wuth. Ja, Dietrich kam in solchen Zorn, daß sein Athem sich entzündete.

„Den Held begreyff *) sein grimmer zorn
Da er also in banden hieng.
Ein dampf jhm aus dem Munde gieng
Der verbrannt jhm die seinen band.
Entlöset **) ward da jhm ein handt.“

*) ergriff.

**) Wir haben dieses gute Wort aus unserer Sprache verloren.

Da er seine Hände frey hatte, entledigte er seine Gesellen ihrer Bande. Aber noch waren die Füße mit einer eisernen Kette gefesselt.

„Die Ring waren wol armes groß.
Herr Dietrich das gar sehr verdroß.
Wol mit der Faust schlug er daran,
Sie mußten von einander gahn.
Recht als es wer ein weiches Ey,
Die Ring die brach er all entzwey.“

Als das geschehen war, entledigte er auch seine Gesellen der Fesseln, und nun beklagten sie ihr Unglück, zwar ungefesselt, aber dennoch nicht befreyt.

Indessen verlangte Dietlieb seine Gesellen zu sehen, und erfuhr von seiner Schwester, wie es ihnen gieng.

Er bat um seine Waffen, seine Gefährten mit Gewalt zu erlösen, und Siegmilde versprach ihm ihren Beystand zu seinem Unternehmen.

„Ein Fingerlein *) von Gold so rot
Sein liebe schwester im da bot.
Sie sprach: stoß dieses an dein Handt,
Es ist dir besser denn ein Landt.
Von des krafft siegst du wenn du wilt.“

Nun wappnete sich Dietlieb, und warf seinen Freunden durch ein Loch ihre Waffen in den Kerker.

Als dies **Laurin** gewahr wurde, stieß er sogleich in sein Streithorn. Urplötzlich waffneten sich alle Zwerge, als sie des Königs Nothruf vernahmen, und eilten herbey. Dietlieb ließ sich nicht lange suchen, und schlug sogleich los. Da erhob sich ein schrecklicher Kampf, und des Streitens und Schlagens wurde schier kein Ende. Dreyhundert Zwerge setzten sich zur Wehre, und Dietlieb schlug unter sie hinein, als mähte er unter Wiesengras und Feldblumen. Wie eine Wetterflamme fuhr sein gutes Schwerdt, Walsung **)

*) Fingerreif; Ringlein.

**) Die Schwerdter und Rosse der alten Helden hatten alle Namen, wie wir wissen.

genannt, um ihn her, wo es niederfiel, da traf es mit fürchterlicher Allgewalt, und zerschlug, was es fand.

Die Zwerge wehklagten und schrien, bestürzt über ihre Niederlage, entsetzlich. Aber so stark auch der Held unter ihnen aufräumte, so mochte er sie doch nicht wohl bändigen, denn wenn er ihrer zehne erschlug, liefen ihm wieder dreyßig andere an.

Die im Kerker vernahmen den Lärm. Dietrich wappnete sich und schrie:

„Ich muß hinaus! — draußen giebt's Streit und Gefecht.“

Da zog der alte kluge Meister den Gürtel hervor, den er wohlverwahrt und aufgehoben hatte nach Dietrichs Kampfe mit Laurin; gab dem Berner denselben, und erinnerte ihn an die Kraft desselben. Dietrich nahm den Gürtel, schlug die Thür des Kerkers zusammen, und stürzte sich hinaus unter die Zwerge, deren Anzahl sich jetzt um einige tausend Mann vermehrt hatte. Es ist nicht zu erzählen, wie der Berner mit Kraft und Macht in das Zwergen-Heer ein-

brach, es ist nicht zu sagen, wie grimmig er Tod und Mord auf allen Seiten verbreitete.

Jetzt stieß er auf Laurin, der grimmig auf ihn anrannte, und gab ihm einen Schlag, daß er sogleich niederstürzte. Dann zog er ihm den Ring vom Finger, und gab denselben seinem Meister Hiltebrannt, der ihn alsobald an seinen Finger steckte.

Indessen war ein Zwerg in großer Angst, als er den König fallen sah, vor den Berg gelaufen, und stieß dort aus Leibeskräften in ein Horn. Des Hornes Schall fuhr über Berg und Thal in den Wald, wo fünf Riesen wohnten, welche Laurins Beschützer waren. Diese hörten kaum den Hülferuf, als sie sich mit Schwerdtern und stählernen Stangen wappneten, Bäume ausrissen, und damit ihrem Könige zu Hülfe eilten.

Die schöne Siegmilde hatte indessen auch die andern beyden Ritter mit Ringen voll Zauberkraft versehen; und als nun die Riesen kamen, erhob sich, Mann gegen Mann, ein fürchterlicher Kampf. Fünf tausend Zwerge waren bereits erschlagen, und nun fielen auch die fünf Riesen noch dazu.

„Zwerg vnd Rysen waren todt
Da floß ein See von blut so rot
Spannen tieff vnd dennoch meh.
Die Ritter in dem blut so rot
Wuten da biß zu halben knie.“

Nun fiengen die Sieger an, aufzupacken. Einige Wagen wurden mit Schätzen und Kostbarkeiten beladen, Siegmilde wurde befreyt, und die Ritter zogen heim in ihr Land.

„Sie wurden da gar schön empfangen
Von rotem Mund vnd liechten Wangen.
Viel manche Jungfraw wolgethan
Sach man ihn da entgegen gahn.
Viel höfflichs grüssen da gschach.
Auch manche schöne Fraw man sach
Die ihnen da entgegen giengen
Vnd sie gar wirdiglich empfingen.“

Da wurde gefragt, erzählt, geantwortet, getrunken und gespeißt in hoher Fröhlichkeit. Alle waren froh und vergnügt über den glücklichen

Ausgang des Abentheuers. Nur **Laurin** konnte nicht Theil an ihrer Freude nehmen. Denn,

„Der mußt zu Bern ein gauckler sein.“

Dietrich führte ihn mit sich; und aus einem mächtigen reichen Könige, wurde er ein Gauckler des Siegers, ein Spasmacher des Ueberwinders.

„Hiemit so endet sich diese Geschicht.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mylius, Wilhelm Christhelf Siegmund,

Gallerie von romantischen Gemälden, Arabesken, Grotesken, und Calots

Bd.: 2

1796

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940721-8